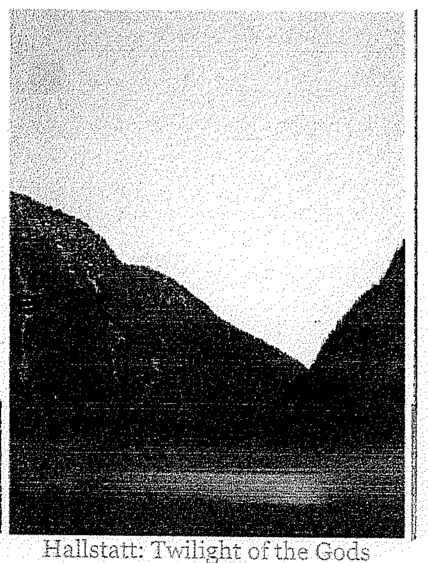
Die Charles Talin Sammlung

(The Charles Talin Collection)



Hallstatt: Twilight of the Gods

2008

B. von Volkmann-Leander

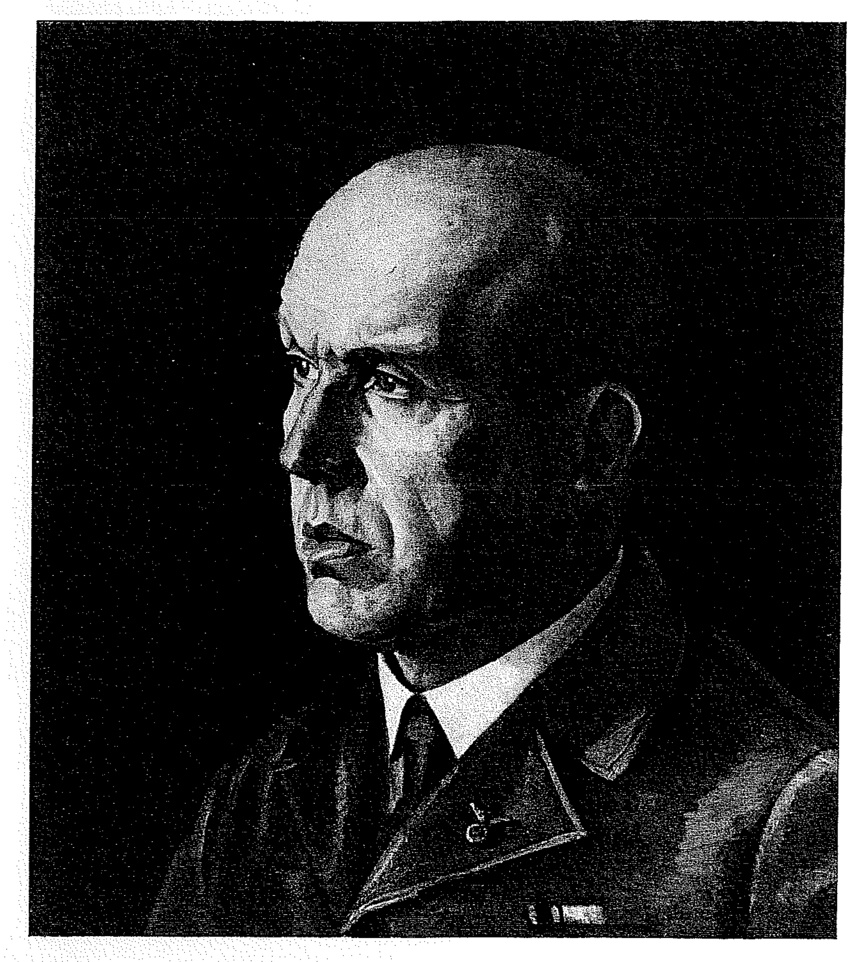
Soldaten oder Militärs?

Ein Buch zum Nachdenken



J. F. Lehmanns Verlag / München

B. v. Volkmann-Leander: Soldaten oder Militärs?



Nach einem Ölgemälde von Artur Wasner, Breslau

Bernhard von Volkmann Leander

Soldaten oder Militärs?

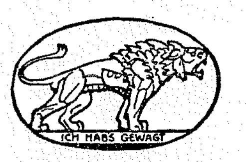
Ein Buch zum Nachdenken

Von

Bernhard von Volkmann-Leander

Zweite, umgearbeitete Auflage

In einer schwertgewohnten Faust begehrt
die Feder ihre Fehde wie das Schwert.
Conrad Ferdinand Meyer

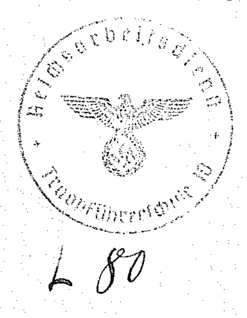


J. F. Lehmanns Verlag / München 1935

Gegen die Herausgabe dieser Schrift werden seitens der NSDAP keine Bedenken erhoben.

Berlin, 7. September 1935

Der Vorsitzende der Parteiamtlichen Prüfungskommission
zum Schutze des NS-Schrifttums



L 80

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung in andere Sprachen, behalten sich Urheber und Verleger vor.
Copyright 1931. J. F. Lehmanns Verlag, München

Druck von Kastner & Callwey, München
Printed in Germany

Vorwort zur zweiten Auflage

Es war in den Jahren der tiefsten Erniedrigung vor den September-Wahlen 1930.

Jahrelang hatten mich meine Freunde gedrängt, die Gedanken, die ich ihnen über den geistigen Aufbau einer neuen Wehrmacht vorgetragen hatte, nun endlich in Buchform zu fassen. Es erschien ein ungeheures Wagnis — in einer Zeit, wo die deutschnationale Partei sich allein das Vorrecht anmaßte, die nationalen Belange zu vertreten —, eine Kritik des alten Heeres im nationalen Sinne zu schreiben. Denn die Reichswehr stand zu jener Zeit zum mindesten Gewehr bei Fuß, wenn nicht unter dem geistigen Einfluß Gröners.

Und Brüning regierte, gestützt auf die Judenparteien mit Hilfe von Notverordnungen.

Jede Kritik am alten Heere und vor allem am Kaiser wurde von der Reaktion als ein Verbrechen bezeichnet.

So mußte dies Buch gegen zwei Fronten kämpfen. Gegen die Reaktion und gegen den Marxismus. Es mußte neue Wege weisen und durfte nicht nur kritisieren, sondern mußte aufbauen.

Abends stand ich als politischer Soldat auf der Rednerbühne, umheult von dem roten Mob in Versammlungen, die geflissentlich von den Reaktionären gemieden wurden. Es war jene Zeit, wo die bürgerliche Spießerpresse uns totschwieg, wo bestenfalls eine heldenmütige, siegreiche Saal- und Straßenschlacht gegen die Kommune oder gegen das Reichsbanner mit den Worten abgetan wurde: „Heute abend kam es zwischen Angehörigen verschiedener politischer Richtungen zu einem Zusammenstoß. Einige Verletzte wurden in Krankenhäuser gebracht."

In dieser Zeit waren wir verfehmt, wir wurden wie Aussätzige oder Irrsinnige behandelt, man nannte uns Radaumacher und politische Phantasten.

Wer aber ein Kämpferherz hatte, der war bei uns.

Es ist eine unerhörte Dreistigkeit der Auchnationalen, Stellen im Dritten Reiche zu beanspruchen mit der Begründung, „daß sie ja stets national gewesen seien".

Sie beklagen sich, daß man nicht auf sie und ihre sogenannten Köpfe zurückgreift und ihnen verantwortliche Stellen gibt. Warum haben sie uns befehdet als wir um dies Reich kämpften?

Warum sind sie nicht wie wir als Freiwillige eingetreten in dieser Zeit des Kampfes um die Macht?

Hat uns alte Kämpfer jemand „geholt“?

Wir waren glühende Idealisten der Bewegung und der SA., die unaufgefordert den Kampf aufnahmen.

Wir schoben Saalschutz, wir waren wieder Musketiere, hatten Namen, Rang und Stand vergessen, wir klebten Zettel, wir saßen in Spelunken mit den Ärmsten der Armen bei einem Glase Schnaps, wir standen vor jüdischen Richtern und wurden zu Gefängnis verurteilt! Aber wir waren mitten im Volk, waren Führer dieses „Volkes ohne Waffen“. Führer ohne Namen und Rang. Namenlose Soldaten der nationalen Revolution.

„Wir“ sind „wir“, aber nicht „ihr“.

In dieser Zeit schrieb ich dies Buch, dessen erste Auflage als Kampfschrift seinen Weg ging. Trotzdem wir damals eine herzlich unbedeutende Presse hatten und die Wehrzeitschriften — noch völlig abhängig von Gröner —, sich schwer hüteten, Propaganda für mein Buch zu machen.

Es ging in die Hände aller Führer der Bewegung und half den Grundstein legen zu einer neuen Wehrauffassung.

Es gehörte viel Mut dazu, in den gärenden Zeiten des Aufbruchs das Buch zu verlegen und ich danke an dieser Stelle dem Verleger Herrn Lehmann, daß er im Gegensatz zu anderen Verlegern diesen Mut aufbrachte. Denn die Reaktion wollte, daß das Buch verboten würde.

Sie möchte es noch.

In den Jahren 1931—1933, in denen die erste Auflage in den politischen Kampf hineingeworfen wurde, ist nun die eine Front, gegen die sich das Buch richtete, der Marxismus, restlos erledigt.

In der neuen Auflage, die nunmehr mit erheblichen Ergänzungen und Erweiterungen noch einmal ihren Weg gehen soll, ist daher der Kampf mit dem Marxismus, der damals noch heftig tobte, eine Angelegenheit der Geschichte geworden.

Aber der Kampf gegen die Reaktion ist noch nicht beendet. Er ist schärfer und schwieriger denn je, weil die Reaktion sich getarnt hat und versucht, durch Eindringen in die Partei den revolutionären Geist zu verwässern.

Aus diesem Grunde mußte die Zahl der literarischen Belege vermehrt und das Kapitel „Getreueste Opposition“ eingeschoben werden.

Infolge der nationalsozialistischen Revolution wurde das Erscheinen des zweiten Bandes verzögert, von dem inzwischen Teile in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind.

Aber die Machtübernahme brachte die Erfüllung so vieler Wünsche, daß selbst die gesamten Kapitel des zweiten Bandes, die bisher fertiggestellt waren, umgearbeitet werden mußten.

Ich weiß aus vielen Briefen, daß die alten Frontsoldaten und die kämpferische Jugend Deutschlands mit mir geht.

So möge das Buch noch einmal hinausgehen, als Kampfschrift gegen die Reaktion mit dem Geleitwort: „Nie wieder Militärs, aber immer und ewig Soldaten!“

Görlitz, im Jahre 1935.

Bernhard von Volkmann-Leander.

Druckfehlerberichtigung:
Auf Seite 125, 13. Zeile von unten, lies: durchsehen statt durchsetzen

Inhalts-Verzeichnis

Widmung!

Euch Kameraden,
Euch namenlosen Heimgekehrten,
Euch, Ihr ewigen Kämpfer,
Euch, Ihr Soldaten des Weltkriegs und vor allem
Euch, den Kämpfern des Dritten Reiches,
Widme ich dies Buch.

Eine Trennmauer soll es ziehen zwischen Euch Soldaten und den Militärs.

Denn noch wird nicht genügend geschieden zwischen Euch und Jenen. Ihr selbst fühlt es wohl. Ihr, die Ihr im Felde an der Front standet: „Helden der Schlacht“, die Ihr heute im Kampf ums Dasein steht: „Helden der Arbeit“.

Ihr fühltet es schon, wenn Ihr auf Urlaub ginget, daß die so heißgeliebte Heimat erfüllt war mit einem Geiste, den Ihr nicht verstehen konntet. Ihr fühltet den Unterschied, den Baldur von Schirach in die Verse goß:

„Die Einen sind vom Fressen fett
Und ernten fremde Saaten,
Die haben Haus und Hof und Bett,
Die Andern sind Soldaten.
Die Einen wurden riesenreich,
Die Andern ruh'n in Flandern.
Sind sie vor Gottes Throne gleich
Die Einen und die Andern?

Ihr fühltet dies alles damals, wie Ihr es heute fühlt: aus Eurem kämpferischen Empfinden heraus; aber Ihr schweigt.

Einer, der wie Ihr übrig geblieben ist, der mit Euch kämpfte im Felde, mit Euch arbeitete in dieser geschändeten Nachkriegszeit, bricht die Stille, versucht unausgesprochene Gedanken, Eure Gefühle, in Worte zu fassen, jene Fragen zu beantworten, die niemals ruhen wollen, niemals stille werden dürfen:

„Mußte es so enden?
Taten wir nicht unsere Pflicht?
Damals, wie wir es heute tun für Deutschlands Wiedergeburt.

Soll nach all den Opfern ewige Knechtschaft Deutsches Schicksal bleiben?"

Es ist von mir versucht worden, an des Rätsels Lösung zu arbeiten, um Klarheit zu schaffen.

Ihr, die Ihr nie von Euren Taten sprecht, Ihr, denen dieser Krieg höchstes innerstes Erlebnis wurde, müßt zur Erkenntnis gelangen und mit mir sprechen:

Nie wieder „Militärs",
Aber „Immer und Ewig" Soldaten!

Dann wird das Buch das werden, was es sein möchte:

Das Ende der Militärs!
Das Denkmal des ewigen Soldaten!
und
Ein Denkmal für den namenlosen Heimgekehrten.

Der Jugend aber der Wegweiser zu einer Wiederauferstehung des Wehrgedankens im nordischen Geiste.

Bernhard v. Volkmann-Leander.

Schritte in dunkler Nacht.

Wir gehn durch deutsche Nacht mit festen Schritten,
wie einst im Krieg.
Ein Weggenosse geht in unsrer Mitten
Es ist: „Der Sieg!"
So schwer die Schande drückt, so fest ist unser Wille,
des Herzens Schlag.
Auf glüht ein strahlend Licht in nächt'ger Stille:
Der deutsche Tag!
Wie ewge Fackeln brennen unsre Taten
im Nebel blind.
Wir tilgen deutsche Schmach, weil wir Soldaten — Soldaten!
noch immer sind.

Bernhard von Volkmann-Leander.

I. Kampfansage – – –

Mir gor das Blut, die Galle regte sich.
Ich sprach: Jetzt, Hutten, schilt, sonst tötet's Dich!
C. F. Meyer.

Über den Weltkrieg und unseren Zusammenbruch sind unzählige Bücher geschrieben worden.

Staatsmänner und Heerführer haben dies Weltereignis in politischer und strategischer Hinsicht auszuschöpfen versucht. Zehn Jahre nach Friedensschluß haben sich Frontkämpfer ermannt und geben persönliche Erlebnisse wieder. Und doch gibt keiner eine Aufklärung, die restlos befriedigt.

Schauwecker, Lehmann, Jünger, Stellrecht, Zöberlein und die vielen anderen geben den heldischen Standpunkt wieder.

Remarque und die um ihn zerbrechen an dem Erlebnis, kommen über den leiblichen Nöten nicht zu seelischem Gewinn.

Es sind Weltanschauungen, die sich gegenüber stehen*).

Aber mag man den Krieg vom idealistischen oder materialistischen Standpunkt aus betrachten, mag man die Niederlage vom politischen, strategischen oder taktischen Standpunkte aus studieren: Irgend etwas bleibt unausgesprochen.

Eine Leere gähnt, ein Rätsel bleibt.

Dieses wilde Kriegsungeheuer bleibt uns eine Sphinx, vor der wir voll Grauen stehen, Klarheit heischend, warum dieses Schicksal uns mit seinen Krallen zu Boden schlug. Wahrheit zu suchen, Lösung zu *versuchen*, erscheint gebieterische Pflicht. Aus der Erkenntnis der Wahrheit, durch rücksichtslose Kritik finden wir die Fehlerquellen, die wir aufsuchen müssen, um unsern Kampf siegreich zu führen und um das Soldatentum des Dritten Reiches vor gleichen Fehlern zu bewahren.

Fällt dem nachdenklichen deutschen Menschen nicht eine merkwürdige Tatsache auf?

Es fehlt zwischen Alter und Jugend, zwischen Heerführer und Frontsoldat die Stimme des Truppenführers, des K.T.K., des Kampftruppenkommandeurs. Des Führers, auf dessen Schultern vor dem

*) Jüdische Zeitung Nr. 17 vom 1. Mai 1932 (Dr. Nahum Goldmann) „Das Judentum verneint den Heroismus des Sterbens, es bejaht den Heroismus des Lebens."

Kriege die Kleinarbeit der Truppenausbildung lag, der im Kriege die Bataillone, die Kampfeinheiten der Infanterie führte.

Es sind nicht viele von ihnen heimgekehrt.

Von diesen hatten im wilhelminischen Zeitalter die wenigsten versucht, politisch zu denken. Dieser Krieg kann nur politisch durchdacht werden, wenn man ihn kritisch beleuchten will. Der „Soldat“ meldet sich zum Wort, nicht der „Militär“.

Soldatentum hat ewige Gesetze, Militär ist an den Zeitgeist gebunden. Militärs sind diejenigen, die nicht gerade sehr gern kämpfen oder die nicht kämpfen können oder aber — nicht mehr kämpfen können, es sind alle die, denen das Schicksal das Kämpferherz brach, bis zu jenen, die nie das Herz eines Helden hatten. Es sind auch die, denen Kampf nicht Lebensbedürfnis ist, sondern die jede Lösung eines Streites mit Verhandlungen statt mit Handlungen zu lösen suchen. Es sind endlich die, die der Verantwortung aus dem Wege gehen und nicht das Herz haben, sie auf sich zu laden. Es sind vor allem die, denen Uniformrock und Rang wichtiger sind als der gemeine Mann der Front, als das Wohl und die Zukunft der Nation.

Soldaten sind die Träger des kämpferischen Gedankens, ihr Leben ist Kampf. Die Schlacht ist ihnen Höhepunkt des Daseins. Der Tod auf dem Schlachtfeld ruhmvollster Lebensabschluß.

Militärs sind die Spießer in Uniform, die Zierstücke der Gesellschaft.

Die Soldaten des alten Heeres verbrauchte der Krieg bis auf geringe Reste.

Die Militärs blieben zum großen Teil erhalten.

Die Republik, entstanden aus dem Zusammenbruch, erfüllt von weltbürgerlichen, pazifistischen Utopien, war nicht in der Lage, ein revolutionäres Heer aufzustellen. Man übernahm Offiziere und Unteroffiziere des alten Heeres, brach ein Stück der alten Armee ab, schuf aber nichts Neues. Es waren die Leutnants des Weltkrieges, die in Stahlgewittern Männer geworden waren, deutsche Jugend zwischen 20 und 40, die nun verschlossen und still, zäh und verbissen in dieser pazifistischen Republik auf den Tag warteten, der uns die Wehrhoheit wieder gab. Es waren die Leutnants, die nun langsam in höhere Stellungen aufrückten, die den Geist deutschen Soldatentums vorlebten und fortpflanzten. Darum wird das Heer des Dritten Reiches einen anderen Geist haben können als das Berufsheer der Novemberrepublik. Ein Geist, der nicht wie im Weltkrieg da langsam aufzuhören beginnt, wo das Trommelfeuer nicht mehr an den

Leibern und Nerven reißt und von diesem Soldatengeist wird das Heer des Dritten Reiches beseelt sein müssen von adeliger Gesinnung, Staat und Staatsform bejahend, deutsche wehrhafte Jugend in Waffen.

Ein neuer Soldatengeist muß und wird kommen. Ein Geist, der nicht wie im Weltkrieg da langsam aufzuhören beginnt, wo die Etappe anfängt.

Und mit diesem Geist wird ein Heer kommen von adeliger Gesinnung, Staat und Staatsform bejahend, beseelt von einem lauteren Soldatentum.

Keine Uniformträger, weder Byzantiner noch Bonzendiener, keine Salonlöwen, keine verbeamteten Militärs. —

Denn: so große Taten unser Heer vollbracht hat, so über alles Lob erhaben sich das deutsche Volk in Waffen geschlagen hat, so war es doch von dem verderblichen Zeitgeiste nicht verschont geblieben.

Nur dann, wenn wir uns über die inneren Schäden im Heere klar werden, werden wir restlos erkennen, warum diese stolze Kampftruppe zusammengebrochen ist. Diese Erkenntnis muß sein. Diese Kritik kann nur von einem deutschen Truppenführer, einem Soldaten geschrieben werden, nicht von einem Militär.

Keine andere Nation hat das Recht und die Pflicht, sich so bis ins allerletzte mit dem Krieg und seinen Folgen zu beschäftigen.

Es war: Der Deutsche Krieg!

Der Krieg des Welt-Kapitalismus gegen das Deutsche Volk, gegen die unverderbte Ordnungszelle im Herzen Europas.

Deutschland ist unterlegen. Aber es hat den Nachweis erbracht, daß es die stärkste Macht der Welt war.

Kein anderes Erdenvolk hätte dem Ansturm so lange standgehalten. Alle Angreifer und selbst Amerika bluten aus schweren Wunden, sind zum Teil zu Tode getroffen.

Die Schläge unseres Heeres haben einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte eingeläutet.

Kein äußerer Feind hat uns besiegt. Deutsche Erbfehler haben uns um den Sieg gebracht.

Das Marnewunder und das Wunder des 9. November begründen sich in den Auswirkungen des gleichen Zersetzungsgiftes.

Dem „Soldaten“ Schlieffen war der „Militär“ Moltke gefolgt, dem „Soldaten“ Ludendorff der „Militär“ Groener. Dem Staatsmann Fürst Bismarck folgte Bethmann — der kein Mann —, und Prinz Max von Baden — der kein Fürst war. So ging die Krone verloren, und schlimmer als 1806, die Deutsche Ehre.

Und als größtes aller Wunder bleibt die Tatsache, daß ein millionenstarkes Heer, zwar todmüde von vierjährigem Ringen, ausgeblutet und ausgehungert, zerfetzt von der ungeheuren Materialwirkung des Gegners, noch immer zähe kämpfend, erst dann unterlag, als es von einer Schar von Verbrechern meist jüdischer Rasse willenlos gemacht und entwaffnet wurde.

Die quälende Frage: „Weshalb schlugen wir die Verbrecher nicht wie tolle Hunde tot, weshalb ließen wir uns entwaffnen?" Sie würgt noch heute am Halse jedes alten Frontsoldaten. Dies große Ereignis kam nicht wie ein schmetternder Axthieb, so sehr es auch erscheinen möchte. Es war die letzte akut auftretende Auswirkung eines tödlichen Giftes in Volk und Heer. Es war der mit rasender Wucht auftretende, letzte Abschnitt einer Zeitkrankheit, gegen die energische Heilmittel schon Jahrzehnte vorher hätten gegeben werden müssen.

Wir müssen nachforschen, wo und wie sich dieses Krankheitsgift im Heere eingefressen hat.

Wir müssen auch an das herangehen, was dem oberflächlichen Beobachter unwesentlich erscheint.

Eine solche Riesenorganisation, wie ein mobilgemachtes Volk in Waffen, mußte, wie jede überanstrengte Maschine, dort zusammenbrechen, wo ihre schwächsten Stellen waren.

Zuerst zerbrachen die heimatlichen Dienststellen, zermürbt durch den Anblick der hungernden Umwelt, dann die Etappe. Das Frontheer, das die eigentliche Last des Ansturmes trug, hielt bis auf wenige Ausnahmen in heldenhaftester Weise stand: Trotz Trommelfeuer. Trotz Grippe. Trotz Hunger.

Diesem Frontheer gab bis in die letzten Tage hinein die alte Armee das Gerippe. Es bestand zuletzt fast ausschließlich aus Soldaten, die eine Friedensausbildung nicht mehr genossen hatten, bis zu den Kompagnieführern hinauf.

Der Marxismus und der alljüdische Internationalismus hatten sehr wohl erkannt, daß das Heer die stärkste Säule des Preußisch-Deutschen Staates war. Der Optimismus und die Selbstsucht hatte die alte, aktive Armee auf einen falschen soldatischen Weg gebracht. Trotz alledem gewannen wir mit diesem Heer Schlachten über Schlachten. Erst als das alte Heer und die Träger des soldatischen und heldischen Geistes gefallen waren, konnte der letzte Angriff des Marxismus durch Einführung der Soldatenräte glücken, welche das Heer entwaffneten.

Schon seit Jahrzehnten wurden diese marxistischen Angriffe geführt. Nur das letzte Hindernis, das Frontheer, die Soldaten, haben die Monarchie bis zuletzt aufrecht erhalten.

Deswegen hat die Linke stets die letzten Reste des alten Heeres, die Reichswehr, so grimmig bekämpft.

Deswegen stärkte der Feindbund die pazifistische Sozialdemokratie. Deswegen priesen die französischen nationalistischen Blätter jede Reichstagswahl, die eine sozialdemokratische Mehrheit brachte, als einen französischen Sieg. Deswegen warf, nach Wilsons geglücktem Schwindel, Briand den paneuropäischen Köder aus, der Frankreichs Vorherrschaft in Europa sichern sollte.

Deswegen wurde außer der militärischen auch die geistige Abrüstung gefordert.

Und von Stresemann bis Thälmann wurde der Gedanke des Internationalismus, der Verbrüderungswille, wie ein trojanisches Pferd in die zu zerstörende Deutsche Burg hineingeschleppt.

Wir Soldaten haben an diesen Schwindel nicht geglaubt!

Unsere Aufgabe ist und bleibt, zum Deutschen Kampf ums Dasein in der Welt neue geistige Kämpfer erziehen!

Dazu müssen wir unsere Fehler kennen!

Dazu müssen wir unsere Fehler ablegen!

Schauen wir zurück:

Wie ein in Mühsal und Kampf gestählter Ringer stand Preußen-Deutschland da, als Bismarck das erste Reich in Blut und Eisen gründete.

Das Deutsche Schwert wurde in 40 Friedensjahren wohl geschliffen. Aber Überernährung und Wohlleben schwemmte den Körper des Ringers auf. Die harten Schwielen der rauhen Kriegerfaust schwanden. Die Rüstung paßte nicht mehr zum Leibe. Der Geist wandte sich leiblichen Genüssen zu. Deutschland, der Soldat und Kämpfer, wurde zum Händler und Genießer.

Wir sind nicht zu militärisch gewesen.

Wir sind zu wenig soldatisch gewesen.

Wir müssen nach diesem Zusammenbruch über uns selbst zu Gericht sitzen: „Weil das Deutsche Heer keinen ehrenvollen Frieden erkämpft hat, weil wir alten Soldaten uns nach der Niederlage unsere Stellung als geistige Führer des Volkes nicht erkämpft haben."

Deswegen dürfen wir nichts verschweigen und beschönigen aus bleicher Angst, die in- und ausländische Gefolgschaft unserer Feinde könnte aus einer Kritik neue Beweise gegen das alte Heer und den sogenannten Militarismus vorbringen.

Aber es werden sich auch einzelne Angehörige des alten Heeres finden, die vorgeben werden, das Heer gekannt zu haben, und die auch den Krieg mitgemacht haben, die sich dagegen verwahren wer-

den, daß Fehler im Heere bestanden haben. Fehler, von denen sie nichts wissen, oder die sie nicht zugeben, die sie jedenfalls verschweigen wollen. Aber man kann im Heer gestanden und braucht seine Mängel doch nicht erkannt zu haben.

Man kann ebenso am Krieg aktiv beteiligt gewesen sein, ohne ihn als geistigen Gewinn, in allen Fasern seines Herzens bebend, in sich aufgenommen und innerlich erlebt zu haben.

Man muß sich freilich dazu freimachen von den alten Verhältnissen, in denen wir starr und steif geworden waren.

Wem noch heute der Begriff des Offiziers nur mit der äußeren, gesellschaftlichen Stellung denkbar ist, wer sich immer noch zum Militär rechnet und nicht versteht, daß das neue Reich völlig neue Wege geht und mit den alten Verhältnissen und Anschauungen restlos bricht, der wünscht nicht, daß das alte Heer kritisiert wird. Diese Leute werden, wie Möller van den Bruck sagt: „als wilhelminische Menschen auf Traditionen trumpfen und werden aus dem Konventionellen nicht herauskommen“.

Und doch sind es gerade diese militärischen Zeitgenossen gewesen, die den soldatischen Wert unseres Heeres vermindert haben, weil sie versucht haben, das Offizierskorps eines Volksheeres zu einer Gesellschaftsklasse zu machen, anstatt im kämpferischen Soldatentum ihr höchstes Ideal zu sehen und zu pflegen.

Sie sind es gewesen, die dem Marxismus Angriffspunkte schufen.

Diese Militärs fühlten, daß eine Kritik des Heeres sie selbst traf. Es sind dieselben, die als Zweck der Offiziersvereinigungen oft nicht viel mehr sehen, als die Erhaltung des Klub- und Kasino-Lebens von einst. Sie geben vor, monarchisch zu sein, sie sind aber lediglich dynastisch eingestellt und durch und durch unpolitisch.

Sie machen aus der Gottheit Deutschen Soldatentums einen Militär-Götzen.

Sie lassen es sich sogar gefallen, wenn Offiziere, die nicht an der Front waren, Gefallenendenkmäler enthüllen und als Kriegervereinsvorsitzende wirken, sofern nur Rang und Uniform an einer solchen Null hängt. Aber weil sie nichts haben vom Soldaten, als das Äußere, und weil das Äußere in Gefahr kommt, abzufallen, wenn man kritisiert, deswegen halten sie krampfhaft daran fest, daß sie und nur sie allein die würdigen Vertreter altpreußischen Soldatentums sind.

Obschon die alte Armee Geschichte geworden ist, klammern sich die letzten Byzantiner an irgendwelche Generäle und Exzellenzen, an irgendwelche Prominente der Vorkriegszeit, als ob man den Geist eines Heeres am Biertisch oder im Kasino aufrecht erhalten könnte.

Und all die Pöstchenjäger und Drückeberger, die Uniformträger und militärischen Geschäftemacher, die werden eine Kritik des alten Heeres als ein „crimen laesae majestatis“ verurteilen. Und ebenso alle die Heimgekehrten, die innerlich so froh sind, daß die gefallenen Kameraden nicht aus ihren Gräbern in Flandern und vor Verdun auferstehen und ihnen sagen können: „Sieh da, lieber Freund, da bist Du ja auch heil heimgekehrt und hältst wie früher große Reden. Das habe ich mir schon im Frieden gedacht, daß Du Dein Fell retten würdest.“

Denn die wirklichen Soldaten sind zum größten Teil gefallen. Wenn sie aber noch lebten und unter uns ständen, so würden sie mir zustimmen und sagen: „Das alte Heer war unbestritten gut. Wir müssen das Gift, durch welches die Meuterei möglich wurde, aus unserem Volke ausscheiden. Wir müssen durch neue seelische und wirtschaftliche Bindungen das Volk vereinigen und aus diesem geeinten Volke ein besseres und noch königlicheres Heer aufbauen.“

Jeder alte Frontkämpfer, der, sobald es nötig werden wird, wieder die Knarre über die Schulter wirft, wird mir dankbar sein, wenn einmal das offen ausgesprochen wird, was unklar, unsicher, nur gefühlsmäßig als schwerer Druck auf ihm lastet.

Wir alten Frontsoldaten sagen: „Ja! Wenn wir ihn doch gehabt hätten, einen Deutschen Militarismus, ein altpreußisches Spartanertum!“

Wenn das gesamte Deutsche Volk doch soldatischer, kriegerischer, heldischer gedacht hätte! Wenn wir doch Volksgenossen und nicht Judengenossen gewesen wären!

Dann wäre das Deutsche Volk nicht so in Not!

Nein! Wenn die Feinde der Nation aus meiner Kritik etwas für ihre zersetzende Propaganda herausfischen wollen, so könnten sie nur das Eine herausziehen:

„Seht, so sehr hatte der selbstsüchtige Zeitgeist und der neudeutsche Liberalismus das Heer schon im Frieden verseucht!“ — —

Nur, wer schon vor dem Kriege national und politisch zu denken versucht hat, kann sich freimachen vom Geist einer Zeit, die durchaus nicht am 9. November 1918 begann, sondern mit der Entlassung Bismarcks. Man mußte als Kritiker des Heeres die Front kennen und die Befehls-Stellen, den Osten und den Westen, mußte im Frieden Truppen ausgebildet und sie im Felde geführt haben, und durfte niemals und zu keiner Zeit aufhören, trotz aller Begeisterung zu seinem Beruf, kritisch zu denken. Und mehr noch, es galt seine Kritik und seine abweichende Anschauung erfolgreich in die Tat umzusetzen.

20 Dienstjahre des Kampfes gegen Streberei und Schusterei, gegen Optimismus und Byzantinertum lagen hinter mir, als ich meine Leute zum ersten Mal gegen den Feind führte.

Zehn Dienstjahre habe ich in Grenzregimentern gestanden, dort, wo man als Grenzsoldat auf den Schlachtfeldern besser Bescheid wußte, als auf höfischem Parkett.

Die ritterliche Courtoisie, die von den Offizieren der französischen und russischen Garnisonen ebenso wie von uns beachtet wurde, konnte uns ganz abgesehen von gelegentlichen sehr offenherzigen Bemerkungen unserer Kameraden jenseits der Grenze nicht darüber täuschen, daß dieser Krieg kommen mußte, und daß wir ihm mit freventlicher Sorglosigkeit entgegengingen, daß wir von dem Altpreußentum mehr und mehr abwichen.

Während ich meine Leute zu Feldsoldaten zu erziehen versuchte, malte meine Feder in der Deutschen Blätterwelt das große Menetekel an die Wand.

Unbekümmert um das Geschrei im Reichstag, unbekümmert selbst um die Folgen, die daraus für mich und meine militärische Laufbahn entstehen konnten, schrieb ich doch mit getarnter Feder. Sie mußte getarnt werden, weil selbst die Berichte der höchsten militärischen Dienststellen, die kommandierenden Generale des XV. und XVI. A.K. aus Elsaß-Lothringen für die Ära Bethmann ein Federwisch waren und keiner an die Öffentlichkeit drang.

Mein Schrei verhallte ohne Erfolg. —

Auch den falschen Geist im Heere versuchte ich zu bekämpfen, vieles was ich z. B. in diesem Buche im Kapitel „Traditionen" zu sagen habe, habe ich schon im Jahre 1912 in einer großen Tageszeitung erscheinen lassen und 45 Tagesblätter aller Richtungen druckten den Artikel ab.

Die Not des Vaterlandes, die mich damals trieb, drängte und drängt mich bis zum heutigen Tage über Wehrgeist und Soldatentum zu schreiben. Denn so mancher hat sich nach dem Kriege eine Uniform nur angezogen, um etwas zu gelten. Diese ewig menschliche Schwäche trat bei den roten — wie bei den nationalen — uniformierten Verbänden in Erscheinung. Niemals ist der Andrang in den Stahlhelm und die SA. usw. so stark gewesen, wie zu der Zeit, als nach dem Siege der Bewegung der Einsatz des Blutes und Lebens nicht mehr nötig war. Überwinder und Sieger im Lebenskampf der Nation sind einzig und allein die kämpferischen Elemente im Volk, nie die Mitläufer.

Und so ist der Sinn dieses Buches staatserhaltend, zum Zwecke der Erhaltung wahren Soldatentums, aufbauend, weil wir dem alten Körper neuen Geist einflößen müssen und neue Formen, die mit der wilhelminischen wenig zu tun haben.

Der Schein muß vom Deutschen Soldatentum abfallen. Lehmbekrustete Flandern- und Verdun-Kämpfer haben kein Verständnis für Hofgeneräle.

Und so spricht dies Buch zu denen, die den Wehrgedanken im Volk wieder erneuern wollen, vor allem zur Deutschen Jugend. Es spricht zu meinen Sturmkameraden im braunen Hemd, die mit mir Zettel klebten und verteilten, in den Sälen Saalschutz schoben und in der Saalschlacht standen.

Denn das junge Deutschland lauscht, lechzt nach all den demagogischen Lügen nach lebendiger Wahrheit.

Jugend ist niemals rückschrittlich, sie lehnt das gestrige ab.

„Was war, wird niemals mehr sein, aber was in der Welt ist, kann immer wieder aus ihr hervortreten."

Dieser Krieg muß unser Erziehungskrieg gewesen sein. Diese Erkenntnisse müssen die Bleigewichte lösen, die die alte Zeit an uns kettete. Weil wir nur die Wahl haben:

Aufzusteigen oder unterzugehen!

2. Vorzeit.

Ich glaube nicht an alter Zeiten Glück —
Ich breche durch und schaue nicht zurück.
C. F. Meyer.

Bahnbrecher.

„Geschichte", sagt Moltke, „wird von Männern gemacht." —

Geschichte ist der Aufbau, der Werdegang eines Volkes von seiner Geburt bis zu seinem Untergang.

Ein Volk, das keine Männer, keine Kämpfer mehr erzeugt, geht zugrunde.

Ein Staat, der keine Männer mehr an seine Spitze stellt oder solche nicht an seiner Spitze duldet, muß zerbrechen.

Das Leben ist Kampf.

Darum ist die Lebensgeschichte eines Volkes die Geschichte seiner Kämpfe.

In diesen Kämpfen, als den großen Kraftproben im Völkerleben, treten Vorzüge und Fehler — der Nation wie des Einzelnen — am stärksten hervor.

Wie ein Mensch sich und seinen Fehlern nicht entfliehen kann, so wird auch die Wesensart des Volkes ihm selbst zum Schicksal.

Unser Schicksal scheint sich mehr denn das anderer Völker im wechselvollen Auf- und Abstieg abzuspielen.

Das Volk war krank und im tiefsten Niedergang.

Uns fehlten jahrelang Männer an der Spitze unseres Volkes und Kämpfer, und wir hatten einen Überfluß an Memmen und Ver-Führern.

Weil der Zeitgeist den Krieg verneinte, verneinte er auch jede Wertung von Menschen, die diesen Krieg bestanden und — in Ehren bestanden hatten.

Das Deutsche Volk schien unfähig zu sein, die Energien zu sammeln, die aus der großen Kraftprobe des Krieges übriggeblieben. Es kannte keine Pflicht am Frontsoldaten mehr.

Auf einen Dank verzichten wir alten Soldaten.

Den erkämpften Platz in der vordersten Kämpferreihe jener, die die Geschicke der Nation auf ihren Schultern tragen, dieser Platz steht uns zu.

Schon im wilhelminischen Zeitalter wurde dem Frontsoldaten wenig Anerkennung zuteil.

Er bewies seinen Wert im Weltkriege, schlug in den Schlachten die Besten von 25 Völkern und verlor 2 Millionen seiner opferfreudigsten, uneigennützigsten, kämpferischsten Kräfte und doch brauchen wir wie keine andere Nation Soldaten, die Kämpferblut in den Adern haben.

Wir Deutsche, in zweitausendjähriger Geschichte im Herzen Europas gewachsen und geworden, wir, die wir an mehr Nationen angrenzen als irgendein anderes europäisches Land, werden uns mit unseren offenen Grenzen stärker auf einen Kampf ums Dasein einrichten müssen als jede andere Macht.

Dreifach sind die Schwierigkeiten:

Wir haben die größten politischen Reibungsflächen durch unsere langhingezogenen offenen Grenzen.

Wir sind ein Volk ohne Raum, und dazu, geopolitisch gesehen, das Zentrum Europas.

Noch immer haben zentral gelegene Reiche einem starken außenpolitischen Druck standzuhalten gehabt.

Denn wirtschaftlich oder verkehrstechnisch gesehen sind wir, wie in einer Stadt das Kaufhaus am Markt oder Ring, an dem der gesamte Verkehr und das Wirtschaftsleben Europas vorbeiströmt, Bindeglied und Trennmauer. Das bedingt ein schärferes Zusammenfassen des Volkes, eine stärkere nationale Disziplin, bedingt aber auch, daß wir als Verkehrs- und Wirtschaftsmitte Europas uns davor bewahren, daß von außen hineinflutet, was rassisch zu unserem Volk nicht paßt.

Nord- und Ostsee schließen uns weniger von unseren nördlichen Nachbarn ab als sie uns mit ihnen verbinden. Nur die Alpen sind eine natürliche Grenze, die seit Jahrtausenden immer noch der Nation gefährlich wurde, die sie überschritt.

In Ost und West werden wir nicht durch natürliche Grenzen zusammengehalten. Die Natur schmiedete um uns nicht Bergwälle und Meeresflächen zu ehernem Ringe.

Englands Insel berührt kein fremder Staat, Frankreich kann seine kurze Grenze von der Alpenmauer bis Luxemburg mit todspeienden Betonklötzen sperren, Rußland schützt seine wegelose Weite. Aber dort, wo um Deutschland die natürlichen Grenzen fehlen, werden es immer Soldatenleiber sein, die diese Grenzen ersetzen; also:

Männer.

Männer, die gehorchen gelernt haben, von Männern geführt, die befehlen gelernt haben.

Die, Führer wie Geführte, verantwortlich sind der Nation gegenüber.

Die waffengewohnt und waffenfroh sind. —

Führer einer Nation sein — heißt:

Kämpfer suchen, Kämpfer erziehen und — — —:

Selbst Kämpfer sein.

Rom ging unter, als die Bürger Roms die ewige Stadt nicht mehr mit den eigenen Leibern, sondern mit gekauften Söldnern verteidigten.

Kampf: Das ist die Voraussetzung für das Staatsoberhaupt. Kämpfen und die Kampfziele voraussehen ist alles!

Ewig wechselt die Form der Krieg- und Heerführung, oft sprunghaft, in schneller Folge. Das Maß der Geschwindigkeit des Wechsels bestimmt die Technik.

Ewig wechselt das Gefüge des Staates — Rechtsprechung — Kultur — Zeitgeist. Hier ist es das Geistige im Volke, das sich langsam umformt.

Aber ewig bleiben die Triebe des Blutes und der Rasse.

Ewig unveränderlich bleibt das Ideal des Führer- und Soldatentums.

Formen zerbrechen. Die Technik schafft neue Formen, um sie bald als veraltet wieder wegzuwerfen.

Ewig bleibt dagegen die staatsmännische Kunst, abgeklärt und selbstsicher über der breiten Masse zu stehen und über dem Zeitgeist, in jenen Zeiten, die wir Frieden nennen und die doch Kampf sind und trächtig von kommenden Entscheidungen.

Es gibt nur eine und darum ewige Staats- und Kriegskunst:
Praevenire — zuvorkommen.

Männer machen Geschichte, geben der Zeit ihr Gepräge, brechen mit Überlieferungen, schaffen neue Werte, sind zielsichere Umgestalter, weil sie das Gefühl haben für das Kommende, den Sinn für Abwege, in die sich das Volk verirrt, und für Abgründe, in die es taumelt. Wehe, wenn nicht der Führer diese Herde mit ihrer Massenpsyche, ihren Masseninstinkten und ihrer Massenpsychose mit klaren Zielen an all den Klippen und Gründen vorbei dem einen großen Endziel zuführt, das ist:

Die Nation zu erhalten, im Kampf um das Leben, inmitten der feindlichen Umwelt.

Wie in Technik und Wissenschaft Bahnbrecher erstehen, die neue Wege weisen, so muß auch der Staatsmann bahnbrechend, mithin — revolutionär sein. Er muß brechen können mit der Vergangenheit und muß die Siegel der Zukunft aufbrechen können und die verschlossenen Tore zum Aufstieg.

„Zerbrecht mir die alten Tafeln!"

Das ist Zarathustras ewige Weisheit, die der Aristokrat Nietzsche meißelte.

Das ist das Wesen des Bahnbrechers, der die Verkalkungen wie ein schneidender Pflug aufbricht und Neuland schafft. — — — Diese Anforderungen an das Wesen der Führer einer Nation sind ewig. Sie wurden hier in diesem Buche festgelegt — vor Jahren — als der Kampf um die Nation, um das Dritte Reich heftig tobte. Sie bleiben auch heute, wo dieser Kampf schon Geschichte geworden ist und wo wir das neue Deutschland neue Bahnen wandeln sehn. — — — —

Es wird einmal eine Zeit kommen, wo man ein Buch schreiben wird: Die Hohenzollern als Revolutionäre.

Nicht Revolutionäre um der Revolte willen.

Sondern Revolutionäre um der Erhaltung des deutschen Geistes willen und um der Erhaltung der Nation willen.

Es ist das Große der Hohenzollernschen Familie, daß sie Soldaten hervorbrachte und Revolutionäre.

Vorzeit.

Es wird viel zu wenig das Wirken jenes großen ersten preußischen Soldatenkönigs gewertet, der im Zeitalter der prachtliebenden Franzosenkönige den Grund legte zu einem preußischen Spartanertum, zu einer unbestechlichen Beamtenschaft.

Er schuf mit dem Krückstock. (— Und was hat der Gummiknüppel in der Zeit der roten Herrschaft geschaffen?)

Revolutionär, tausendmal verspottet und verlacht von seinen Zeitgenossen, schuf er den Gedanken des Rocks des Königs.

Auf der einen Seite stand gegen ihn der Zeitgeist, der den prunkhaften Hof in Paris als höchstes fürstliches Ideal ansah, einen Prunk, dem auch Friedrich Wilhelms Vater gehuldigt hatte und mit dem er rücksichtslos revolutionär brach.

Auf der anderen Seite stemmte sich gegen den Gedanken des Rocks des Königs eine unsägliche Verachtung gegenüber jedem Soldatentum, ein Widerwille, der geboren war aus dem wilden Wüten der Soldateska des Dreißigjährigen Krieges.

Nur ein Vergleich kann geziemend das Revolutionäre seines Tuns ins rechte Licht setzen:

Damals, 1918, als von der Befreiung des Proletariats und seiner Herrschaft gelogen wurde, hat keiner der sogenannten Arbeitervertreter den Mut besessen, den verachteten blauen Arbeitskittel zum Staatskleid zu erheben. Das wäre revolutionär gewesen. Die äußerliche Maßnahme hätte die Äußerlichkeiten der Gesellschaft und des Spießertums zerbrochen. Aber das Recht auf den Ehrenrock des Arbeitsmannes hätte die Pflicht zur Arbeit in sich geborgen, und die Schwielen der Arbeitsfaust wären die Ehrennarben gewesen im Arbeitskampf. Die Revolution ist am Frack und Zylinder des Spießers zugrundegegangen. Mit fliegenden Fahnen sind diese so gar nicht revolutionären „Arbeitervertreter" ins Lager der Spießer und damit der Bürger übergegangen.

Friedrich Wilhelm hinterließ das Spartanertum, das Friedrich der Große übernahm, als einen neuen Staatsgeist der gewissenhaftesten, strengsten Pflichterfüllung.

Er, Friedrich, setzte sich und seinen Nachfolgern ein neues Ziel: „Der erste Diener des Staates" zu sein.

„Des Staates erster Diener, Staatsmann und Feldherr", war nunmehr geistig der revolutionärste Umbruch der Auffassung des ersten und mächtigsten Herrschers der Welt, Ludwigs XIV., der da sagte:

„L'Etat c'est moi!": „Der Staat bin ich"!

Weil Ludwig kein Revolutionär war, bereitete er die Revolution vor und das Ende der Bourbonen.

Revolutionäre auf Königsthronen verhindern Revolutionen.

Reaktionäre bereiten sie vor.

Friedrich der Große schuf nicht nur Preußens Großmachtstellung, sondern legte auch den ersten Grundstein zum deutschen Nationalbewußtsein, als bei Roßbach Reichsarmee und Franzosen geschlagen wurden und nicht nur Preußen, sondern Deutschland ihm zujubelte.

Friedrich der Große und Potsdam, das sind die Säulen altpreu-

ßischer Überlieferung. Das Dritte Reich nationalrevolutionärer Prägung mußte und konnte sich nur auf der Grundlage weiter entwickeln, die der große König aufgebaut hatte. Darum mußte auch der Tag von Potsdam 1933 die Schande der letzten anderthalb Jahrzehnte wieder austilgen.

Friedrichs Nachfolger waren gewiß nicht revolutionär. Immerhin duldete Friedrich Wilhelm III. den Freiherrn vom Stein, duldete die Reorganisation der preußischen Armee, die eingeschlafen war, seitdem der Revolutionär Friedrich II. den ewigen Schlaf in der Potsdamer Garnisonkirche schlief. Geduldet wurde Scharnhorst, geduldet Yorks Meuterei, geduldet Blüchers soldatische Rauheit, dessen nationaler und revolutionärer Geist das auch an anderer Stelle herangezogene Wort prägte, „es sei besser, daß man die Fürsten wegjage, ehe denn daß die Nation zum Teufel ginge".

An Friedrich Wilhelm IV. ging 1848 die Katastrophe vorüber, er starb zur rechten Zeit. Immerhin hat er das unzweifelhafte große Verdienst, daß er Bismarcks Genie erkannte und an wichtiger Stelle arbeiten ließ.

Ihm folgte Wilhelm I., der ein Soldat war, wenn auch kein Revolutionär. Er duldete Bismarck und Moltke, der nicht nur als Stratege, sondern auch als Staatsmann turmhoch über seinen Nachfolgern steht.

Es war Deutschlands Unglück, daß Wilhelm II. kein Staatsmann, und auch kein Soldat war, wie sein Großvater.

Weil er kein Soldat war, sondern ein Militär, schuf er Militärs, weil er kein Revolutionär war, bereitete er die Revolution vor, weil er keinen Krieg wollte, überwand ihn der Krieg und schlug und zerschlug den von ihm geführten Staat.

Er hatte wenig Sinn für deutsches Blut und duldete die Fremdrassigen, die ihn umschwänzelten, als er groß war, und ihn beschimpften, als er außer Landes war.

Er war umgeben von Hofgeneralen und Militärs, die sich herunterputzen ließen — und — sie rieten ihm, ins Ausland zu gehen.

Er bevorzugte die Garde und verstand nicht, durch sie seinen Thron schützen zu lassen, obschon sich die Garde dazu berufen und bereit fühlte.

Er konservierte Formen und äußere Traditionen, statt sie zu zerbrechen, und zerbrach den altpreußischen Geist, er duldete keine ausgesprochenen, geschweige denn gestaltende Persönlichkeiten um sich. Weil er keinen Sinn hatte für das rollende Rad der Zeit, hatte er auch wenig Sinn für die Bedeutung seiner bahnbrechenden Vorfahren.

Wilhelm I. hatte noch Paladine — Wilhelm II. war von Hofgeneralen umgeben, von denen auch nicht ein einziger eine überragende Rolle im Weltkriege gespielt hat.

Die Personen um Wilhelm II. waren nur „Menschen", unfähig, Geschichte zu machen.

Er gewahrte leider nicht das Abirren der Armee vom altpreußischen Spartanertum, sah nicht, wie sie zahlenmäßig unzureichend wurde, wie sich das Volk und damit der Mannschaftsersatz dem Marxismus und Materialismus zuwendete, wie aus einer kraftvollen Regierung eine höchst unpolitische Verwaltung wurde, fühlte nicht, wie er selbst mit- und hingerissen wurde von der Strömung eines Zeitgeistes, die er hätte meistern müssen.

Tragisches Schicksal wurde ihm, daß er, der sich für den Weltfrieden verantwortlich fühlte, von eben jener Welt zum Friedensbrecher und Verbrecher gestempelt wurde und daß schließlich seine Nachfolger den ewigen Frieden und „Nie wieder Krieg" predigten, als wenn der von ihnen so gehaßte und verleumdete Kaiser ihr Wegbereiter gewesen wäre.

Ein Kaiser, der stets von Herzen das Gute wollte und oft Schlimmes schuf, hinterließ er uns *seine* Umwelt. *Seine* Gesellschaft, von der im zweiten Bande dieses Buches zu sprechen sein wird, die jedenfalls den Stand über die Rasse setzte, und seine Militärs. Diese Militärs ermöglichten das Schlagwort vom Militarismus, den *wir* anders verstehen als die Marxisten, nämlich:

Den Träger eines uniformierten, verbeamteten Spießertums, den geschniegelten, gebügelten, glatten Militär, der Schwierigkeiten mit Kompromissen und Verhandlungen begegnen will und auf „Handeln" sich einläßt, statt als Soldat „Händel" mit Härte zu erledigen und nicht mit „Handel". Ich habe 1930 im Sinne aller Kämpfer um das Dritte Reich im Glauben an die deutsche Zukunft geschrieben:

„Die Zeit wird Männer gebären, die Geschichte machen, die die preußischen, die deutschen Geschicke zielsicher und bahnbrechend aufwärts führen.

Wilhelm II. hinterließ Zustände, die wir lösen müssen:

So knüpfet denn mit arger List
Die Fäden ineinander —
Wenn der Gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott einen Alexander."

(*Strachwitz*) — — —

Und Gott hat uns den Alexander geschickt, den Führer, den *wir* meinten, dem wir Treue geschworen hatten bis in den Tod, den wir auf den Schild erheben wollten und der nun der Führer der geeinten deutschen Nation geworden ist.

3. Der Kriegsherr.

Ich rate allen denen, welche ihren guten Namen nicht dem Eigennutz, ja selbst ihrem Leben vorziehen, den Soldatenberuf niemals zu ergreifen; denn früher oder später kommen ihre Schwächen doch zum Vorschein und machen sie zum Gegenstande der Verachtung und des Abscheus.

Friedrich der Große.

Der Kaiser hat einem Zeitalter den Namen gegeben, dessen Hauptvertreter er war.

Er war der Kaiser des äußeren Glanzes, Vorbild und Vertreter einer Gesellschaftsschicht, die einen äußerlichen Patriotismus vertrat, einer Schicht, bei der Gesellschaft und Patriotismus unzertrennlich waren. Diese Schicht schwebte über dem Volke, und je mehr das Proletariat seine eigenen kosmopolitischen Wege ging, desto mehr rückte die Schicht, die den Kaiser trug, von jener Schicht des Volkes ab, die losgelöst von der Scholle in immer steigendem Maße und in immer größerer Zahl nach Einfluß und Macht strebte.

Aber Wilhelm II. war nicht der Geisteserbe jenes preußischen Königtums vom 18. Januar 1701 und 18. Januar 1871, auf den Schild gehoben von einer einheitlichen, sich ihrer Kraft bewußten Nation.

Er ersetzte den mystischen Glauben an die Heiligkeit der Krone und des Königtums durch den Glanz seines Auftretens. Er hoffte, aus der Kraft seines persönlichen Einflusses und seiner verwandtschaftlichen Beziehungen Politik mit anderen Monarchen machen zu können, deren Politik von Staatsmännern gemacht wurde, die ihm und den seinigen überlegen waren.

Er versuchte ein Weltreich zu gründen, ehe er eine Nation geschaffen hatte.

Ein liberaler Fürst, voll von begeistertem Streben, aber auch voll von menschlichen Schwächen, die erst scharf zutage traten, als die Nation zum erstenmal um das von Bismarck geschaffene Reich und um ihr Leben kämpfen mußte.

Der Krieg, der große Umwerter aller Werte, zerbrach Kaiser, Krone und Reich.

Aber das Königtum und die Königlichkeit waren zum Teil schon in den Zeiten des gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwungs und der sittlichen Zersetzung in Äußerlichkeiten aufgegangen.

Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große und Wilhelm I. waren Soldaten gewesen. Wilhelm II. war Militär.

Freilich, die Armee glaubte an ihn als ihren Kriegsherrn. Die Soldaten erblickten in ihm den Soldaten. Aber wer höher stieg, wer es fertigbrachte, mitten zwischen Militärs aufzusteigen, und im Innern Soldat blieb und nicht zur Schranze oder zum Militär wurde, sah ihn, wie er war, sah neben seinen unzweifelhaften Vorzügen auch seine großen Schwächen.

Wer als Offizier zum erstenmal dienstlich mit ihm zu tun hatte, wer vor ihn trat mit der ganzen, ehrfurchterfüllten Scheu eines Idealisten, mit der harten Dienstauffassung eines altpreußischen Soldaten, konnte eine herbe und für einen Monarchisten schmerzliche Enttäuschung erleben.

Man mußte staunen über seine Vielseitigkeit, die Fülle seiner Anregungen, die schnelle Auffassungsgabe. Aber in der Lebendigkeit lag eine unnordische Unrast, in seiner Kritik blieb vieles Oberfläche, wo man Tiefe erwartete, in seinem Auftreten, so glänzend, so selbstsicher es schien, war oft etwas, was nicht organisch gewachsen erschien. Man fühlte den Unterschied zwischen einem sehr energisch, ja geradezu herausfordernd betonten „Ich will Kaiser sein“ und einem anderen, das man als Soldat, wie eine Selbstverständlichkeit, mit Herz und Hirn fühlen und begreifen zu können erwartete:

„Ich bin der Kaiser!“

Ich bin der Erste, ich bin der Fürst des deutschen Hauses, der erste Fürst meines Landes, ich bin es und nicht dies, eben nicht voll Überzeugende:

„Ich will es sein!“

Allzu stark war dieser Wille unterstrichen, allzu stark das Wissen, die Person, der Glanz, herrisch betont. Auch für den absolutesten Herrscher hat es noch immer eine Kritik gegeben; das ist „die Geschichte“.

Auch für einen Kaiser darf es nur einen Glanz geben, jenen, der nicht verblaßt oder gar verlischt. Denn es soll auch für ihn heißen, auch für ihn Lebenszweck und Ziel sein:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch;
Ist der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Der mystische Glaube an die Heiligkeit des Königtums, verbunden mit den Großtaten vieler früheren Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern, hieß den deutschen Offizier schweigen. Nur selten fand man einen, der im vertrautesten Kreise in tiefer Sorge auszusprechen wagte, was so viele dachten: „Was wird werden, wenn es zum Kriege kommt?“

Leider waren auch die Leute, die man um ihn sah, nicht immer nach der Art der Vorgesetzten, die man selbst täglich im Dienst sah. Dieser kaiserliche Kriegsherr und sein glänzender Hofstaat waren kein Ebenbild oder Nachbild derjenigen, die einmal Preußen zur Größe geführt hatten. Und wenn man dann Treitschke las*) und das, was er über Friedrich Wilhelm IV. geschrieben hatte, dann fühlte man, daß im Hohenzollernblut auch große Schwächen verborgen liegen. Freilich, die Tage der Märzrevolution 1848 waren vergessen.

„Auf die schwarzrotgoldene 1848er Fahne der Enttäuschung war eine schwarzweißrote der Erfüllung gefolgt.

Die schwarzrotgoldene Fahne der Republik hat Enttäuschung gebracht, wird sie durch eine Fahne der Vollendung abgelöst werden? Zweifellos!"

So schrieb ich 1930!

Unser Glaube versetzte Berge, wir holten das schwarzweißrote Fahnentuch wieder hervor! Durch Deutschland klingt das Sturmlied Horst Wessels. „Jetzt wehen Hitlerfahnen über allen Straßen, die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit!"

Es gab außerhalb des Heeres noch eine andere Schicht, die ehedem den Brandenburgern besonders nahe gestanden hatte, die märkischen Junker. Sie wurden unter der Zahl der Hofleute immer spärlicher; der neupreußische Glanz blendete, aber er wärmte nicht. Die alten märkischen Familien der Bredows, Arnims und wie sie alle hießen, nährten sich nicht gerade prunkvoll auf ihrer kargen Landscholle.

Ihre ländliche Einfachheit hatte so gar keinen Sinn für Schranzen und Militärs.

Als Nachfahren und Hütern friderizianischen Geistes war ihnen der Kaiserhof fremd geworden.

Schimmelviererzüge, Rennjachten und Leben auf ewig rollenden Hofzügen mit Potemkinschen Empfängen, wo Neugierde für Anteilnahme gehalten wurde und Hurrapatriotismus eine geeinte Nation vorspiegelte, das war den märkischen Junkern eine Welt, die sie nicht mehr verstanden.

Sie wurden unsicher, als ihr bester Sproß, Fürst Bismarck, in Ungnade fiel.

Sie blieben mehr und mehr dem Hofe fern.

Sie wurden ersetzt durch schwerreiche schlesische und süddeutsche Magnaten, durch Bank- und Industriebarone, die, rassisch oft nicht einwandfrei, auf Adelsverleihung und Kommerzienratstitel spekulierten und mit Schwiegersöhnen aufwarteten, die als Gardeoffiziere in dieser selbstsüchtigen Zeit mit einer neu vergoldeten Adelskrone und

*) Siehe Nachwort: Seite 41.

ihren nunmehr hoffähig gewordenen Frauen ein großes Haus machen konnten. Nichts beleuchtet die materialistische Weltauffassung der Gesellschaft damaliger Zeit besser als der Armeespruch, man müsse, um Karriere zu machen, als Infanterist reich, als Artillerist Graf und als Kavallerist (der ja sowieso wohlhabend sein mußte) klug sein.

So war der Hof die Brut- und die Zuchtstätte der „Militärs".

Der neupreußische Hof machte Schule.

Nicht überall. Am wenigsten in Süddeutschland, wo man keine Art von neupreußischem Berlinertum schätzte.

Gewiß hat der Kaiser keine Militärs züchten wollen.

Jedenfalls wurde bei Hofe Mannesmut vor Königsthronen nicht geschätzt. „Wer sich mir entgegenstellt, den zerschmettere ich!", das war innerpolitisch und vor allem gesellschaftlich sehr ernst gemeint.

So war höfische und damit gesellschaftliche Gewandtheit oft wichtiger zum Vorwärtskommen als soldatisches Können.

Ein Blücher, der „mir" und „mich" verwechselte, wäre unmöglich gewesen.

Wer einmal, auch nur einmal dabei gewesen war, wenn der Kaiser eine alte ehrwürdige Exzellenz abkanzelte, der wußte, wie leicht die Ungnade des Herrschers aufbrauste.

Vielleicht wären in einer anderen Zeit die Folgen nicht so schlimm gewesen.

Diese Ungnade war das Zeichen für all diese Militärs und Schranzen — die auch maßgebend für die sogenannte gute Gesellschaft waren — den in Ungnade Gefallenen zu schneiden. Er war damit gesellschaftlich erledigt. Seit Bismarcks Sturz, wo schon eine Anzahl Rückgratloser den verbitterten Alten im Sachsenwalde nicht genug schmähen konnte, um dem neuen Herrn zu gefallen, hatte sich in den darauf folgenden 24 Regierungsjahren des Kaisers die Menge derer vermehrt, die nur eines wollten: dem Kaiser genehm sein; nur an eines dachten: ihre eigene Person durch die Gnadensonne Wilhelms II. in hellerem Scheine leuchten zu lassen. Aber eben doch nur in einem „Scheine".

Als ein adliger preußischer Heerführer zu Beginn des Feldzuges in Ungnade fiel, meinte eine Dame seines Namens, man müßte sich schämen, diesen Namen zu tragen. Und doch wird einmal der Tag kommen, wo auch diesem Heerführer sein Recht werden und festgestellt werden wird, daß er seine Aufgabe voll erfüllt hatte und zu Unrecht „gegangen wurde".

Sie waren alle keine Lichter, die der Kaiser um sich versammelt hatte, es waren meist kalte, dunkle und tote Spiegel, ohne eigene Leuchtkraft, und so wurde es Nacht um den Herrscher, als sein eigenes Licht verlosch.

Es ist die Tragik Wilhelms II., daß er von denen, die er schuf, in der Schicksalsstunde im Stich gelassen wurde.

Er schuf Militärs und begünstigte Juden — und Militärs und Juden waren sein Untergang.

Hatte er schon in einer Zeit, die nach Pulver roch, als Chef des Großen Generalstabes einen kranken Mann ausgewählt, hatte er — so sagt man — dem braven, aber nicht erstklassigen Neffen des großen Moltke bei seiner Berufung erklärt, der Name Moltke sei allein ein Armeekorps wert, so räumte er im Kriege mit den wenigen Soldaten aus seiner Umgebung auf.

Er hatte Tirpitz seinen Wirkungskreis gegeben, hatte als glänzender Anreger seinem Admiral die Möglichkeit gegeben eine Flotte zu bauen, die am Skagerak den Nimbus von Englands unüberwindlicher Seeherrschaft zerstörte. Ein hoch anzuerkennendes Verdienst für Kaiser und Admiral. Trotzdem hat der Kaiser seinen Admiral gehen lassen; damit brach der Krieg zur See zusammen und sein Liebling, die Marine, stellte die ersten Meuterer.

Er hatte Ludendorff berufen, den Soldaten, der mit dem Degenknauf Tore belgischer Festungen öffnete, der sein Volk in Waffen von Sieg zu Sieg geführt hatte. Er ließ ihn gehen, und damit brach das Landheer zusammen.

Und so kam das Ende.

Ein Militär trat auf: Groener. Als Chef des Feldeisenbahnwesens aus der harten, arbeitsreichen Schule des Großen Generalstabes hervorgegangen, hatte er organisatorisch Außerordentliches geleistet, aber keinen Degen, keine Truppe im Feuer geführt, kein Pulver gerochen. Ein Eisenbahnfachmann, gewiß klug, aber nicht der „geborene Soldat", der Kämpfer, und in seinem Innern nicht erfüllt mit den Überlieferungen eines harten Altpreußentums. Jahrelang wohl im Dienst der Monarchie, aber kein Monarchist.

Nur ein Militär konnte einem andern Militär das sagen, was er dem Kaiser sagte. Ein Soldat hätte es nicht fertiggebracht, seinem Kriegsherrn zu raten, die Waffe aus der Hand zu legen und dem Thron, den er nach seiner Ansicht „von Gottes Gnaden" erhalten hatte, zu entsagen.

Und nur ein Militär wie Wilhelm II. konnte im Augenblick höchster Gefahr vergessen, daß er selbst der erste Soldat war, daß eine Waffe ihm im Gürtel steckte und daß Millionen von Soldaten an der Front für ihn kämpften, sich zu Krüppeln schießen ließen und für ihn starben.

Die Soldaten des Kaisers gewannen die Schlachten — die Militärs haben den Krieg verloren.

Die Soldaten kämpften für diesen Herrscher mit dem Heldenmut gläubiger Vaterlandsverteidiger, mit Stolz des Königs Rock tragend.

Die schwarzweißrote Fahne sank.

Der Glauben an den Kriegsherrn ging verloren und mit ihm die Kraft.

Der Nimbus erlosch.

Es war das Ende der Hohenzollern. —

Die Schichten klafften auseinander. Die Militärs trennten sich von den Soldaten, die Händler von den Helden, die Erraffenden von den Schaffenden, die Ausbeuter von den Ausgebeuteten.

Es war zunächst auch das Ende der Soldaten.

Die Militärs blieben.

Viele wurden übernommen vom Novemberstaat.

Sie bogen sich nach links, wie sie sich durch Jahrzehnte nach rechts gebogen hatten.

Auf Militärs baut man keinen Staat auf, er muß auf so schwankendem Grunde zusammenstürzen.

Aber der Militär paßt in diese Welt des Scheins. Er ist ja selbst nur der Schein eines Soldaten.

Die Revolte hatte nichts gebessert.

Die damaligen Verhältnisse blieben bestehen, als sich die Gesichter der Machthaber veränderten.

Hieß es früher: Macht Karriere mit allen Mitteln, jetzt klang es noch brutaler und materialistischer: „Bereichert Euch"! — „Enrichissez vous!" hieß es einst 1789.

Und dann brach nach all der roten Volkszersetzung und Volksverhetzung der ungeheure Gegendruck jener Volksteile, die dem Drange ihres Blutes folgend nicht anders als deutsch und damit artrecht leben und handeln konnten. Das braune Heer stand auf, erst die Härtesten, die Besten, die opferbereitesten Idealisten, die Reste der Frontsoldaten, die Oberschlesier, Ruhr- und Baltikumkämpfer. Und durch alle diese Sturmgesellen im Braunhemd ging die Sehnsucht der 1848er Jahre, wo ein deutscher Dichter sang:

„Komm, Einz'ger, wenn Du schon geboren,
Tritt auf! Wir folgen Deiner Spur. —
Du letzter aller Diktatoren,
Komm mit der letzten Diktatur!"

Und er kam, und schuf ein neues Volk.

Er schuf die neue Wehrhoheit, das neue Heer des Dritten Reiches. Das bedeutet Anfang und Aufstieg zu einer neuen Zeit. Es bedeutet das Ende des Militärs. Es bedeutet, daß endgültig die wilhelminischen

und die marxistischen Verhältnisse hinter uns liegen und niemals wiederkehren werden.

Die eherne Mauer.

Die Schicht um den Kaiser ist zur Zeit undurchdringlich.
(Tirpitz: Kriegsbriefe, 2. I. 1915.)

Die Großen.

Die Unnahbarkeit, die einmal eine fast religiöse Ehrfurcht vor der Person des alten Kaisers gewesen war, der Nimbus*), der einmal selbst dessen Paladine, den eisernen Kanzler, den klugen Moltke, umgab, das war etwas organisch Gewachsenes gewesen. Es war die hohe Achtung vor der überragenden Persönlichkeit, vor der Leistung gewesen. Es war ein Abstand gewesen, weil diese Männer in dieser großen Zeit über die Zeitgenossen, ja über sich selbst ins Übermenschliche hinausgewachsen waren.

Sie erhoben sich. Sie wurden nicht künstlich erhoben. Sie zertraten aber auch keine Untergebenen, um aufwärts zu steigen.

Einen Bismarck zum „Handlanger" zu degradieren, blieb einer späteren Zeit vorbehalten.

(Die Sucht, Charaktere zu zerbrechen oder auszuschalten, ist auch durch die nationale Revolution noch nicht völlig überwunden.)

Zu diesen großen Männern blickte das Volk auf.

Auf diesen Männern baute sich der Staat auf.

Diese Männer trug das Vertrauen und damit die Treue des Volkes. Auf diese sittlichen und persönlichen Werte baute sich die Verfassung auf. —

Aber sie baute sich nur auf zwei Augen auf.

Auf dem Kaiser. Auf einem Hohenzollern. Auf einem, der das Glied bildete — oder bilden sollte — in der langen Reihe einer großen deutschen Fürstenfamilie.

Diese deutsche Verfassung rechnete mit hohenzollernschen Nachfolgern, die den Wahlspruch „Suum cuique" — „Jedem das Seine" halten würden. Diese Verfassung gründete sich auf der Vorstellung, auf der selbstverständlichen Annahme oder der Zuversicht, daß ein Hohenzoller noch immer in einem 50- oder 60-Millionen-Volk *Männer* finden würde:

Helfer — Berater — Kenner — Könner — Vertraute.

*) Aus einem Kriegsbriefe aus der Zeit der Belagerung von Paris 1870 entnehme ich, daß dann, wenn der große Moltke den gemeinsamen Eßraum betrat, sich stets alle dort befindlichen Personen, auch die Fürstlichkeiten, von ihren Sitzen erhoben.

Treue und Glauben.

In seiner Treue vertraute das Volk den Hohenzollern. Es hatte ein Recht dazu. Die Hohenzollern hatten ihm die Treue gehalten. Diese „Treue um Treue" war in 7 Jahrhunderten bewährt.

Denn das deutsche Volk glaubt. Es hat seine „*Treue*" und seinen „*Glauben*". Das ist seine Stärke und seine Schwäche.

Es ist der Anlaß zu Glaubenskämpfen, zu inneren Kämpfen, wenn ein Irrglauben aufkommt.

Denn auch der Irrglaube findet Gläubige.

Das Volk will nicht rechnen, es will auch nicht klügeln, und es ist nicht seine Art, zu berechnen, es will glauben und vertrauens*selig* in diesem Glauben sein.

Auch in dem Glauben an den Führer: Es will sich der Treue und der Betreuung des Führers anvertrauen können.

Und sein Glaube ist ihm heilig.

Auch der Glaube an den Führer.

*Deswegen muß der Führer selbst heilig sein**).

Göttlich und heilig ist uns die große Idee deutscher Wiedergeburt. Kein Bonze wird uns ewigen Soldaten dies Göttliche vergötzen.

Das deutsche Volk hat an die Hohenzollern geglaubt. Das preußische seit des Großen Kurfürsten und das deutsche seit Friedrichs II. Zeiten. Es glaubt seit 1933 in seiner Gesamtheit an seinen Führer.

Wilhelm II. hat dem Volke den Glauben an sich genommen. Er hat zunächst selbst dem Volke den Glauben an die Hohenzollern genommen, und es ist Sache der Hohenzollern, dem Volke den Glauben an die Hohenzollern wiederzugeben. Denn unauslöschlich, seit des Großen Kurfürsten Zeiten, steht heute wieder ein Spruch, den die Hohenzollern und das deutsche Volk nicht vergessen dürfen. Unauslöschlich, weil der Krieg unsere Entwicklung auf Jahrhunderte zurückwarf. Unauslöschlich brennt für alle Deutschen, aber noch viel mehr für alle die Erben königlicher Überlieferung, wie ein Fanal des Großen Kurfürsten unerfüllte Verheißung

„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor."

„Aus unseren Gebeinen wird einmal der Rächer auferstehen."

Das Volk ist aufgestanden, hat die alte, von den Juden in den Schmutz getretene schwarzweiße Ordens- und Preußenfahne wieder sauber gemacht und die Sprüche ihrer Fahnenbänder wieder wahr, auf denen geschrieben steht:

„In Staub mit allen Feinden Brandenburgs."

*) Dieser Satz gilt seit 1934 mehr denn je. Unheilige Führer entgehen ihrem Schicksal nicht.

Das Volk stand auf!

Aber im Glauben an einen Führer, von dem es weiß, daß er für dies Volk den letzten Blutstropfen herzugeben bereit ist.

Wilhelm II. hat dem Volke das Vertrauen zur Monarchie genommen dadurch, daß er, allerdings auf Rat seines Feldmarschalls, Thron und Volk verließ.

Der Getreue wird Getreue um sich sammeln. Der Mißtrauische wird denen am wenigsten trauen, die wertvoller sind als er selbst.

Er findet bei ihnen keinen Anlaß zum Mißtrauen, und weil er nichts findet, meint er einer vermeintlichen Unzuverlässigkeit nachspüren zu müssen, die er in seinem Mißtrauen bei den Anderen annimmt.

Erziehung zum Mißtrauen.

Tirpitz berichtet, daß der Lehrer des Kaisers, der Geheimrat Hinzpeter, seinem prinzlichen Schüler systematisch Mißtrauen gegen seine Berater anerzogen habe.

Diese Erziehungsmethode hat den Kaiser nicht zur Unabhängigkeit erzogen. Es mag eine Begründung für seine spätere Entwicklung sein, aber keine Entschuldigung.

„Denn zweierlei bestimmt den Lauf
In unserm Erdenleben:
Das, was uns die Geburt geschenkt,
Und was wir uns selbst gegeben.“

Die Geburt: Aus der Ehe eines Deutschen mit einer Engländerin war er entsprossen. Einer Ehe, die dynastische Interessen geschaffen hatten, einer Ehe, von der Bismarck vorausgesagt hat, daß die englische Stute den ganzen Hohenzollernstamm verderbe.

Der Kaiser wußte, seitdem er zu denken begonnen hatte, daß er einmal Deutscher Kaiser werden würde.

Das Schicksal gab ihm nicht, wie allen bedeutenden Hohenzollern, die entsagungsvollen Lehrjahre einer Kronprinzenzeit.

Vielleicht, daß der Mangel dieser Prüfungszeit ihn für alle Zeit beschwert hat. Aber der Kaiser hätte sich selbst etwas geben, sich selbst erziehen, sich selbst prüfen müssen.

Er besaß keine Selbstkritik. Er konnte nicht vergleichen. Weil er sich nie mit einem Andern gleichstellte. Weil er alles, was er als Gottesgnadentum empfangen haben wollte, einzig und allein als einen für ihn allein bestimmten göttlichen Funken auffaßte. Und so konnte er, da er zwar ein ungeheuer kluger, außerordentlich belesener, aber allzu vielseitiger Mensch war, niemals sich zu der Erkenntnis hindurchringen, daß einerseits nur ein ganz großes Genie vielseitig sein kann, daß aber die größte Kraft immer bei denen liegt, die sich einseitig mit all ihrer Kraft auf eine Sache legen. Und so blieb er der Besserwisser, der Anreger, der geistig Behende, aber er wurde nicht zum „Besserkönner“. So blieb er auch als Oberster Kriegsherr ein Dilettant in militärischer Hinsicht. Wer einmal seine Kritiken hörte, mußte staunen über seine Auffassungsgabe, aber auch über seine nicht allzu seltene Unsachlichkeit. Da er die Macht hatte, zerbrach er Persönlichkeiten, die neben ihm aufwuchsen. „Der Zustand der leichten Ungnade“, so sagte einer, der ihn genau kannte, „erschien für alle die empfehlenswert, die neben ihm sich behaupten und durchsetzen wollten.“ Es waren ihrer nicht viele. — „Manchen Persönlichkeiten wurde leicht im Laufe der Zeit das moralische Rückgrat gebrochen“, so urteilt einer seiner langjährigen Mitarbeiter, Tirpitz, der selber langsam außerhalb der ehernen Mauer gestellt wurde, die den Kaiser umgab, und dann zum Schaden des Volkes und des Reiches in Ungnade fiel.

Prof. Dr. Hans Freiherr von Liebig sagt in seinem 1919 erschienenen Buch „Der Betrug am deutschen Volk“: „Man darf nicht vergessen, das System, die selbständigen und hervorragenden Köpfe nicht an führende Stellen gelangen zu lassen, herrschte unter Wilhelm II. und seinen diplomatischen Ratgebern nicht nur in der Diplomatie, der Beamtenschaft und in allen freien Berufen, sondern auch beim Militär, und kühne Pläne eines Feldherrn erfordern verwegene Unterführer, nicht nur auf ihre Grammatik eingeschworene Generalstäbler!“

Der Kaiser schaffte sich keine Getreuen, er schaffte sich „Ergebene“. Die tausend kleinen Majestäten, die nach ihm das Volk zu regieren vermeinten, waren genau so wenig von Volkes Gnaden wie Wilhelm II. von Gottes Gnaden. Die Novemberlinge übernahmen als seine Nachfolger auch seine Fehler und schafften sich viele Tausende von „Ergebenen“.

Wilhelm II. schaffte sich die Überergebenen, die seine Schwächen benutzten und die Ausnutzung dieser Schwächen zu ihrem Monopol machten.

So entstand die eherne Mauer um Wilhelm II.

Eine ihrer Aufgaben bestand darin, unangenehme Nachrichten dem Kaiser fernzuhalten.

Eine unangenehme Nachricht dem Kaiser mitzuteilen, galt als eine Tat. Es galt als etwas Staunenswertes, daß der Kommandierende General des Gardekorps, General der Infanterie von Plettenberg, nach der Marne-Schlacht dem Kaiser mitteilte*), daß seine Garde-

*) Tirpitz, Lebenserinnerungen.

Infanterie fünf Sechstel ihres Mannschaftsstandes verloren hatte, und daß die Offiziersverluste noch weit größer waren.

Uns alten Frontsoldaten war das Bestehen dieser ehernen Mauer schon im Frieden sattsam bekannt. Als Wilhelm II. einmal in Mörchingen war, jenem kleinen lothringischen Dorf, das mit einer Garnison von 2 Infanterieregimentern, 1 Abteilung Feldartillerie und 1 Eskadron Ulanenregiments 14 überbelegt war und in dem allerdings nie ein Prinz gestanden hat, wurde ein dort garnisonierender höherer Offizier vom Kabinett schwer verwarnt, ja nicht dem Kaiser zu sagen, unter welchen fabelhaften Entbehrungen in geistiger und kultureller Hinsicht die Garnison dort leben mußte. „Er dürfe ja nicht die leiseste Klage äußern, wenn er mit weiterem militärischem Aufstieg rechnen wolle.“ Das wurde ihm ins Gesicht gesagt.

So blieb Wilhelm II. in Unkenntnis über die Verhältnisse selbst in seiner ureigensten Domäne, dem Heere.

So glaubte Wilhelm II. zu herrschen und wurde, wenn auch nicht immer, so doch allzu oft, beherrscht.

Seine Höflinge nährten in ihm den Glauben an sein Gottesgnadentum, unterstrichen alle seine Neigungen und ließen sich die Ausbrüche seines sich selbst öfters nicht zügelnden und sich selbst nicht kritisierenden Temperaments gefallen. Als dann einmal einer der wenigen Aufrechten daraufhin seinen Abschied einreichte, äußerte er, er pflege seinen Ministern noch ganz andere Dinge zu sagen.

Konnte es da wundernehmen, daß ihn einer seiner Hofmarschälle, einer von denen, die ihn täglich umgaben, Zedlitz, in den Schmutz zog, als er eine gefallene Größe war? Wo blieb bei all den Kenntnissen seine Menschenkenntnis?

Seine Höflinge öffneten den Weg zu „IHM“ nur dem, der ihnen genehm war. So entstand die „eherne Mauer“, der „Stuck“, wie einmal Tirpitz bitter sagt.

Das Zeitalter der Rosenrotfärber begann. Es begann das Zeitalter des Optimismus.

„Ich dulde keine Schwarzseher!“ das war der Grundsatz, unter dem das Reich Bismarcks und die Herrschaft der Hohenzollern zu Grunde ging.

Einen Pessimismus hätte er haben müssen, jenen Pessimismus, der nicht verzweifelt, sondern der die schlimme Lage noch schlimmer ansieht, um ein trotziges „N u n e r s t r e c h t!“ herauszustoßen. Jenen Pessimismus, mit dem wir Frontsoldaten im Zerstörungsfeuer aushielten, jenen Trotz, mit dem meine Reiter sangen:

„Und sollen wir verderben und reiten in den Tod,
Wir bringen, eh' wir sterben, noch manchen Feind in Not!“

Das war ein Pessimismus, der mit allem, was hinter uns lag, abgeschlossen hatte, der nie mit Heimkehr aus dem großen Morden rechnete, und der gerade darum, weil er alle Brücken, alle Wünsche, die nach rückwärts führten, abgebrochen hatte, bis zum letzten Atemzuge aushielt.

Seitdem ist mehr als ein Jahrzehnt vergangen.

Dem wilhelminischen Zeitalter folgte als letztes Zerrbild des Liberalismus jener Zustand, den wir als das „System“ bezeichneten.

Man nannte es das „neue“ System. Aber es war das alte, nur in einer anderen Form, dem man auch noch die letzten Werte genommen hat. Nichts hatte sich geändert außer den Personen.

Das, was man zu Wilhelms II. Zeiten Kabinettsregierung nannte, wurde die Regierung der Parteihintermänner.

Selbst die Attribute blieben die gleichen:

Reitpferde, Adjutanten, Rotwildjagden, Möbel aus königlichen Schlössern, Ballfeste, Salonwagen, republikanische Hofzüge, Autos.

Ob Kommissionen das Land bereisten, ob Staatsleiter — ob man wilhelminische oder novemberliche Behörden zu beanspruchen hatte —, machte es früher die Beziehung nach Herkunft, die Beziehung zur Kamarilla, machte es später die Beziehung zum Parteimann oder zum Parteihintermann. Selbst der Wald schwarzer Röcke und blankgewichster Zylinder war geblieben, ebenso die Empfangsdiners und die Hofzüge.

An Stelle des Helms trat lediglich der Zylinder.

An Stelle des höfischen, militärischen Spießers der Spießer in Zivil mit dem Parteiausweis.

Die runden Rücken blieben, die Streber blieben und die Karrieristen.

Und damit blieb der offizielle Optimismus.

Nicht der überzeugte Optimismus, aus Vertrauen auf eigene Kraft.

Nicht einmal ein Optimismus, darauf begründet, daß das Volk durch sein Vertrauen auf die Führer diese trägt. Im Gegenteil, durch die weitesten Kreise des Volkes ging ein unbedingtes Mißtrauen.

Damals: „Brandenburger, ich führe euch herrlichen Zeiten entgegen!“ — später: „Silberstreifen“.

Damals Bethmann, später Stresemann — Curtius usw.

Damals befohlenes Vertrauen und als Antwort: Mißtrauen.

Das Mißtrauen stieg ins Ungeheure.

Wo Vertrauen fehlte, fehlte Treue.

Es blieb der „Abstand“.

Das System von damals verkalkte, verknöcherte, vergröberte, verallgemeinerte und, was das Übelste ist, es ver g e meinerte.

Bei den führenden Männern Wilhelms II. hat es keine Barmatfreundschaften gegeben, gab es keine gefesselte Justiz, keine Korruption wie unter der Judenherrschaft.

Aus den Majestätsbeleidigungsparagraphen, die den Herrscher schützen sollten, wurden Paragraphen zum Schutze von jenen sehr kleinen Männern, die durch die Revolte nach oben gespült wurden.

Das neue System riß die Mauern nicht ein, die das wilhelminische System um den Kaiser gebaut hatte.

Trumpf blieb die Unnahbarkeit.

Alle Schwächen des alten Systems wurden mit übernommen, vor allem die Charakterlosen.

Man verkleidete sich und hängte sich den Mantel des Vernünftigen um. Man verschob in der Blütezeit der Schieber den Begriff: Verstand und Klugheit, in den neuen Begriff: der Lebensklugheit und Zweckmäßigkeit, man verhüllte damit seine krasse Selbstsucht.

Man vergaß Fritz von Bodenstedts prächtigen Spruch:

„Verstand ist ein zweischneidig Schwert
Aus hartem Stahl und blankem Schliff,
Charakter ist daran der Griff!
Und ohne Griff ist's ohne Wert!"

Hatte der Engländer Haldane 1912 in Berlin den „erschreckenden Mangel an Persönlichkeit" festgestellt, hatte die Kamarilla nur einzelne Charaktere vernichtet oder vernichten lassen bzw. ausgeschaltet, nach 1918 wurde allgemeine Charakterlosigkeit das Zeichen und Merkmal der Novemberlinge.

War, wie Tirpitz schreibt, „unter dem Einfluß der Kabinette die Freiheit der Meinungsäußerung und Charakterbetätigung mehr und mehr der Forderung des reinen Gehorsams gewichen", so wurde unter der Herrschaft der Novemberlinge jede freie Meinungsäußerung unterdrückt, jeder Versuch, das Volk aufzuklären, verhindert, jede warnende Stimme niedergeschlagen, nicht nur der Verfasser eines Buches, sondern auch der Verleger mundtot gemacht.

Der militärische Gehorsam, einst auf Verantwortung aufgebaut, der unter Wilhelm II. langsam erstarrte zu einem blinden Gehorsam, wurde immer mehr zu einem verantwortungslosen Gehorsam heruntergedrückt. Ein solcher Gehorsam ist eine Mißgeburt, ein *Auswuchs* des Militärs, ein Sklavengehorsam, der nur von Ketten gehalten wird, die leicht gesprengt werden können, er ist eine Übertreibung und damit wie alles übertriebene Militärische: Militarismus.

Das System machte die eherne Mauer zum Allgemeingut aller, die Einfluß hatten.

Jeder einzelne machte sich unnahbar, jeder empfing; jeder markierte den kleinen Fürsten, wenn er auch nur ein kleiner republikanischer Militär oder Beamter war.

Die eherne Mauer hat ihren Ursprung im Orient, im ostischen Byzantinertum.

Wehe dem Staat, in dem diese ehernen Mauern aufgerichtet werden.

Wehe dem Führer einer Nation, mag er Kaiser oder Präsident sein, zu dem die Stimme des Volkes nicht mehr dringt!

Nachwort

Die Frage, ob in einem Buche, das sich mit einem kaiserlichen Heere historisch, soziologisch und psychologisch beschäftigt, die Person des Kaisers als obersten Kriegsherrn kritisch beleuchtet werden darf, ist von allen denen verneint worden, die heute noch meinen, die Person des Kaisers stände für einen Offizier des alten Heeres außerhalb jeder Kritik. Diese Kritik wäre auch durchaus unangemessen gewesen, solange der Kaiser seine Würde als Kaiser und sein Amt als Kriegsherr besaß. Aber die Epoche des kaiserlichen *Heeres* ist ebenso abgeschlossen, wie die Epoche wilhelminischer kaiserlicher *Herrschaft*.

Ohne eine Kritik am alten Heere bis zu seiner Spitze hinauf, können wir nicht an die Erneuerung unserer Wehrmacht und erst recht nicht an die Erneuerung des Wehrgedankens in *soldatischer*, nicht in militärischer, in *geistiger*, nicht in organisatorischer Hinsicht gehen. Der Vorbereitung eines Königtums *im Heere* dient dies Buch und damit der Vorbereitung eines Königtums *im Volke und im Raum* deutscher Menschen.

Hie nordisches Königtum, hie Byzanz! Hie Soldaten, hie Militärs, zwei Welten und zwei Weltanschauungen! Feuer und Wasser!

Daher konnte und durfte der gewissenhafte Geschichtsschreiber ein kaiserliches Heer nur dann besprechen, wenn er es vollständig beschrieb. Und zu einer solchen Betrachtung gehört die Gestalt des kaiserlichen Kriegsherrn, jener Spitze, die in einem nordischen Staate und Volke doch ausschlaggebend war für den Geist seines Heeres.

Ich bitte den Leser, der mit mir ganz gewiß doch die tiefen Zusammenhänge des Blutes, also der Vererbung innerhalb der Familien, wie der Völker bejahen wird, die nachstehende Kritik des berühmten Geschichtsschreibers Heinrich von Treitschke über einen *anderen* Hohenzollern zu lesen und zu vergleichen, wie viel von dieser Kritik unzweifelhaft auch auf Wilhelm II. Anwendung finden kann.

„Die knappe Sparsamkeit des alten Regiments betrachtete er schon längst (d. h. als Thronfolger) mit Unwillen. Um eine prächtige, geschmackvolle Hofhaltung hoffte er alles zu versammeln, was Deutschlands Kunst und Wissenschaft an großen Namen besaß. — — — Unter allen hohenzollerischen Königen war er der friedfertigste.

Er war kein Mann des Degens. Sein Herz hing am Glück des Friedens ... Ein phantasiereicher Kopf, der sich den Eindrücken des Lebens mehr hingab als sie bestimmte. Eine weite Natur ...

Im Gespräch mit Helden des deutschen Geistes zeigte er eine ... blendende Überlegenheit ... und doch war er kein Meister, sondern nur der größte aller Dilettanten. Auf keinem der unzähligen Gebiete des geistigen Lebens, die sein ruheloser Geist zu erfassen strebte, zeigte er sich mächtig, wahrhaft schöpferisch,

am wenigsten in seinem politischen Berufe ... Nie war er glücklicher, als wenn er berauschend und berauscht die Flut seiner Gedanken und Gefühle in begeisterter Rede ausströmen ließ. Nur die ihn nicht kannten, beschuldigten ihn einer schauspielerischen Berechnung ... Jenen unbewußten Schauspielerkünsten freilich, welche jedem begabten Redner naheliegen, unterlag er oftmals ...

Und seltsam, während sonst Naturen von so vielseitiger Empfänglichkeit sich anzuschmiegen pflegen, stand er ganz auf eigenen Füßen. Hier lag das Rätsel dieses seltsamen Charakters, hier der Grund, warum er selbst von großen Köpfen so oft überschätzt wurde.

Kraft der Weihe seines königlichen Amtes, kraft seiner persönlichen Begabung, glaubte er, alle Welt weit zu übersehen ... Niemand beherrschte ihn, aller Glanz und alle Schmach seiner Regierung fiel auf ihn selbst zurück ... Denn aller Menschenkenntnis bar, zeigte er eine höchst unglückliche Hand in der Wahl seiner Ratgeber. Wenn er gewinnen wollte, dann zeigte er eine bezaubernde Liebenswürdigkeit ... Gleichwohl fühlte er sich durch seine königliche Würde so hoch erhaben, daß ihm die Personen im Grunde wenig galten ...

Wie reich war er an schönen hohen Gedanken und doch so unsicher in seinen Entschlüssen, daß seine Minister beim Schlusse einer Sitzung nie erraten konnten, ob er noch dieselbe Meinung hegen würde, wie am Anfang. Seine Frömmigkeit kam aus der Tiefe seines gottbegeisterten Herzens ... und dieser Gütige konnte ... sich bis zur Grausamkeit verfolgungssüchtig zeigen ... Selber sittenstreng, urteilte er hart, fast prüde, über lockeren Lebenswandel.

Wie groß war sein Wissen und Wissensdrang ... doch durch seine vielverheißenden Reden, durch die Fülle seiner Pläne, durch sein unstet abspringendes Wesen, durch das beständige Aussprechen persönlicher Gefühle, wirkte er überall so aufregend und aufreizend, daß bald ein Sturm der Leidenschaften sein ruhiges Land durchtobte ... bis eine furchtbare Niederlage des Königtums die ganze Lage veränderte ... Er ... liebte durch das Ungewöhnliche zu blenden und verschmähte Schlichtes schlicht zu sagen ... Weder zum herzhaften Genusse noch zu herzhafter Tat besaß er die Kraft.

Der von seinem Beruf des Königs von Gottes Gnaden so überschwenglich hoch dachte, mußte noch erleben, daß sein Regiment den Glauben an das Königtum in einem altmonarchistischen Volke tief erschütterte. Es war, als wollte die Vorsehung diesem überbildeten und den Wert der Bildung maßlos überschätzenden Geschlechte an einem tragischen Beispiel zeigen, wie wenig in den Machtkämpfen des Staatslebens Geist, Wissen, Edelsinn, Herzensgüte vermögen, ohne die schlichte Kraft männlichen Willens ...

Ebenso einseitig war auch trotz aller Gelehrsamkeit sein ästhetisches Urteil ...

Er wollte der anerkannte Fürst sein im Reiche des Wissens ... Von der entschlossenen Sicherheit seines Ahnherrn zeigte der Nachkomme nichts.

So ward jetzt in Berlin durch die mächtige Aufwallung wahrhaftiger Königstreue auch der ekle Bodensatz jener Bedientengesinnung emporgewirbelt, welche sich

bei Thronwechseln

in ihrer ganzen Niedertracht zu zeigen pflegt. Manche der Festredner und Huldigungsdichter wußten gar kein Maß zu halten in ihren schmeichlerischen Lobsprüchen ... Es war der Untertänigkeit zuviel bei diesen Kundgebungen ......"

So schreibt Treitschke in seiner Geschichte des XIX. Jahrhunderts von Friedrich Wilhelm IV.

4. Getreueste Opposition.

„Restaurationen als Epochen sind immer noch die leersten gewesen, geduldet und ganz ohne Wert und nicht aus eigener Macht, ein Geschenk für Emigranten, die sich von ihrem Volkstum getrennt haben und sich nun wieder auf verlassene Stühle setzen dürfen. Eine wilhelminische Restauration müßte die Sinnloseste sein." Moeller van den Bruck.

Trotz und Treue.

Disziplin ist der Kitt der Heere. Disziplin baut sich auf der Treue und dem Treueid auf. Mit Disziplinarstrafen kittet man kein Heer zusammen. Aber Disziplin ist nicht Kadavergehorsam und Treue ist nicht Hörigkeit.

Disziplin ist verantwortete Pflicht.

Pflicht ist: „In Treue verbunden sein, verflochten sein mit dem berufenen Führer, mit dem Beruf. Also auch: mit dem Werk."

Eine Verflechtung in Treue, ein Treuverhältnis zwischen Soldat und Offizier, Untergebenem und Führer, also auch mit dem König und Kriegsherrn kann nie einseitig sein.

Dies Treueverhältnis kann nur echt und dauerhaft sein, wenn es auf der Ausgeglichenheit von Nehmen und Geben, von Anvertrauen nach oben, von Vertrauen nach unten aufgebaut ist.

Die größte Treue, die ehernste Pflicht muß aber immer „Oben", bei dem „Obersten" stehen.

Altpreußische Treue, nordischer Gehorsam, das ist die Grundlage, von der Prinz Friedrich Karl schrieb:

„Die Offiziere denken königlicher als der König, wenn es darauf ankommt!"

Es ist die Streitfrage zu beantworten: „Konnte Wilhelm II. überhaupt sein Heer aus seinem beschworenen Treueverhältnis entlassen?"

Die Einen ziehen die Folgerung: „Geht der König unter, gehen wir mit unter. Wir folgen dem Kapitän, auch wenn er offensichtlich das Staatsschiff auf die Klippen steuert."

Wie aber, wenn er sich rettet?

Deutsch und nordisch ist, daß nicht der Kapitän sich rettet und seine Besatzung mit den feindlichen Wellen und Willen kämpfen und untergehen läßt, sondern, daß er als letzter an Rettung denkt und mit dem Schiff untergeht, mit dem Gebilde, mit dem er einmal das von ihm verheißene Land und Ziel erreichen sollte.

Wird eine Besatzung, die sich kämpfend rettete und nun im eigenen Boot selbstgewählten Zielen zusteuert, sich noch einmal der Steuerung dieses Führers anvertrauen?

Mußte nicht innere Zwiespältigkeit einer blinden Gefolgschaft zutage treten, als der Kaiser den deutschen Raum, das Land seiner Väter, das Land seiner Untertanen verließ.

Selbst die Unentwegten folgten ihm nicht in die Verbannung, kämpften nicht bis zum Sterben um die Staatsform, um die Monarchie, gingen nicht kämpfend mit ihm unter. Sie beließen es bei einem billigen Protest, ohne sich zu Taten aufzuraffen, ohne selbständig der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen.

Altpreußentum heißt: „Königlicher denken als der König."

Hörigkeit auch dem König gegenüber ist nicht nordisch, ist nicht altpreußisch.

Eine Hörigkeit dem außer Landes gegangenen Landesherrn gegenüber muß aber die politische Folgerung bedingen, die dahingeht,

„daß diesem Kaiser unter allen Umständen wieder zu Thron und Reich verholfen werden muß!"

Wenn nun die Geschichte sich stärker erweist, als dieser Wiederherstellungswille eines immerhin recht kleinen Teiles der Nation, dann bedeutet eine solche Bindung an die Person des Königs, daß man sich selbst aus dem Leben der in und um den deutschen Raum kämpfenden Gesamtnation ausschaltet, daß man in letzter Folgerung dem Führer in die Verbannung folgt und das deutsche Volk, die Nation im Kampf ums Leben im Stich läßt. Mit einer solchen Hörigkeit ist auch ein Verzicht auf eigene Königlichkeit verbunden.

Generalfeldmarschall von Hindenburg hat 1920 erklärt: „der Kaiser sei von seinem Volk verlassen worden". Diese Erklärung kann nicht auf das gesamte Volk bezogen werden. Wenn man einem deutsch und vaterländisch Gesinnten die Frage vorlegt: „Gehörst Du zum deutschen Volk?", so wird der Gefragte die Frage bejahen.

Auf die zweite Frage: „Hast Du den Kaiser verlassen?", wird ein ebenso bestimmtes „Nein" erfolgen.

Demnach kann man mit Fug und Recht behaupten, daß es Millionen von deutschen Menschen in diesem Volk gibt, die den Kaiser nicht verlassen haben.

Das in schwersten Rückzugsgefechten stehende Frontheer wird vor allem ganz energisch den Vorwurf ablehnen, den Kaiser verlassen zu haben. Auch dann, wenn Frontoffiziere in Spaa angeblich im Namen ihrer Truppe für die Abdankung zu sprechen wagten.

Es bleibt demnach von der Erklärung Hindenburgs unbedingt nur das Eine bestehen, daß ein Teil des Volkes den Kaiser verlassen hat.

Es bleibt aber auch die Tatsache bestehen, daß der Kaiser auch die verlassen hat, die ihn nicht verlassen wollten!

Es ist zunächst die Frage des inneren Verhältnisses zwischen Führer und Gefolgschaft zu prüfen.

Jeder alte Soldat weiß, daß eine Besichtigung und eine Beurteilung von Führer und Truppe grundsätzlich davon ausging: „Hat der Führer seine Truppe fest in der Hand?" Wurde vom Führer dieser Bedingung nicht entsprochen, so war damit sein Wert als Führer hinfällig. Das Urteil: „Der Führer hat seine Truppe nicht in der Hand!" bedeutete im alten Heere — und wird in jeder disziplinierten Organisation stets die Unfähigkeitserklärung zur Führerschaft bedeuten.

Denn der Führer hat die Machtmittel, um den Gehorsam zu erzwingen und muß den Persönlichkeitswert haben, daß er „Führer ist", also vorangeht. Nun ist unbestritten, daß ein Teil des Volkes dem Kaiser die Gefolgschaft verweigerte. Aber wie jedem Truppenführer eine Vorbereitungszeit gegeben ist, um „seine Truppe in die Hand zu bekommen", so hatte der Kaiser 25 Friedensjahre, um das Volk in die Hand zu bekommen. 100 000fach hatte ihm doch ins Ohr geklungen: „Nicht Roß noch Reisige schützen die steile Höh, wo Fürsten stehn." Und auch die Antwort: „Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns schützen den Herrscherthron wie Fels im Meer!"

„Das Volk hat ihn verlassen?" Die andere Frage steht auf: „Waren wir denn ein Volk, eine Nation?" „Waren wir vor allem noch ein „Königliches" Volk?"

Als Soldat meine ich: Wir soldatischen Führer bekamen doch auch einen Haufen deutscher Menschen als Rekruten in die Hand und keine fertige Truppe! Aus allen Ständen, mit Werten und Unwerten, sittlich Tadellose und Menschen mit Verbrecherneigungen! Ging nicht das gesamte Proletariat mit wenig Ausnahmen durch die Schule des Heeres? Durften wir Truppenführer sagen: „Die Truppe hat uns verlassen?"

Und schon ist eine Unsicherheit oder Unklarheit zu berichtigen, was ist denn überhaupt ein „Volk"?

Mit keinem Wort der deutschen Sprache ist seit dem Zusammenbruch so viel Unfug getrieben worden, wie mit dem Wort Volk.

Wenn wir dieser Frage der Rasse an anderer Stelle nähertreten, so muß doch einmal vom Soldatenstandpunkt das Menschenmaterial aus dem Volke betrachtet werden. Nämlich von der Summa ihrer Einzelwerte aus und nicht vom Standpunkte des Militärs, vom Zahlenstandpunkt aus, der Soldat = Soldat setzt.

Unter 100 Menschen ist eine recht geringe Anzahl geborener selbständiger Führernaturen. Auch die Zahl derer, die bei genügender Aufsicht untere Führerposten einnehmen können, ist nur gering. Den breitesten Teil machen die Mitläufer aus, die aber unter einer sicheren Führung immer noch Erhebliches leisten.

Der Rest, dem die natürliche Begabung zur Einsicht fehlt, folgt einer klugen, energischen und selbstlosen Führung, wenn deren Vertreter ihm als Helfer und Retter, als nationale Sozialisten der Tat, nicht der Phrase entgegentritt.

Wollte also der Kaiser sein Volk führen, so mußte er sich mit der Masse beschäftigen, mußte vor allem, bevor er seine Brandenburger „herrlichen Zeiten“ entgegenführte, aus diesem Volk eine Nation machen und *dieser Nation ein Kampf- und Lebensziel geben.*

Er mußte Unterführer sich aussuchen, eine Führerschicht aus allen Kreisen des Volkes schaffen, so, wie sich ein Führer sein Offizierskorps oder Unteroffizierskorps schafft und damit die Truppe in die Hand bekommt.

Ehe er an das Studium anderer Völker heranging und an eine Weltmacht dachte, mußte er sein eigenes Volk kennen lernen. — — —

Eine weitere Frage tut sich auf: „des Kaisers Recht war das Rufen und das Berufen von geeigneten Männern.“ Haben nicht gerade die von ihm „Berufenen“ versagt? Welcher Mann seiner nächsten Umgebung ist für ihn gestorben? Wer hat ihm von seiner nächsten Gefolgschaft gesagt: „Wir, Deine Getreuen, verlassen Dich nicht. Über unsere Leichen geht der Weg der Meuterer! Wir stehen *vor* der Monarchie!“

Hatte der Kaiser nicht außer Admiral von Müller, General von Scholl und den anderen Hofgenerälen nicht andere Offiziere? Man denke nur an die Führer und Unterführer, die sich den Orden Pour le mérite erkämpft hatten und die hundertfach ihr Leben eingesetzt hatten? Soldaten und keine Militärs!

Hat er diese Frontsoldaten berufen oder gerufen? Hat er sie bevorzugt oder auf ihren Rat gehört?

Hatte er nicht ein Erbe zu verteidigen, ein Erbe, so gewaltig wie kein anderer Erdenmensch: „das Erbe Friedrich Wilhelm I.“, der sich sein Beamten- und Soldatentum selbst geschaffen hatte. Das Erbe des großen Friedrich, der Preußen, und das Erbe Wilhelm I., der Deutschland geeint hatte?

„Ein Soldatenerbe!“ — Die Verwaltung dieses Erbes verlangte die Schaffung einer Führerschicht, die im Volke fest verankert war; es verlangte klare Kampf- und Lebensziele und die Zusammenfassung aller inneren Kräfte im Volke und damit der Gefolgschaft der *ge-*

samten Nation schon im Frieden. *Er mußte wissen, daß die Masse gehütet werden muß,* und mußte fühlen, daß er schon im Frieden die Führung der Masse den Artfremden überließ. Er verstand nicht sein Volk, hatte für den Wert der Rasse keinen Sinn und so verstand ihn sein Volk nicht und selbst seine Umgebung kämpfte nicht um die Erhaltung der Monarchie, als sie in Gefahr war. Aber der Kaiser verlangte den völligen Verzicht auf die treueste Opposition; *er verlangt diesen Verzicht auch heute noch.* Diesen Verzicht verlangen auch seine Hörigen, die ihn hören und ihm gehören wollen, die ihm aber doch nicht ihr Blut geopfert haben. Diese Byzantiner und Legitimisten verneinen mit einem Rechte auf eine getreueste Opposition auch ein Recht auf Kritik am Kaiser. Die Geschichte des Altpreußentums gibt genug Beispiele (ich erinnere an das anderwärts angeführte Blücherwort: „Es sei besser, daß man die Fürsten wegjage, ehe daß die Nation zum Teufel gehe,“ daß diese getreueste Opposition das *Königtum vor den König und vor Alles die Nation und das Vaterland gesetzt hat.*

Dieser Königs- und Führergedanke lebt in Millionen deutscher Menschen.

Der große Kampf ums Dasein der Nation läßt die Frage, ob der Treueid noch gilt, der einst dem Kaiser geschworen wurde, als wenig wichtig erscheinen. Treitschke schreibt in seiner „Politik“: „Sein Gewissen kann kein denkendes Wesen opfern, darum gilt auch vom Fahneneid, daß der Fall eintreten kann, daß einer um seines Gewissens willen nicht gehorcht.“

Wir stehen mitten im Kampf der Nation um die Nation.

Deutscher König ist der, der die Nation zum Siege führt.

Denn auch ein Kaiser und Kriegsherr ist nur Diener am Werk, Glied einer Kette.

Friedrich der Große dekretierte: „Wenn ich falle, geht die Schlacht weiter, als wenn nichts geschehen wäre.“

Durch unsere gesamte soldatische Erziehung ging dieser königliche Führergedanke:

„Fällt der Führer, springt ein Anderer vor, übernimmt den Befehl!“

Der Führer ist tot, ich bin der Führer!

Nur der Tod entbindet von der Führung. Niemals wird und darf ein Führer mit nordischer Weltanschauung seinen Untergebenen Gesetze und Eide auferlegen, an die er sich selbst nicht gebunden hält. Der erste Soldat eines Heeres, wie das deutsche, das 2 Millionen Tote auf siegreichen Schlachtfeldern zurückließ, kann keine anderen

Rechte und Pflichten für sich in Anspruch nehmen, als diejenigen, die er von seinen Soldaten fordert.

Der Kaiser hat Ludendorff mit den Worten entlassen, er müsse sich mit der Sozialdemokratie ein neues Reich bauen. Damit verzichtete er auf den Anspruch auf ein nordisches Königtum, nichts blieb übrig, als ein Scheinkönigtum von Gnaden des politischen Judentums, des Marxismus. Schon 1878 schrieb Lagarde Worte, die Wilhelm II. nie verstanden haben kann:

„Das Reich hat mit der Monarchie gebrochen, denn es ist eine Republik, dieser grundlegende Fehler muß abgestellt werden, solange es noch Zeit ist."

Wilhelm II. hatte zuviel Sinn für Byzanz, und zuwenig für nordisches Königtum.

Es war ein zweiter Friedrich Wilhelm IV.

Preußische Truppen sangen anno 1848:

„Schwarz, rot und gold glüht nun im Sonnenlichte
Der schwarze Adler sinkt herab entweiht;
Hier endet, Zollern, deines Ruhms Geschichte,
Hier fiel ein König, aber nicht im Streit!
Wir sehen nicht mehr gerne
Nach dem gefall'nen Sterne.
Was Du hier tatest, Fürst, wird Dich gereun,
So treu wird keiner wie die Preußen sein!"

Klingt es nicht, als wenn dies Kampflied nicht 1848, sondern 1918 gesungen wäre?

Die allergetreueste Opposition königlicher Charaktere war im Heere Wilhelm II. nicht mehr Allgemeingut.

Ihre letzten Reste trugen die Frontoffiziere im Herzen. Selten genug fand man bei den oberen Stäben Offiziere, die wagten, eine den Vorgesetzten entgegengesetzte Ansicht zu äußern.

Viele alte Offiziere haben mir über Verhältnisse an der Front geschrieben, die sie direkt als einen „Kampf gegen die Vorgesetzten" bezeichneten. Dieser Kampf endete in der Regel damit, daß sie sich nicht durchsetzten, sondern nur eine andere Verwendung erreichten, um nicht Unverantwortliches ausführen zu müssen.

Bismarck, Tirpitz, Ludendorff, die stärksten Charaktere der letzten Jahrzehnte, waren durchdrungen von dieser protestierenden Treue, von dieser getreuesten Opposition. Alle endeten tragisch, zerbrachen als nordische Menschen an Byzanz.

Das deutsche Volk wird niemals eine Nation werden, wenn in irgend welchen leitenden Stellen sich Menschen befinden, die ein freies Männerwort nicht

hören wollen, die nicht anerkennen wollen, daß ein freies deutsches Volk nur auf der freien Selbstverantwortung des Einzelnen aufgebaut und geschaffen werden kann.

Das gilt für alle Zeiten und für jeden deutschen Mann, der die Ehre hat, vor deutschen Männern zu stehen.

Wer den trotzigen Bauernsinn im deutschen Volke zu zerbrechen versucht, hat keinen Sinn für nordische Art, der züchtet ostische Byzantiner, aber keine Männer mit königlicher Gesinnung.

Wir aber wünschen uns keine Hörigen, sondern Aufrechte!

Aufrechte.

„Die Begriffe der Ehre im Sinne Friedrich Wilhelm I. werden durch eine zum Teil zuweilen ans Unehrenhafte streifende, unmanierliche und unritterliche Behandlung der Offiziere von seiten einiger Vorgesetzten, die sich berufen fühlen, servilen Knechten, aber nicht Rittern zu befehlen, untergraben. Die Kriecherei wird begünstigt durch Erfolg, statt bestraft; Zuträgereien hinter dem Rücken nach Art einer geheimen Polizei werden angehört, statt mit Verachtung abgewiesen zu werden...

Und so geht es bergab. Wie sonst in der ganzen Welt, so auch etwas im Militär..."

Prinz Friedrich Karl von Preußen.
Stettin, 3. 1. 1860.

Aufrecht ist, wer immer „auf" dem Boden des „Rechtes" steht. Auf dem Recht der Staatsgesetze, auf jenem Recht, das er anderen werden läßt, weil er gerecht ist, und auf seinem eigenen Recht. — Aufrechte sind aufrichtig. Aufrichtigkeit ist die Vorbedingung für den aufrechten Mann.

Unbedingte Offenheit und Aufrichtigkeit, die schließlich zur brutalen Wahrheit sich steigert, liegt nicht jedem Menschen im Blute. Der Kulturkreis des Westens schätzt mehr die Umschreibung als den klaren und prägnanten Ausdruck. Ein deutscher Mensch kann auch einmal ein hartes Nein sagen. Gerade dies nennen wir ehrlich und aufrichtig.

Der „Soldat" nordischer Weltanschauung ist aufrecht und aufrichtig. Der „Militär" gibt sich den Schein und spielt den Aufrechten. Was Prinz Friedrich Karl von Preußen vor 70 Jahren befürchtete, daß es bergab ginge, es war Wirklichkeit geworden.

Im kaiserlichen Deutschland und erst recht in der Novemberrepublik waren Männer immer seltener geworden.

Aufrecht sein, hatte ja keinen „Zweck": Es war im höchsten Grade unvernünftig, es war nicht lebensklug.

Denn der Aufrechte, der nie umschreibt, bekennt sich in seiner Aufrichtigkeit schonungslos zur Wahrheit.

Und Wahrheit ist ein bitteres Kraut, das nur der verträgt, der damit zu rechnen gewohnt ist, daß sich im Raum die Dinge hart stoßen.

Aufrechte standen und fielen für Deutschlands Ehre. Ungezählte Tausende, die große Worte von Monarchie, Kaisertreue, Vaterland auf den Lippen tragen, wo waren sie, als das Vaterland in jenen Novembertagen 1918 seine schwerste Stunde erlebte? Sie waren nicht die Erben und die Hüter der Ehre, die die Aufrechten auf den Schlachtfeldern schufen, aber sie spielten sich als solche auf. Sie sprechen von der schwarz-weiß-roten Fahne, aber sie kämpften nicht um sie.

Altpreußentum.

Militärs sprechen gern vom Altpreußentum. Aber sie sprechen nur davon. Aber auch nur dann, wenn es bequem ist, davon zu sprechen. Zum Beispiel am Spieltisch, zum Beispiel im Klub, niemals in einer Kommunistenversammlung.

„Militärs" meinen, wer so und so viele Jahre das Recht gehabt hat, einen Soldatenrock zu tragen, der sei ein Soldat. Militärs glauben — nein, sie geben vor —, altpreußisch zu sein, wenn oder weil sie vor dem Kriege in der alten Armee gestanden haben. Sie halten das Äußere für den Geist, nehmen die Form (auch die Uniform) der Soldaten für den Inhalt. — — — —

Der Soldatenberuf hat seine Leiden und seine Leidenschaften.

Altpreußisches Soldatentum hat seine Tragik, denn es stellt vor schwerste innerste Konflikte.

Gewissensnot und Entsagung sind mit ihm verkettet, und es ist im altpreußischen Geiste so gar keine Lebensklugheit und noch weniger — Zweckmäßigkeit.

Denn dies harte, strenge, altpreußische Offiziersleben hat seine Wurzeln in der Armut und Entsagung, dem Kampfe und dem Opfergeist der Deutschordensritter.

Unlöslich mit dem Altpreußentum verbunden, ist die getreueste Opposition.

Nein, im alten Preußen wollte man nicht servilen Knechten und verächtlichen Zuträgern, wie Prinz Friedrich Karl es schreibt, befehlen.

Ein Denkmal dieser getreuesten Opposition steht in Preußen. Man spricht von ihm, aber man hat seinen Sinn vergessen. Es ist die Windmühle von Sanssouci, die der große König dem aufrechten Müller beließ, als dieser auf seinem Rechte bestand.

Mannesmut vor Königsthronen starb aus, als der königliche Gedanke starb. Der Liberalismus des Westens mordete und verjagte nicht nur die Könige, er nahm auch als westlerischer Einfluß den nordischen Menschen ihren königlichen Sinn.

Könner und Könige.

Könner und Könige liegen auf der Walstatt des völkermordenden Liberalismus. Könner: das sind die Könige ihres Fachs. Und aus dem Können kommt die Kritik und auf beiden wächst die getreueste Opposition.

Protest! Martin Luthers getreueste Opposition gegen Rom schuf aus deutschen Menschen Protestanten.

Die getreueste Opposition ist dem nordischen Blutstrom entsprossen: die Treue, das Vertrauen und der Trotz! „Trotz allem", so nennt Stellrecht sein Buch deutscher Treue*). Dieser Trotz und die getreueste Opposition sind unbequem für den Nichtkönner. Sie sind unfaßlich für den westlerischen Menschen, für den Liberalen und damit verhaßt bei den Militärs. Und Haß ist ein Ausdruck des Gefühls der Minderwertigen.

Die Militärs begriffen die Gefahr einer Opposition und schufen mit ihrer behenden Lebensklugheit das Schlagwort des „unbequemen Untergebenen".

Sie stellen diese trotzigen Soldaten hin als Nörgler, oder mit dem Schein von psychologischer Sachlichkeit in offener Hundegesinnung als Neurastheniker.

Der „unbequeme Untergebene" ist aber, als soldatischer Typ gesehen, etwas Unsinniges, er ist eine Unmöglichkeit.

In einem Heere, in welchem alle 14 Tage bis 4 Wochen eine Besichtigung stattfindet, in welchem die Führerstellen erst von gereiften Männern von mehr als 35 Jahren besetzt werden, weiß ein soldatischer Vorgesetzter, ebenso gut wie ein gerissener Militär, welcher Untergebene etwas „kann" und wer wenig oder nichts „kann". Und wer nichts kann, der fliegt. Ein Nicht-Könner, der rechthaben und auftrumpfen will, wird gewiß kein langes militärisches Leben haben.

Es ist denn auch niemals von einem unfähigen, unbequemen Untergebenen gesprochen worden.

Denn sie sind ja unbequem, weil sie etwas können. Sie sind ja schwierig, weil sie auf ihrem Recht (also aufrecht) stehend, sich nicht biegen und vom Rechten abweichen, dann, wenn die Vorgesetzten

*) Trotz allem! Ein Buch der Front von Hellmut Stellrecht. J. F. Lehmanns Verlag, München.

weich werden, nachgeben und die Zügel schleifen lassen. (Man denke an die Einführung der Soldatenräte!)

Kleist hat diese „getreueste Opposition“ in seinem „Prinzen von Homburg“ verherrlicht. Es ist ein Zeichen der Zeit des stürmischen Dranges nach nordischer Erneuerung, daß man jetzt wieder dies erhebende Schauspiel den Deutschen vorführt.

Wir fühlen, was uns fehlt. Es bleibt immer die Sehnsucht nach „Trotz und Treue“. Der große König hat von seinen Räsoneuren gesprochen. Schills wie Yorks Tat waren aus dieser Gesinnung entsprungen. 23 preußische Offiziere traten vor den Freiheitskriegen in das russische Heer. Protest, Opposition gegen das eigene Land, den eigenen König, weil sie dem Eroberer Napoleon nicht gehorchen wollten.

Wir wünschen uns Offiziere und Führer, die Verständnis haben für jenes rebellische Auftreten der Gardeoffiziere im Jahre 1848 im Schloß vor ihrem König und Kriegsherrn, die bei des Königs Worten zornig mit dem Säbel auf das Parkett stießen.

Wollte nicht der General von Wrangel mit seinen Getreuen den König gefangennehmen und nach Potsdam überführen, um ihn dem Einflusse der Berliner Liberalen und Militärs zu entreißen?

Getreueste Opposition!

War es nicht Bismarck, der Schöpfer des Deutschen Reiches, der rebellierte?

In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ I., 2. Kap. S. 22 ff., schreibt er über jene Zeit der 1848er Revolution:

„Ich kehrte an demselben Tage von Berlin nach Potsdam zurück und besprach mit den beiden Generalen Möllendorf und Prittwitz noch einmal die Möglichkeit eines selbständigen Handelns. „Wie wollen wir das anfangen?“ sagte Prittwitz. Ich klimperte auf dem geöffneten Klavier, neben dem ich saß, den Infanteriemarsch zum Angriff. Möllendorf fiel mir in Tränen und vor Wundschmerz steif um den Hals und rief: „Wenn Sie uns das besorgen könnten!“ — „Kann ich nicht,“ erwiderte ich, „aber wenn Sie es ohne Befehl tun, was kann Ihnen da geschehen?“ Prittwitz: „Können Sie mir Gewißheit schaffen, ob Wrangel und Hedemann mitgehen werden? Wir können zur Insubordination nicht noch den Zwist in die Armee bringen...“

Von Stettin kam der Bescheid Wrangels: „Was Prittwitz tut, tue ich auch. Ich selbst war in Magdeburg weniger glücklich. Ich gelangte zunächst an den Adjutanten des Generals von Hedemann, einen jungen Major, der mich bat, sofort abzureisen. Der General beabsichtige... mich als Hochverräter festnehmen zu lassen.“

Der damalige Oberpräsident von Magdeburg, von Bonin, die höchste politische Autorität der Provinz, hatte eine Proklamation erlassen des Inhalts:

„In Berlin ist eine Revolution ausgebrochen, ich werde eine Stellung „über den Parteien“ nehmen*).“

Diese Stütze des Thrones war später Minister und Inhaber hoher und einflußreicher Ämter.

General Hedemann gehörte dem Humboldtschen (arg liberalen, weltbürgerlichen) Kreise an.

Mit verwundetem Gefühl kehrte ich nach Schönhausen zurück.“ —

Bismarck als Kämpfer, als Soldat, als Rebell, als Mann der getreuesten Opposition ist vergessen.

Denn Soldaten protestieren, opponieren, liberale Militärs biegen sich, stehen „über den Parteien“!

Nur 1848?

Wie war es 1918?

Aber damals, 1848, und wie Prinz Friedrich Karl schreibt, 1860 und auch dann noch 1870 war immer noch dieser aufrechte Geist getreuester Opposition ein hervorstechendes Merkmal des Altpreußentums. Alle die „Leutnantsschlachten“ des Krieges 1870 zeigen diesen Geist. Denn ein „Militär“ wird nie einen Angriff machen, der nicht befohlen ist! Es sei denn, er hätte einen „Zweck“ — für ihn! (Man denke an die Patrouillenunternehmungen des Weltkrieges, die allzuoft dazu dienen mußten, einem höheren Militär einen Orden zu verschaffen.) Aber 1870 siegte nicht der Westen und sein Liberalismus, und der Erfolg des Krieges war nicht eine liberale Republik, sondern die Auferstehung eines geeinten Kaiserreichs.

Preußen, das nordische Preußen siegte.

Freilich waren damals noch äußere Kennzeichen des Altpreußentums auf rauhes Soldatentum eingestellt. Man sehe die alten Lichtbilder aus jener Zeit mit den wallenden Vollbärten und den hohen Schmierstiefeln, dann sieht man den Wandel der Zeiten. Man hat über mich vor dem Kriege gespottet, daß ich im Manöver einen Mannschaftsrock mit Offiziersabzeichen trug. Wieviel Offiziersverluste hätten wir im Anfang des Krieges verhütet, wenn die Offiziere in Mannschaftsuniform mit Offiziersabzeichen ins Gefecht gerückt wären.

Der nordische Mensch ist nicht auf Äußerlichkeiten eingestellt. Der westlerische Kämpfer ist dagegen bei aller ihm hochanzurechnenden Tapferkeit immer, auch auf dem Schlachtfelde, Schauspieler auf der Bühne des Lebens. Immer geschmeidig. „Souplesse“ und „Elegance“,

*) Man denke an die Wiederkehr gleicher Grundsätze von Militärs nach 1918.

das sind westlerische Eigenschaften, die der westlerische Liberalismus bei uns als äußere Zeichen importierte. Der elegante Militär paßt nicht zu nordischer Schlichtheit: Äußerlich in einer von einem erstklassigen Schneider gemachten Uniform und im Innern erfüllt von einer Schustergesinnung, innen und außen rassisch dekadent.

Auch der Zweikampf ist Ausdruck der Opposition. Es war beschämend genug, wenn bei Beleidigungen im Dienst sich Vorgesetzte in den sicheren Schutz des dienstlichen Vorgesetztenverhältnisses verkrochen, so daß der Beschwerdeweg beschritten werden mußte. Das sogenannte Beschwerderecht war eine dürftige Konzession an die Opposition. Die Zeiten sind vergangen, wo soldatische Vorgesetzte den Abschied einreichten, wenn einer Beschwerde gegen sie stattgegeben wurde. Eine Beschwerde war recht ungern gesehen. Bei ihrer Prüfung galt der Grundsatz, daß der Vorgesetzte in seiner Stellung geschützt werden müsse. Also nicht Schutz des Schwächeren, sondern des Stärkeren. Wer sich beschwerte, für den hatten die Militärs den Ausdruck „Querulant".

In Bayern wurde im Gegensatz zu Preußen das Beschwerderecht in altpreußischerem Sinne gehandhabt. Es gibt ja für den aufrechten Mann nicht nur ein Beschwerderecht, sondern auch eine Beschwerdepflicht. So konnte es in Bayern geschehen, daß ein Leutnant sich über seinen Hauptmann beschwerte und der Hauptmann, der im Unrecht war, dem Beschwerdeführer in aller Freundschaft sagte: „Ich hätte gar keine Achtung mehr vor Ihnen gehabt, wenn Sie sich *nicht* beschwert hätten."

„Militärs" hatten einen Passus in die Beschwerdeordnung gebracht, der zusammen mit den Bestimmungen über Qualifikationsberichte, so ziemlich jede Beschwerde lahmlegte und in das Gegenteil verdrehen konnte. Allerdings nur das Beschwerderecht für Offiziere. Man durfte sich ja nicht an die den Beklagten vorgeordnete Dienststelle direkt wenden, sondern es mußte — echt liberalistisch — ein Vermittler gewählt werden. Dieser mußte die Beschwerde dem Beklagten vortragen. Das war für den Vermittler oft eine sehr heikle Angelegenheit, und derartige Vermittelungen sind dem doch gänzlich unbeteiligten Dritten oft sehr schlecht bekommen und übelgenommen worden.

In den meisten Fällen wurde die Angelegenheit gütlich beigelegt, denn kein vorgesetzter Militär hatte Lust, eine Beschwerde zu den Ohren des entscheidenden Vorgesetzten kommen zu lassen. Ruhe war ja die erste Bürgerpflicht. Aber eine Sühne, und damit eine Versöhnung, also einen wirklichen Frieden gab es in den seltensten Fällen.

Es konnten Beschwerden über einen schikanierenden Vorgesetzten

nur so hageln. Sobald dieser Militär stets alles zurücknahm, konnte kein Vorgesetzter von diesen Zuständen erfahren. So entstanden jene mit Recht verhaßten Vorgesetzten, die ihre eigenen Fehler auf den Untergebenen abwälzten. Der Untergebene war machtlos. *Diese Militärs sind die Wegbereiter für die Einrichtung der Soldatenräte gewesen*; jene unbeliebten, weil ungerechten Militärs, denen die eigene Mannschaft die Achselstücke herunterriß. Die Duldung solcher Militärs konnten nur durch ihnen vorgesetzte Militärs geschehen, die sie gewähren ließen.

War schon das Beschwerderecht mangelhaft genug, so konnte durch die Abfassung der Qualifikationsberichte ein Aufrechter, der sich über den betreffenden Vorgesetzten beschwert hatte, entweder als unbequem aus dem Regiment abgeschoben und versetzt werden oder aus den Listen für vorzugsweise Beförderung gestrichen oder gar gänzlich verabschiedet werden. Er hatte „recht" gehabt, er war auf-recht gewesen. Er hatte berechtigterweise im Interesse des Dienstes getreueste Opposition betrieben. Die Qualifikationsberichte waren geheim und Gründe gegen einen, der wagte, getreueste Opposition zu treiben, waren schnell gefunden. Die Militärs, die dies lesen, werden behaupten, daß solche Fälle im Weltkriege nicht vorgekommen seien, sondern nur im Frieden. Das stimmt aber nicht.

Wir müssen ehrlichen und aufrechten deutschen Menschen die Freiheit der Meinung, wie jede andere Freiheit zugestehen,

jene nordische Freiheit, welche die Freiheit des Anderen ebenso achtet, wie die Belange der Nation und des Staates. Dann werden wir wieder ein freies, aufrechtes und königliches Volk werden.

Aber nur dann, wenn treuen Warnern nicht verübelt wird, bittere Wahrheiten zu sagen, wenn die Byzantiner nicht von Bonzendienern abgelöst werden, wenn wieder Aufrechte erstehen, die unbekümmert um alle Folgen das Lutherwort im Herzen tragen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen."

Ich verweise auf das Buch eines Herrn von Angeln, das kurz vor dem Kriege erschien. Der schrieb ganz im Sinne meiner Ausführungen:

„Wer im Felde ein ganzer Mann ist, wird im Frieden gewöhnlich ein Stein des Anstoßes für Bürokraten und Philister, für Krämer und Polizistennaturen, überhaupt für das kriechende Gewürm, das nur in der Treibhausluft und Brutmaschinenstruktur moderner Staatsformen sein verstunkenes Dasein hütet.

Es ist Zeit, sich darauf zu besinnen, daß bei der Auswahl der Offiziere jene Eigenschaften berücksichtigt werden, ... und alles das unterlassen wird, was ein Beugen oder Brechen der Persön-

lichkeit, eine Korrumpierung des Charakters, ein Verletzen des Ehrgefühls zur Folge haben kann.

Wenn alle rabiaten Kerle, alle sogenannten schwierigen Untergebenen aus der Armee entfernt werden, so geht diese eines sehr wertvollen, wenn nicht besten Teiles verlustig.

Da gibt es Vorgesetzte, die verlangen, daß der Musketier das Besichtigungsgefecht im Rahmen der Brigade seinem General erzählen kann......

Solchen lächerlichen, dem Cäsarenwahnsinn ähnelnde Auffassungen sind unsere Truppen ausgesetzt.“ — — — —

Es gab also auch vor dem Kriege Stimmen der Opposition, die sich dem Byzantiner-Wahnsinn entgegenstellten.

Sie dürfen nie stumm gemacht werden, diese geheimen Mahner, denn sie sind das Gewissen einer nordischen Nation, ein leiser und unbeirrter klopfender Herzschlag, der immer vernehmbar sein muß und auf den alle die horchen müssen, die nicht mehr zu gehorchen haben, sondern die führen und befehlen.

Ob Fürsten, ob Präsidenten, ob Generäle oder bürgerliche Machthaber — in einem nordischen Staat bleibt die Weisheit Lagardes bestehen:

„Jawohl unbequem sind wir,
aber ihr lebt nur durch uns.
Wenn wir unbequemen Einsiedler und
Sonderlinge einmal nicht mehr wären,
so würdet ihr bald aufhören zu sein!“

5. Das Militärkabinett.*)

Man kennt den Herrn an seinen Dienern.
Schiller.

Die Kabinette (Militär-, Marine-, Zivil-Kabinett) waren die Organe des Kaisers.

Seit Exzellenz von Albedylls Zeiten, der in den letzten Lebensjahren des alten Kaisers das Militärkabinett geleitet hatte, hatte kein Chef des Militärkabinetts sich auf das rein Ressortmäßige seiner Dienststelle beschränkt, sondern seine Vertrauensstellung in nächster Nähe des Monarchen benutzt, um sich einen Einfluß auf den Kaiser zu sichern.

*) Über dies Thema ist mir von vielen alten Offizieren soviel Zustimmung und soviele Unterlagen im gleichen Sinne zugesandt worden, daß ich des Raummangels wegen von der Veröffentlichung Abstand nehmen muß.

Von Exzellenz von Albedyll prägte die alte Armee den Spruch: „Wie Gott will und Albedyll.“

So lange er im Amte war, dieser vornehme, alte Aristokrat altpreußischer Prägung, war (wie sich auch aus den alten Ranglisten statistisch nachweisen läßt) das Offizierskorps ziemlich gleichartig geblieben. Adelige und bürgerliche Offiziere in den Regimentern ziemlich gleichmäßig verteilt, die Grenzregimenter noch nicht verfemt. Versetzen war nicht gleichbedeutend mit einem Hinauf- oder Hinuntersetzen, also Vorzug oder Strafe, sondern eine Regelung der Offizierskorps nach Anzahl, Wert und Herkunft.

Unter Wilhelm II. wurde es anders.

Die Kabinettschefs nutzten ihre Dienststellung aus, die ihre Anwesenheit bei Besprechungen mit den Ressortministern erforderte.

Der Chef des Militärkabinetts nahm an den Vorträgen bzw. Besprechungen des Kaisers mit dem Chef des Großen Generalstabes und dem Kriegsminister teil. Das war auch früher so gewesen, aber der Kaiser war am ehesten zu beeinflussen, wenn man ihn unter vier Augen sprach. Es war begreiflich, daß nach Schluß der Besprechungen, wenn die Ressortchefs gegangen waren, der Kaiser die Angelegenheit mit seinen Kabinettchefs noch einmal durchsprach. In diesen Nachbesprechungen setzte sich oft der Kabinettschef stärker durch als die Ressortchefs.

Das gleiche galt auch von den andern Kabinettchefs.

Unsere unglückselige, unentschlossene Flottenpolitik im Kriege war zum großen Teil durch den Chef des Marinekabinetts, Admiral von Müller, verschuldet, der den Einfluß des Großadmirals von Tirpitz, des Schöpfers unserer Flotte, lahmzulegen verstand.

Ein so impulsiver Herrscher wie Wilhelm II. hatte eben leider allzu oft seine Stimmungen, die die Kabinettschefs auszunutzen verstanden.

„Mehr und mehr wurden diese Kabinettschefs geschmeidige Hofleute. Der Kaiser wechselte zudem nicht gerne seine Umgebung. Je länger die dem Militärkabinett angehörenden Offiziere der Front entzogen waren, desto fremder wurden sie dem Frontsoldaten gegenüber, desto weniger wurde ihnen der Geist des Heeres und die tausend kleinen Reibungen des Frontdienstes verständlich, den sie vergessen hatten.“

Die Macht der Kabinette wurde um so unheilvoller, als sie ja die gesamte Stellenbesetzung unter sich hatten.

Militärs — aber nicht Soldaten —, hatten sie kein Verständnis mehr für soldatische Härte und Gradheit, suchten sie nicht „Soldaten“ aus für die höheren Führerstellen, sondern geschmeidige Naturen, wie sie es selbst waren, hatten sie kein Verständnis für die ungeheuren Gefahren eines gewissenlosen Strebertums.

Sie berechneten die Stimmung des Kaisers und seine sehr unverhüllt zutage tretenden Zuneigungen und Abneigungen und rechneten darauf.

So war es möglich, daß Offiziere, die dem Kaiser genehm waren, in der Armee blieben, auch wenn sie von den zuständigen Truppenbefehlshabern als ungeeignet erkannt waren.

Wie es Soldaten ergehen konnte, wenn sie trotz heroischer Leistung einmal durch den Zufall in den Kreis der Militärs um Wilhelm II. kamen, zeigt uns das Buch des Kapitänleutnant Hersing: „U 21 vor den Dardanellen." Er schildert seinen Besuch im Hauptquartier in seiner Heimatstadt Kreuznach und vor allem seine Begegnung mit dem Chef des Marine-Kabinetts Admiral von Müller. Vorbemerkt wird, daß Kapitänleutnant Hersing — vielleicht paßt auch auf ihn das Wort von der Froschperspektive der Subalternen, das einmal ein Militär auf mich münzte — am 5. September 1914 den ersten scharfen Torpedoschuß abgegeben hat, der je in der Weltgeschichte aus einem U-Boot abgefeuert wurde. Er versenkte damit den englischen Kreuzer „Pathfinder" von 3000 Tonnen. Von der Besatzung von 350 Mann wurden nur 11 gerettet. Als er heimkehrte, sagte sein Flottillenchef zu ihm: „Zum Eisernen Kreuz erster Klasse kann ich Sie nicht eingeben, denn nach den Bestimmungen müssen Sie im Feuer gestanden haben." (!?)

Er forcierte dann, ein ungeheures Wagnis, im April 1915 die scharf bewachte Straße von Gibraltar und versenkte vor Gallipoli das englische Linienschiff „Triumph", das in neun Minuten sank, sowie am 27. Mai 1915 vor den Dardanellen das englische Linienschiff „Majestic". Er bekam dafür den Orden Pour le mérite und seine Mannschaften das Eiserne Kreuz erster Klasse. Der politische Erfolg dieses Vorstoßes war, daß Bulgarien auf unsere Seite in den Krieg trat und die Engländer davon Abstand nahmen, die Straße von Gallipoli frei zu machen. Am 8. Februar 1916 versenkte er im östlichen Mittelmeer den englischen Panzerkreuzer „Admiral Charner", von dem nur ein Mann gerettet wurde.

Auf seinen kühnen Fahrten schoß er an der irischen Küste eine Luftschiffhalle in Brand, versenkte Dampfer auf Dampfer, geriet in ein U-Boot-Netz, lief auf eine Mine, wurde torpediert, doch war der Torpedo ein Blindgänger und kam so im Jahre 1917 nach seiner Heimat Kreuznach auf Urlaub. Er wurde zum Kaiser befohlen und zunächst von den Lakaien zum Admiral v. Müller geleitet.

Über dieses, für die Beurteilung der Beziehung zwischen Kaiser und Kabinettschef so bezeichnende Zusammentreffen, schreibt Hersing in seinem Buche wörtlich wie folgt:

„Endlich bei Exzellenz von Müller."

„Wollen Sie mir bitte sagen, was Sie im Kriege geleistet haben?"

Ich war ein wenig aus der Fassung gebracht. Denn als Ritter des Ordens Pour le mérite könnte man doch einigermaßen annehmen, daß ein Seeoffizier und Ratgeber des Kaisers über solche Dinge informiert war. Ich zählte die Gefechte auf, was mir nicht sehr sympathisch war, denn es roch nach Eigenlob. „Schön... und wofür haben Sie eigentlich den Pour le mérite bekommen?"

Als ich ihm sagte, daß ich den Orden schon im Mai 1915 bekommen hätte, und zwar für die Fahrt nach den Dardanellen, unterbrach mich Müller und sagte, er wäre jetzt im Bilde. Er fragte mich nur noch, ob ich dort auch Kriegsschiffe versenkt hätte und welche das gewesen wären.

Dann kam noch eine merkwürdige Frage: „Erzählen Sie mir bitte vorerst alles, was Sie Seiner Majestät zu erzählen gedenken..."

...Beim Eintritt Sr. Majestät machten die ganzen Herren, die sich im Halbkreise aufgestellt hatten, eine tiefe Hofverbeugung. Als sich die Herren wieder aufgerichtet hatten, wurde ich vom Kabinettschef Sr. Majestät vorgestellt, der gleich im Bilde war über meine Dardanellenfahrt. Wir gingen dann zur Frühstückstafel, wo ich links neben dem Kaiser Platz nehmen mußte. Links von mir wieder saß der Kabinettschef, der auf jedes Wort aufpaßte, welches ich mit dem Kaiser sprach. Wenn ich etwas von der Front erzählte, das scheinbar der Kaiser nicht wissen sollte, bekam ich von Exzellenz von Müller einen Rippenstoß. Ich hörte ihn wispern: „Das interessiert Seine Majestät nicht!"

Das Frühstück war sehr einfach. Es gab eine Bouillonsuppe mit Fleischklößchen und hinterher eine Käseplatte. Dazu Wein und für den Kaiser Sekt. Als der Kaiser das zweite Glas eingeschenkt bekam, hörte ich, wie ein Lakai Exzellenz von Müller ins Ohr flüsterte: „Seine Majestät trinken nun schon das zweite Glas Sekt!"

Darauf der Kabinettschef zum Lakaien: „Melden Sie rasch Sr. Majestät, daß der Kaffee in der Veranda serviert ist." Gleich darauf hob der Kaiser richtig die Tafel auf, ohne Rücksicht, ob man fertig gegessen hatte oder nicht, und begab sich auf die Veranda, wo er mit einigen Herren noch Gespräche führte, vor allem mit dem Marinekabinettschef. Ich wurde keiner weiteren Ansprache mehr gewürdigt, nur zum Abschied gab mir Seine Majestät die Hand und sagte, ich möchte doch bald wieder an die Front gehen.

Da ich nun einmal beim Kaiser gewesen war, wollte ich auch nicht versäumen, das arbeitende Hauptquartier aufzusuchen und ging zum Oranienhof, wo ich mich bei Generalfeldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff melden ließ. General Ludendorff empfing

mich sofort. Generalfeldmarschall von Hindenburg ließ sich entschuldigen, da er augenblicklich so beschäftigt wäre, lud mich aber zum Abendbrot in seine Villa ein. Pünktlich um 8 Uhr war ich zur Stelle. Er kam auf mich zu und begrüßte mich mit einigen Worten der Entschuldigung, daß er mich am Nachmittage nicht hätte empfangen können. Er nahm mich darauf unter den Arm und ging mit mir in den Speisesaal. Ich mußte dem Generalfeldmarschall gegenüber Platz nehmen, links neben mir saß General Ludendorff, rechts neben mir Oberst Bauer. Nach der Suppe bot der Generalfeldmarschall mir einen Teller mit Pfirsichen an, wovon ich einen in ein großes Glas hineinpraktizieren mußte. Nachdem die Ordonnanz Sekt dazu geschenkt hatte, hielt der Generalfeldmarschall einen kurzen Toast auf mich und sagte, auf meine Dardanellenfahrt anspielend, zum Schluß: „Meine Herren, ich trinke auf das Wohl des einzigen Seeoffiziers, der im Weltkriege eine entscheidende Wendung herbeigeführt hat! Prost mein lieber Ordensbruder."

Das Essen war sehr gut und einfach. Eine kräftige Gemüsesuppe, ein Rehbraten und Obst als Nachtisch. Nach dem Essen saßen wir noch eine kleine Stunde gemütlich bei einem Glase Wein in der Veranda und der Generalfeldmarschall hörte interessiert meinen Erzählungen über die U-Boot-Fahrten zu.

Dies war mein erster und letzter Besuch im Hauptquartier." — —

Soweit Kapitänleutnant Hersing.

Man wirft mir vor, dies Buch sei zu bitter.

Es ist richtig, es ist bitter, zu bitter.

Denn es ist: Die Wahrheit!

Ich erinnere mich eines anderen Falles vor 30 Jahren, als ein Oberleutnant wegen absoluter Unfähigkeit zur Versetzung zum Train eingegeben wurde. Ein weicher, energieloser, aber sehr wohlhabender Mann aus Berliner Großindustriellenkreisen, der Typ des uniformierten Spießers, mit einer sehr reichen und unglaublich taktlosen Frau, der in dem sehr guten, aber einfachen und rauhen Regiment wie eine Karikatur wirkte. Da aber der Schwiegervater dieses Mannes als Arzt den Kaiser behandelt hatte, so wurde er nicht zum Train geschickt. Obwohl die Division und das Armeekorps die Verwendung dieses Mannes in einer Kampftruppe ablehnten, wurde er vom Kabinett wegen der Beziehungen des Schwiegervaters zum Kaiser in seinem bisherigen Regiment zum Rittmeister ernannt. Es dauerte nicht lange, da mußte ihn das Kabinett doch verabschieden, weil seine Frau sich so benahm, daß die Presse öffentlich dazu Stellung nahm und die Sache zu einem Skandal für das ganze Regiment wurde. —

Die Rücksichtnahme der damaligen Kabinette (die nunmehr durch

Personal-Abteilungen ersetzt sind) auf den obersten Kriegsherrn hat gewiß dem alten Heere eher Schaden als Nutzen gebracht. Das Deutschland der Zukunft erwartet mit Recht die Befolgung des altpreußischen Systems der Auslese, das „Jedem das Seine" gibt, und das höchste Ehrenhaftigkeit, ehernstes Pflichtgefühl und Makellosigkeit des Charakters als erste Forderung aufstellt. — „Vornehm" ist, wer „vorgenommen" zu werden verdient, Aristokratie ist Herrschaft der Besten, ist nicht Herrschaft einer Klasse, einer Schicht oder gar einer landfremden Rasse.

Das Militärkabinett bearbeitete aber die Beförderungen und Verabschiedungen recht bürokratisch und schematisch. Gibt es einen schärferen Tadel für seine Tätigkeit, als die Tatsache, daß die Laufbahn eines Offiziers nur im Frontdienst als „Ochsentour" bezeichnet wurde? Es war durchaus nicht darauf eingestellt, Kampfnaturen und Charaktere aus der Front herauszusuchen. Mit ganz geringen Ausnahmen war der Aufstieg im Heere und die Aussicht, in höhere Stellen zu kommen, aufs engste mit der Arbeit im Schreibstuhl verknüpft.

Wie militärisch schematisch vorgegangen wurde, wie wenig soldatische Persönlichkeitswerte berücksichtigt wurden, kann man am besten erkennen, wenn man die Art und Weise kennt, wie vor dem Kriege und während des Krieges die sogenannten Qualifikationsberichte gemacht wurden. Es war Vorschrift, daß der Regimentskommandeur nach der Art und Weise ihrer Abfassung beurteilt wurde. Der Stil- und Schreibgewandte war schon erheblich im Vorteil.

Welcher aufrechte Kommandeur konnte aber noch wagen, die militärischen Charaktereigenschaften seiner Offiziere wahrheitsgemäß aus innerster Überzeugung heraus zu schildern? Es waren doch schließlich alles nur Menschen mit ihren Vorzügen und Fehlern. Da, wo viel Licht war, mußte auch viel Schatten sein. Er mußte sich aber leider vergegenwärtigen, daß andere Kommandeure ihr Offizierskorps bis zum Äußersten lobten, um sich selbst das Zeugnis zu schreiben, ein wie ausgezeichnetes Offizierskorps bzw. Regiment sie unter sich hätten. Und darum häufte man Superlativ auf Superlativ. Höchstens dadurch, daß man eine Eigenschaft herauszustreichen oder zu erwähnen unterließ, konnte aus dem Fehlen des Lobes auf den Tadel geschlossen werden.

Eine sehr berechtigte Klage ging mir von Kameraden der Infanterie zu, daß bei einzelnen Regimentern die Beurteilung der Kompaniechefs lediglich nach den Schießleistungen erfolgt sei, jeder andere Dienst sei vernachlässigt worden. So wichtig dieser Dienstzweig ist, so muß eine solche Einseitigkeit doch ein Strebertum erziehen.

Ein General, der in allen Adjutantenstellen gewesen war, in die

überhaupt ein Offizier gelangen konnte, der also lange Jahre hindurch Personalakten von Dutzenden von Offizierskorps bearbeitet hatte, nannte die Qualifikationsberichte nur immer: „die Witzblätter“. Er konnte sich ausschütten vor Lachen über die übertriebenen Lobeshymnen, die in den Berichten standen. Aber niemals widersprach er, niemals setzte er eine gegenteilige Ansicht hinein.

Eines Tages, am Fälligkeitstermin der Qualifikationsberichte, erklärte er seinem Adjutanten, er habe ihm eine ausgezeichnete Konduite geschrieben und gab sie ihm zu lesen. Als aber kurze Zeit darauf der Adjutant beim Kommandierenden General in Ungnade fiel, änderte der General die Konduite mit der Begründung: „Es würde Ihnen nichts nützen und mir schaden.“

Das Schicksal erreichte im Kriege diesen Witzblättergeneral schon in den ersten Wochen. Er mußte infolge völligen Versagens als Truppenführer gleich nach dem Vormarsch den Helm mit dem Zylinder vertauschen.

Waren also die Qualifikationsberichte die Grundlagen für die Beförderung, die an das Militärkabinett weitergeleitet wurden, so müßte man glauben, daß mit Beginn des Kriegszustandes nicht wie im Frieden alljährlich bzw. zweijährlich Berichte hätten erstattet werden müssen, sondern daß mindestens allvierteljährlich die Qualifikationsberichte ergänzt bzw. mit Zusätzen versehen werden mußten. Denn nun waren es nicht Besichtigungen und taktische Aufgaben, die mit zahmen Platzpatronen begannen und mit stundenlangen Kritiken schlossen, die darüber entschieden, ob der Betreffende fähig oder unfähig war. Jetzt war Krieg, die Probe nicht auf das K e n n e n, sondern auf das K ö n n e n. Jetzt hieß es: Mars regiert die Stunde!

Das war das Ende der militärischen Geschäftemacher, derer, die lebende Bilder stellten. Hier konnte man nicht den markierten Feind anhalten, um das Korps aufmarschieren zu lassen, wie es 1912 beim VIII. Armeekorps im Korpsmanöver gemacht wurde. Jetzt kamen neue Werte.

Stille, bescheidene, nie geachtete Offiziere erwiesen sich plötzlich als schneidigste und erfolgreichste Truppenführer. Anderen, die es fertiggebracht hatten, jahrzehntelang zu blenden, riß der Krieg die Maske vom Antlitz.

Jetzt war die Stunde für das Kabinett zu neuen Aufgaben gekommen. Jetzt mußten, je stärker der Abschuß der fähigen Frontoffiziere war, neue Führer aus der Truppe herausgeholt und die Gefallenen ersetzt werden. Das Militärkabinett war unfähig dazu*). Es hat versäumt, das Beste und Härteste, was die Materialschlacht an Haupt-

*) Vergleiche Seite 81.

leuten und Stabsoffizieren, also an Fachleuten im besten Mannesalter übrigließ, herauszusuchen und sie entsprechend ihren Fähigkeiten und Leistungen an die richtige Stelle zu setzen.

Auch für die zusammengeschossenen Offiziere wäre in Heimat und Etappe mancher Platz gewesen, wo ihre Härte und Kriegserfahrung von Nutzen gewesen wäre. Ein ganzer Mann mit einem Bein ist immer noch mehr wert als ein halber Mann mit zwei Beinen.

Aber es blieb bei den alten bürokratischen Friedensparagraphen. Kein energischer Charakter war im Militärkabinett in diesen Jahren deutscher Schicksalswende, der den Mut gehabt hätte, mit dem zu brechen, was man „Tradition“ nannte, was aber nur alter Zopf war.

Bei Kriegsende und der Auflösung der Armee 1920 konnte man dann aktenmäßig Fälle feststellen, wo über altgediente Frontoffiziere von 1912 bis 1920 nicht e i n e Aufzeichnung, ihre Tätigkeit und Fähigkeiten betreffend, gemacht war, daß also diese ungeheure Kraftprobe des Krieges nach 20- und mehrjähriger Dienstzeit überhaupt nicht bewertet worden war.

Das Organ einer Armee, das Führerauslese betreiben und den richtigen Mann an die richtige Stelle setzen sollte, erwies sich nach 40 Jahren pedantischster Friedens- und Büroarbeit als unfähig, überhaupt festzustellen, welche Leistungen ein Frontsoldat im Kriege gezeigt hatte.

1918—1920.

Man fragt sich, wie wohl von 1918 bis 1920 die Prüfung der „Qualifikationen“ der Offiziere gewesen ist, die tatsächlich dann in die Reichswehr übernommen wurden. Sie haben sicherlich glänzende Qualifikationen besessen!

Wir fragen: „Als Soldaten oder als Militärs?“

Hatten diejenigen, die die Auswahl trafen, einen Sinn für Kämpfer, oder galt für die Übernahme in die Reichswehr die Auffassung der Vossischen Zeitung, daß „für Kampfflieger, U-Boot-Kapitäne und Sturmbataillons-Kommandeure augenblicklich keine Konjunktur“ sei?

+

Diese Zeiten sind nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wo Volk, Staat und Heer eins sind, endgültig vorbei. Die Führer im Deutschen Reich sind sich bewußt, daß, gleichviel ob in der Wehrmacht oder an irgendeiner anderen Stelle, der Geist ewigen Soldatentums der Geist in Heer und Staat ist, daß wir Führer brauchen mit jungen Herzen und daß allzu oft neben der Vergreisung der Körper die Vergreisung der Hirne auftritt und daher Blüchernaturen selten sind.

Leider ist dies schon im Kriege teilweise vergessen worden, denn

andere Zeiten und andere Länder haben in Zeiten des Kampfes junge Leute zu Generalen gemacht. Das deutsche Militärkabinett hat es 1914 bis 1918 nicht verstanden, im Kriege die Führer des Deutschen Volkes in Waffen nach ihren Leistungen vorrücken zu lassen.

Die Truppenführer sind das Rückgrat der Armee. Das Militärkabinett war verpflichtet, dafür zu sorgen, daß aus der Truppe heraus solche Führer geschaffen bzw. zur Beförderung vorgeschlagen wurden, welche nicht nur die Verluste ersetzen, sondern auch durch ihre Persönlichkeit die Disziplin in der Armee aufrechterhalten konnten. Die Persönlichkeit des Truppenführers ist die Garantie für die Disziplin im Kriege. Der Zusammenbruch ist durch den Zusammenbruch der Disziplin infolge des Fehlens geeigneter Truppenführer mit verursacht gewesen.

Im deutschen Heere hat im Weltkriege das Militärkabinett dem deutschen Soldaten den Feldmarschallstab aus dem Tornister herausgenommen.

Man hat nach dem Kriege die Qualifikationsberichte die Heldengräber genannt. — Es gibt so viele wunderschöne Heldengräber mit Kreuzen darauf — es gibt aber auch unendlich traurige: das sind die, wo keine Kreuze stehen, wo irgendwo in einem zerdrückten Unterstand, einem geborstenen Erdtrichter der fremde Boden die Tapfersten verschwinden ließ. — Und ebenso ist auch oft sang- und klanglos so manche militärische Laufbahn zu Ende gegangen, und keiner hat die Leistung notiert und hat gefragt, ob man diesen Rest deutscher Mannheit nicht zum Wiederaufbau des deutschen Vaterlandes benützen müsse.

Aber wie konnten Militärs, die im Frieden für den Frontsoldaten nichts übrig hatten, im Kriege diese aussuchen aus der Masse der Kämpfer? — Man kann nicht unmusikalische Menschen dazu benutzen, um Musiktalente zu finden, man kann von Militärs nicht erwarten, daß sie Soldaten werten und bewerten können, denn sie haben ja selbst zum Soldaten kein Talent und keinen Sinn für soldatische Größe.

Die Leistungen deutscher Soldaten, der ungeheure Heldenkampf des Deutschen Volkes, sind wohl aktenmäßig festgelegt in den Kriegstagebüchern oder in meist nur sehr sachlich, dilettantisch und unpersönlich geschriebenen Regimentsgeschichten. Sie ergeben nur ein blasses Bild von der Größe des deutschen Frontsoldaten im Weltkriege.

Wir wollen dankbar sein, daß berühmte Federn, wie Beumelburg, Jünger, Lehmann, Schauwecker, Stellrecht, Zöberlein und andere, uns den Krieg und den deutschen Soldaten zeigten.

Denn sie singen das Hohelied ewiger Soldatenehre, zeigen die

Person, sie zeichnen das Bild der Kämpfer, der Charaktere. Sie berichten über „die Eignung“ —: „Die Qualifikation“.

Wenn erprobte, selbst verwundete oder zerschossene Kampftruppenkommandeure im Alter von 35 bis 50 Jahren die Stellen der Generalkommandos und stellvertretenden Generalkommandos innegehabt hätten, wären sie der Meutereien genau so schnell Herr geworden wie Clémenceau 1917 der Militärrevolten in Frankreich. —

Nur der Kampferprobte gibt Gewähr für ein gigantisches Über-sich-Hinauswachsen:

Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten
Rufet die Arme
Der Götter herbei!

Man wende nicht ein, daß sie die Fähigkeiten nicht gehabt hätten:

Ein kleines Hirn und ein tapfer Herz
Kann eine große Sache vollbringen.

Wobei keineswegs gesagt sein soll, daß diese Kämpfer nur ein kleines Hirn hatten.

Die Aufgabe einer deutschen Staatsbehörde, die Führer für das deutsche Volk in Waffen herauslesen soll, wird in Zukunft in erster Linie darauf hinzielen müssen, Charaktere und Persönlichkeiten zu finden, die Führerfähigkeiten haben.

Ein Spartanertum muß wieder auferstehen, bestes altpreußisches Soldatentum muß wieder zur Grundlage für jeden militärischen Aufstieg werden.

Deutsche Männer zu Kämpfern machen — heißt:
Deutsches Schicksal neu schmieden.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!

6. Sattel oder Sessel?

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten,
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten,
Und ich reite froh in alle Ferne,
Über meiner Mütze nur die Sterne.

Goethe.

„Es ist ein langer Weg nach Tipperary“, singen die englischen Soldaten und unsere Leute sangen in ähnlichem Sinne: „Denn dieser Feldzug, das ist kein Schnellzug.“

Ein langer, dornenvoller Weg ist er, der Weg vom Rekruten zum General. Was an deutscher Jugend mit Begeisterung und tau-

send guten Vorsätzen als Fahnenjunker oder, wie es früher hieß, Avantageur ins Heer eintrat, blieb zu etwa 80 Prozent an den Dornen und Klippen der Leutnantszeit hängen, bevor die Hauptmannssterne nach einer allerdings oft 18jährigen Dienstzeit auf den Achselstücken glänzten.

Karriere machen, der so berechtigte Ehrgeiz eines jungen deutschen Menschen, dies Ziel haben sich vor und während des Krieges unsere Offiziere mit Recht im äußersten Maße gesteckt. Aber es gab eigentlich nur einen Weg. Ein Chef der Zentralabteilung im Großen Generalstab sagte mir einmal vor dem Kriege: „Man kann heute sagen, daß nur der Offizier Aussicht hat, Kommandierender General zu werden, der Chef des Generalstabes eines Armeekorps gewesen ist; daß man als Divisionskommandeur mindestens Generalstabsoffizier in der IA-Stellung gewesen sein muß. Regimentskommandeur ohne Generalstab oder höhere Adjutantur bzw. Vorpatentierung zu werden, ist fast ausgeschlossen, weil im reinen Frontdienst die Altersgrenze überschritten wird. Selbst Stabsoffizier zu werden, gelingt in der Front nur, wenn man sich durch irgendwelche besondere Tüchtigkeit auszeichnet."

Denn wenn man 1 1/4 Fähnrichsjahre,
15—17 Leutnantsjahre,
10—13 Hauptmannsjahre

in der Front brauchte bis zum Major, dann war man an die 50 Jahre heran und durch die 30jährige Frontdienstzeit verbraucht. Und so bekam man an der Majorsecke oder schon vorher den blauen Brief.

Einer der schwersten Fehler der Vorkriegszeit, den leider keine energische Umstellung im Kriege ausglich, war die grundsätzliche Bevorzugung des Mannes der Feder vor dem des Schwertes*). Diese Bevorzugung schuf den Drang aus der Front, schuf die Geringschätzung der Frontsoldaten und Frontoffiziere, der Träger jenes Kriegssturmes, der die Heere aller Feindmächte so lange siegreich vor sich her trieb, bis der Materialkrieg die alte Friedensfronttruppe fast restlos aufgebraucht hatte.

So ging der Weg zum Vorwärtskommen lediglich über die Kriegsakademie bzw. Adjutantur. Ganz selten stieg mal einer aus der Front empor.

*) Mir wird dazu von einem Generalstabsoffizier einer ausländischen Macht geschrieben, daß er auch in anderen Ländern, selbst in Frankreich jene Überschätzung des Generalstabes festgestellt habe und tadele. Die Veranlassung zum Studium meines Buches waren die Auslassungen einer deutschen „militärischen" Zeitschrift, die sich gegen meine Ausführungen gewendet hatte. Gegen diese Zeitschrift und ihren militärischen Mitarbeiter haben auch deutsche Frontoffiziere in meinem Sinne energisch Stellung genommen.

Das ist nicht immer so gewesen, noch um 1890 machten nur 300 bis 400 Offiziere jedes Jahr das Examen zur Kriegsakademie. Vor dem Kriege hatte sich die Zahl aber verdreifacht. Einberufen wurden etwa 100, also 10 bis 12 vom Hundert.

Das Examen wurde durch intensivstes Studium, durch Lösen ungezählter technischer, taktischer und strategischer Aufgaben vorbereitet. Viele traten im letzten Augenblick von dem Examen zurück, um es mit größtem Fleiß im nächsten Jahre von neuem zu versuchen. Nach Möglichkeit erfolgte Befreiung vom Kompagniedienst während der Vorbereitungszeit. Bedingung war ein tadelloser Qualifikationsbericht. Mancher junge Offizier, der sich in seiner Stellung nicht ganz sicher fühlte, machte das Examen, nur um die Gewißheit einer guten „Konduite" zu haben.

Die Aussichten, das Examen zu bestehen, waren außerordentlich ungleich. Am günstigsten waren die Berliner Regimenter daran, also die Garde; außerdem Regimenter in Garnisonen mit Generalkommando. Man hatte dort Bibliotheken zur Verfügung. Die überstarken Offizierskorps machten es dienstlich möglich, daß ein Kompagnieoffizier für den Dienst ausfiel.

Dauernde Fühlungnahme mit der Kriegsakademie, Schülern wie Lehrern, ermöglichte es, sich auf dem laufenden über die gestellten Ansprüche zu halten. Besonders das 2. Garderegiment faßte es als Ehren- und Traditionssache auf, daß alle seine Offiziere ohne Ausnahme im passenden Dienstalter das Examen machten und bestanden.

In den kleinen, entlegenen Garnisonen, wo den Offizieren für ihre Vorbereitungszeit zum Examen kein „Dispens" vom Dienst bewilligt werden konnte, wo jede Anregung fehlte, andere Waffen nicht vorhanden waren, war die Vorbereitung und damit das Bestehen des Examens sehr erschwert, wenn auch nicht unmöglich gemacht.

Generalstab.

Jedenfalls: Wer sich entschloß, durch Kriegsakademie und Generalstab vorwärtszukommen, mußte damit rechnen, von den nächsten 20 Dienstjahren mindestens 15 im Schreibsessel zu verbringen, denn die gelegentlichen Versetzungen in die Front dauerten stets nur kurze Zeit.

Die ungeheure Konkurrenz (die freilich noch zu Zeiten Wilhelms I. gering war)*) im Wettlauf nach den Generalstabsstellen wirkte sich

*) Die Bevorzugung, also vorzugsweise Beförderung der Generalstabsoffiziere ist vom Grafen Waldersee, dem Freunde des Kaisers, sofort nach dessen Regierungsantritt am 10. August 1888 durchgesetzt worden, ist also nicht altpreußischer Tradition entsprossen, sondern von Wilhelm II. eingerichtet.

in zweifacher Weise ungesund aus und wurde von großer Bedeutung für den Ausgang des Krieges. Zunächst wurde schon in verhältnismäßig jungen Jahren der Offizier vor die Entscheidung gestellt, Schwert oder Feder zu ergreifen. War die Entscheidung gefallen, so blieb der Frontoffizier aller Voraussicht nach sein Lebenlang Frontoffizier und mußte sehr fleißig und sehr tüchtig sein, um noch Stabsoffizier zu werden.

Der Generalstäbler wurde zum Offizier 1. Klasse und der Frontoffizier blieb 2. Klasse. Unter diesen Umständen war nicht zu verhindern, daß stellenweise ein Strebertum aufkommen konnte, das seinen skrupellosen Ehrgeiz durch einen eisernen Fleiß verdeckte, das den Mangel an Charakter durch eine fabelhafte Sicherheit im Auftreten verbarg, ängstlich bestrebt, nur den Vorgesetzten zu gefallen und sich beliebt zu machen. Die Ansprüche, die an den Generalstabsoffizier gestellt wurden, waren geradezu ungeheuerlich. Wenn hier der Generalstab kritisch beleuchtet wird, so muß energisch vorweg genommen werden, daß es wohl im alten Deutschland keinen Stand gegeben hat, der so still, so wenig sichtbar und doch so eisern und zäh und sehr oft bis zum Zusammenbrechen gearbeitet hat, wie der Generalstab. Das sollte man sich in einer Zeit des 8-Stunden-Tages und der Flucht vor selbstloser Arbeit vor Augen halten.

Der Generalstab selbst hatte stillschweigend den Grundsatz aufgestellt: Man muß das Unmögliche an Arbeitsleistung verlangen, um das Mögliche zu erreichen. Wessen Nerven dies nicht aushielten, der sollte gehen.

Dieser völlig falsche Grundsatz zeitigte eine ständige Überbeanspruchung der Nervenkraft der Generalstabsoffiziere, so daß Nervenzusammenbrüche gerade bei den pflichtgetreuesten Offizieren häufig vorkamen. Es war das gleiche Verschwenden des N e r v e n materials ohne Rücksichtnahme auf die Folgen, wie wir es beim Vormarsch, bei Ypern und Verdun mit dem M e n s c h e n material der Frontsoldaten erlebt haben.

Wie die Marneschlacht ausgefallen wäre, wenn die Generalstabsoffiziere geschontere Nerven gehabt hätten, das mag hier nur als Frage aufgeworfen werden.

Ein Offizier mit einer glänzenden Laufbahn, der mit nur 35 Jahren Major, mit 42 Jahren Regimentskommandeur, mit 49 Jahren General war, bekam als Generalstabsoffizier, nachdem er bis zum späten Abend gearbeitet hatte, eine weitere sofort zu bearbeitende Arbeit in die Hand gedrückt. Er war eine jener ganz seltenen, aufrechten Naturen und fragte darauf den Arbeitgeber in aller Harmlosigkeit: „Zu Befehl, Euer Exzellenz, — und was machen wir n a c h t s?“

Er bekam mit 50 Jahren den Abschied, weil er nach Ansicht seines Kommandierenden Generals nicht scharf genug war. 5 Jahre später stand er selbst als glühend verehrter Kommandierender General im Felde, schon im ersten Kriegsjahr mit dem Pour le Mérite geschmückt. Er war einer jener hervorragenden Generalstabsoffiziere, die verstanden, ihre taktischen und strategischen Kenntnisse bei der Führung der Truppen ins Praktische zu übersetzen, die ein Herz für ihre Truppe hatten und die niemals vergaßen, daß sie Vorbild sein mußten und dabei zäh und schneidig im Sattel.

Andere verstanden es mit der Gerissenheit militärischer Geschäftemacher, wenig Arbeit mit Erfolg zu verbinden.

Ein Chef des Stabes hatte sich um die Manöveranlage des Korpsmanövers nicht gekümmert, sondern diese Arbeit völlig dem Generalstabsoffizier Abt. I A überlassen. Als der erste Korpsmanövertag anbrach, ritten die Beiden ins Manövergelände. Da, in letzter Minute, stellte der Chef des Stabes, um sich zu orientieren, an den Generalstabsoffizier I A eine Frage bezüglich des Manövers, kurz darauf eine zweite Frage. Bald darauf kam der Kommandierende General. Nach kurzer Zeit stellte dieser an seinen Chef die erste Frage, nach einer Weile die zweite Frage. Der Chef orientierte ihn — eine dritte Frage wurde nicht mehr gestellt.

Aber derselbe Chef des Stabes war sich bewußt, daß er nicht richtig handelte. Als e r Kommandierender General geworden war, ereignete sich folgendes:

Bei einer Infanterie-Brigade-Besichtigung schickte er einen Ordonnanzoffizier (Frontoffizier) mit folgendem Auftrag fort: „Reiten Sie auf jenes Haus los. Dort steht eine Kompagnie und eine blaue Flagge. Melden Sie mir, wie weit die blaue Flagge von der Kompagnie entfernt steht!“ — Als der Ordonnanzoffizier zurückkam, fragte er noch: Wie hieß der Kompagniechef? Welche Nummer hatte die Kompagnie? Was hatte er für Befehle, was hatte er für Absichten, wie beurteilte er die Gefechtslage? Wie beurteilen Sie selbst die Gefechtslage?“ — Und der Ordonnanzoffizier hatte sich über a l l e diese Fragen orientiert und konnte dem General die gewünschten Auskünfte geben, weil er wußte, daß dieser General es nicht bei der einen Auskunft bewenden lassen würde.

Die Rücksichtnahme auf die Ansicht des Vorgesetzten ging manchmal so weit, daß ich erlebt habe, daß bei Kritiken durch Ablauschen der Unterhaltung der höheren Vorgesetzten versucht wurde, festzustellen: Was und wie werden die höheren Vorgesetzten kritisieren? — nur damit man ja nicht eine Kritik abgab, die der des Vorgesetzten widerspräche.

Dies „dem Vorgesetzten nach dem Munde reden“ ist an vielen Stellen selbst im Felde bis zum Äußersten getrieben worden. Da keine Dienststelle gern zugeben wollte, wenn irgend etwas schlecht stand, so wurde es an vielen Stellen Brauch, Berichte so zu frisieren und schön zu färben, daß sie schief, wenn nicht falsch waren. Die Richtigkeit von Meldungen wurde oft nicht nachgeprüft, der Absender wissentlich falscher Meldungen nicht bestraft. Das sind Auffassungen, die im Heere eines Dritten Reiches nicht geduldet werden dürfen. Für dies Rosenrotfärben seien hier zwei Beispiele angeführt:

Ein Pionier-Offizier wurde beauftragt, nach den Kämpfen in der Champagne 1915, die Stellung mit den neuen Gräben einzuzeichnen. Es war Gelände aufgegeben worden, und wir waren etwas zurückgedrückt. Als der betreffende Vorgesetzte die durchaus wahrheitsgetreue Skizze sah, sagte er: „Aber das können wir doch dem A.O.K. nicht melden, daß wir so viel verloren haben!“

Ein anderer Fall aus der Sommeschlacht, der besonders typisch ist für die Nichtachtung der Ansichten des Truppenführers, möge hier, einer Regimentsgeschichte entnommen, folgen:

In den letzten Junitagen des Jahres 1916 trommelte die französische Artillerie 14 Tage lang auf unsere Gräben. Der Divisions-Kommandeur, Exzellenz von D., legte daher einem Bataillonskommandeur, der gerade ablösen sollte und der schon seit Monaten mit seinem Bataillon dort in Stellung gewesen war, Sturm und Abwehrkampf mitgemacht hatte, nahe, unbedingt dafür zu sorgen, daß die Division mit Meldungen versehen würde, da Meldungen von vorn kaum einliefen. Am 30. Juni meldete sich der Bataillonskommandeur im Unterstande bei dem Regimentskommandeur eines anderen Regiments, dessen vorderste Linie er ablösen sollte. Er gab ihm bekannt, daß die Division bei dem immer gefährlicher werdenden Zerstörungsfeuer sehnsüchtig auf Nachrichten warte. Noch während dieser Unterhaltung lief eine Meldung von vorn ein, welche über den Stand der Dinge Aufschluß gab. Die Meldung besagte, daß der erste Graben fast völlig eingeebnet und das Drahthindernis wegrasiert sei. Die meisten Unterstände, auch im zweiten und dritten Graben, seien zerstört, auch der Bataillons-Unterstand schwer beschädigt. Dazu schwere Verluste und sehr gedrückte Stimmung der Truppe. Der Bataillonskommandeur, der ablösen sollte, wußte aus eigener Erfahrung, daß gerade bei der Ablösung am leichtesten schwere Krisen entstanden, und bat sofort, daß diese wichtige Meldung an die Division weitergegeben werde. Der Regimentskommandeur wollte erst nicht, gab aber dann die Meldung an die Division weiter. Aber nicht die eben erhaltene, sondern eine rosenrot gefärbte, die den Sinn

völlig umkehrte. Die Gräben hätten ja gelitten, wären aber durchaus zu halten, die Stimmung der Truppe sei vorzüglich usw. Der Bataillonskommandeur war einer jener sogenannten schwierigen Untergebenen, der sich seine ganze Dienstzeit über dadurch unbeliebt gemacht hatte, daß er eine krumme Sache nicht eine gerade nannte. Er sollte die Nacht die Stellung übernehmen — verlor er sie, war die Ehre seiner Truppe zerstört; denn die unwahre Meldung des Regimentskommandeurs hätte im Falle eines Verlustes der Stellung seiner Truppe die Schuld gegeben und nicht der abgelösten.

Er machte daher eine Sache, die in der Armee nicht üblich war, und durch die er sich unter Umständen außerordentlich schaden konnte. Er setzte ein Protokoll auf, sandte es an seinen eigenen Regimentskommandeur und meldete: „Der Oberst X vom RIR. . . . hat soeben in meiner Gegenwart eine Meldung an die Division gesandt, die den Verhältnissen völlig widerspricht. Die Stellung ist völlig zerschossen und nach den Meldungen von vorn kaum zu halten.“ Er fügte hinzu: „Wir geben die Richtigkeit dieser Tatsachen zu Protokoll für den Fall, daß etwas passiert —“, und ließ auch seinen Adjutanten das Schriftstück unterzeichnen.

Das Bataillon löste ab. Der Bataillonskommandeur traf alle Maßnahmen, um der drohenden Vernichtung zu entgehen; er verteilte seine aufgefüllten Kompagnien nicht, wie dies damals strikte befohlen war, auf den vordersten zertrommelten Graben, sondern auf die vordersten drei Gräben, schied eine ganz unverhältnismäßig starke Träger- und Essenholreserve von 200 Mann mit 4 Offizieren aus, ließ noch in der Nacht nach Möglichkeit Unterstände absteifen usw.

Aber alles war umsonst. Am Morgen des 1. Juli war der Adjutant tot, der Bataillonskommandeur und das Bataillon gefangen, übrig blieb vom ganzen Regiment nur der ausgeschiedene Trägertrupp.

Aber nicht nur das Bataillon, sondern die ganze Division war bis auf wenige Leute gefangen, nachdem sie die schwersten Verluste gehabt hatte.

Unterdessen hatte sich folgendes abgespielt: Sofort nach Erhalt des Protokolls seines Bataillonskommandeurs war der Regimentskommandeur zur Division geeilt und hatte dieser das Protokoll überreicht, mit der Bitte, sofort die Division aus den gefährdeten Gräben in die zweite Stellung zurückzunehmen und die vordere Stellung nur mit Posten und Patrouillen zu besetzen. Es kam (wie der Oberst später berichtete) zu einer sehr erregten Aussprache mit Exzellenz von D. und dem Generalstabsoffizier der Division, Hauptmann von T. Diese zogen sich zum Kriegsrat zurück und lehnten die Bitte ab.

Als dann am nächsten Tage die Division gefangen war, machte man im Divisions-Stabsquartier ein sehr betretenes Gesicht; denn die zweite Stellung wurde an diesem Tage von den Franzosen nicht einmal angegriffen, obwohl sie unbesetzt war und nach Gefangennahme der Division Truppen zur Besetzung nicht zur Stelle waren. Der Regimentskommandeur, der die falsche Meldung schrieb, ist bald darauf General geworden, und der Generalstabsoffizier ist vorpatentiert worden und in die höchsten Stellen gelangt*). — Es müssen heute solche Zustände unmöglich sein.

Ein Unteroffizier, der im Frieden eine falsche Meldung ins Wachtbuch geschrieben hätte, hätte eine schwere Arreststrafe bekommen.

Ein Generalstabsoffizier, der im Manöver, also im Frieden, eine wichtige Meldung ignorierte, wäre abgelöst worden.

Im Kriege, wo es um Deutschlands Existenz ging, war es möglich, daß man straflos Divisionen opferte, weil der Stimme aus der Front nicht Gehör geschenkt wurde. Der Regimentskommandeur, dessen Regiment verloren ging, schloß eine Schilderung dieses Schlachttages mit den Worten: „So wurde mein Regiment in der sinnlosesten Weise geopfert“, und endete mit dem Zitat aus der Jungfrau von Orleans: „Unsinn, du siegst, und ich muß untergehen; denn gegen Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!“

Derartige Dinge dürfen nicht vorkommen. Ich würde mich freuen, wenn die neue Zeit aus diesen Verhältnissen gelernt hätte. Wir wünschen uns Offiziere mit geradem Charakter, die Rückgrat haben, die sich weder von Ereignissen noch von Menschen beugen lassen. Wenn aber der Fahneneid als etwas „Labiles“ hingestellt werden kann, dann ist der Wert einer bewaffneten Macht für einen Staat gleich Null. Eine solche Armee ist unzuverlässig nach jeder Richtung hin. Offiziere, die heute Monarchisten, morgen Republikaner sind, die ihre Gesinnungen wie ein Hemd wechseln, sind keine Vaterlandsverteidiger, werden in der Stunde der Gefahr versagen. Wer ein Heer nach einem, auf solche Materialwirkung aufgebauten Kriege organisieren will, muß als Truppenoffiziere solche Offiziere haben, die die Waffenwirkung am eigenen Leibe gespürt haben**). Nur so wird er die Erfahrungen des Krieges auswerten.

*) Es ist bedauerlich, daß für derartige schwere Kriegsvergehen in den darauffolgenden Friedensjahren Straffreiheit gewährt wurde.

Noch bedauerlicher ist es, daß die sogenannte „Gesellschaft“ diese Leute nicht ächtete — daß Offiziersverbände Offiziere ohne Nachprüfung, ob sie sich im Felde bewährten oder versagten, aufnahmen.

**) Ich erzählte nach dem Kriege einem Generalstabsoffizier eine Episode aus dem Felde, wo ein ausgezeichneter Meldegänger zwei Stunden zu spät zu mir in den Unterstand kam. Er war von oben bis unten mit Lehm bedeckt, Mütze, Gewehr und Stiefel fehlten. Er konnte nur keuchend hervorbringen: „Ich bin dreimal verschüttet gewesen.“ — Darauf fragte mich der Generalstabsoffizier: „Und warum hatte der Mann keine Stiefel an?“ — — — Tausende unserer braven Leute sind verschüttet worden, der heimgekehrte Generalstabsoffizier aber wußte nicht, wie so ein armer Teufel aussieht, wenn man ihn aus der Erde ausgräbt.

Ein nicht national, sondern kosmopolitisch eingestelltes Heer ist eine Widersinnigkeit. Machthaber, die kein Vaterland kennen, sind der Untergang jeder Nation.

Bei der bevorzugten Stellung des Generalstabsoffiziers gegenüber dem Frontoffizier ist zu bedenken, daß der Frontoffizier in viel höherem Maße die Blutopfer des Krieges zu tragen hatte und auch in aller Zukunft zu tragen haben wird:

Befehle geben mitten im schwersten Feuer, der Mannschaft Vorbild und Führer sein, gepeinigt von Hunger und Durst und die kalte Ruhe zu Sturm und Abwehr behalten, was bedeutet **das** für eine ungeheure Leistung gegen die Arbeit des Generalstäblers, der frisch gewaschen und rasiert, rechtzeitig mit Mittagessen und Frühstück versehen, im Quartier oder bombensicheren Unterstand, fern vom leiberzerfetzenden Granatfeuer, sitzt und Befehle gibt.

Wer einmal, auch nur ein einziges Mal den gewaltigen Unterschied erlebt hat, wenn man, als Truppenführer, seine Befehle in der allervordersten Front geben mußte: das **eine** Mal in einem heftig beschossenen, in allen Sperrhölzern knackenden und knarrenden, halb zerbrochenen Unterstand, in dem bei jedem Einschlag das Licht verlischt, die Staub- und Gaswolken bis hinunter in den tiefen Schoß der schützenden Erde hineinqualmen, und **das andere Mal** in einem außerhalb des Feuerbereichs liegenden bombensicheren Unterstand, über den nur die Granaten gurgelnd und heulend ihr Lied wie eine Teufelsorgel singen, über die man lacht wie über Seifenblasen, der kennt die Spannungen, die eine Kämpferseele überwinden muß, wenn man klar und nüchtern denken und hart und scharf und verantwortungsbewußt befehlen muß. In jenen Augenblicken, wo man den Selbsterhaltungstrieb, die tierhafte Angst vor dem Zerrissenwerden mit eherner Energie sieghaft überwindet.

Es erwies sich als ein verhängnisvoller Irrtum, daß sich der Generalstabsoffizier im Frieden seine Tätigkeit im Kriege so vorstellte, daß er im Schreibsessel im Zimmer sitzen werde und lediglich das Telefon spielen lassen könne*). Dabei war schon im Frieden die Zeit, in der der Generalstabsoffizier in der Front stand, meist viel zu kurz, um in den Geist der Truppenführung einzudringen.

*) So groß die Bedeutung des Grafen von Schlieffen als Generalstabschef gewesen ist, so energisch muß abgelehnt werden, daß das, was eine liberalistische Epoche vor 40 Jahren lehrte, heute noch Geltung haben kann.

Die Technik der Befehlsführung, die Taktik und die Strategie wurden glänzend beherrscht, das Verständnis für die Seele und das Herz des Soldaten und des Kämpfers war dagegen oft mangelhaft.

Man durfte im Frieden nicht wagen, laut davon zu sprechen, daß es manchmal ein zweifelhaftes Vergnügen war, einen Truppenteil zu übernehmen, den ein Generalstabsoffizier geführt hatte. Denn man konnte auch im Frieden Raubbau treiben an einer Truppe, am Unteroffizierskorps, den Kassen, den Kammerbeständen, dem Pferdematerial, wenn man nämlich weiter nichts tat, als die Truppe taktisch auszubilden und dauernd das Höchste von ihr zu verlangen. Das mag eine Truppe zwei bis drei Jahre aushalten, ohne daß man von außen etwas merkt, aber dann kann sie leicht innerlich zusammenbrechen.

Genau so aber hat der Generalstab allzu oft Raubbau getrieben im Felde mit dem Frontsoldatenmaterial, wie mit den Unterführern. Gewiß dürfen Verluste nicht gescheut werden, aber unnötige Verluste sind unbedingt zu vermeiden.

Der Zeitgeist hatte eben durch Jahrzehnte die höheren Stellen dazu erzogen, daß ein großer Teil der Vorgesetzten nicht gewöhnt und nicht gewillt war, sich die Wahrheit sagen zu lassen, sobald sie von einem Untergebenen kam. Und so sehen wir diesen Optimismus, wie im Frieden auch im Felde; es bleibt immer dasselbe Bild.

Gegen diesen Optimismus stemmten sich Minderheiten:

politisch im Frieden: eine kleine Gruppe, die vergeblich auf die Gefahren der politischen Weltlage hinwies und die das System Bethmann-Hollweg bekämpfte,

soldatisch im Frieden: ein paar altpreußische Naturen, die für Einfachheit eintraten, die es wagten, sich nicht zu biegen, die es wagten, sich zu beschweren, und darum als unbequeme Untergebene entfernt wurden.

Während des Krieges bleibt dieser Geist: die Front erliegt. Ungehört verhallen die Warnungen, bis unerwartet das Chaos hereinbricht.

Aus der Überschätzung des Generalstabs im Frieden und der Unterschätzung der Leistung des Frontsoldaten kam eine Überschätzung aller Büroarbeit, also des Wissens ohne Gewissen*).

Die im ganzen Volke krankhaft gesteigerte Sucht nach dem äußeren Schein, nach Rang und Titel ohne Leistung, nach etwas Besonderem, der Widerwille gegen das Sicheinfügen, zeigte sich auch in anderer Beziehung.

*) Unter Gewissen verstehe ich nicht allein den Charakter, sondern jenes Wissen, das ganz „gewiß" gewußt wird, das nicht nur erlernt, sondern erlebt und damit ein Teil des ganzen Menschen geworden ist.

Es war ja nicht nur der Generalstab, der begehrt wurde im Frieden wie im Kriege, diese Flucht aus der Front begann schon mit dem Drang zur Spezialwaffe (Jäger, Pioniere, Eisenbahner usw.). Dann war es das beliebte und eifrige Suchen nach sogenannten „Druckposten", das Sichdrücken aus dem Frontdienst. Diesem unsoldatischen Drange wurde im Kriege kein Ende bereitet.

Wer in diesem entsetzlichen Ringen vorn stand, im Brennpunkt der Schlachten, der wußte, daß nichts anderes ihm blühen konnte als der Tod auf dem Schlachtfeld oder die Gefangenschaft — wenn ihn nicht ein Heimatschuß rechtzeitig in die Hände der Sanitäter und ins heimatliche Lazarett brachte.

Die anderen, also die Militärs, sie wußten es auch, versammelten sich bei den Stäben, in der Etappe, in der Heimat, suchten Druckposten als unabkömmliche Leute in irgendeiner Schreibstube, auf irgendeinem Pöstchen, und fühlten sich sehr wichtig und unersetzlich an dieser Stelle. War es richtig, wenn ein Rittmeister (im Frieden im Reiterparadies Hannover Reitlehrer) sich als 2. Adjutant des A.O.K. damit beschäftigte, die Burschen reiten zu lassen, anstatt ein Bataillon an der Front zu übernehmen?

Es mag kein Zufall sein, daß die Lebensklugen, Heimkehrbesorgten sich nach dem Kriege als immer geschäftige Menschen entpuppten, die irgendeine gute Stellung in den neuen Verhältnissen zu erwischen und die für ihre materielle Sicherstellung zu sorgen heftig bemüht waren, und ebenso mag es kein Zufall sein, daß man rassenkundlich betrachtet, diese Spießerseelen in Spießerleibern fand, mit ostischem Einschlag, deren Körper und Schädelbildung jener kantigen Härte nordischen Blutes entbehrte.

Auch die im Felde allzu oft wiederkehrenden Klagen, daß nur ein Teil der Offiziere der Stäbe die vordersten Stellungen beging, gehören hierher. Denn wo die Vorgesetzten ihrer Pflicht nachkamen und nach vorn kamen, da blieb auch der Geist gut, da bewahrte sich der Führer das Urteil über die Leistung an der Front.

Mußte nicht die Achtung vor der Güte der Führung leiden, wenn im Armeekorps wie ein Lauffeuer Begebenheiten herumgetragen wurden, deren Wahrheit einwandfrei war, und die bezeichnend waren für die Art und Weise, wie von oben her Unmögliches befohlen wurde?

Ein Oberförster, Oberleutnant d. R. eines Jägerbataillons, war Kompagnieführer bei einem Reserve-Infanterie-Regiment vor Verdun. Er bekam den Befehl durch den Generalstabsoffizier der Division, mit seiner Kompagnie einen feindlichen Graben zu nehmen.

„Das tue ich nicht," sagte der brave, steifnackige Mecklenburger, „das ist unmöglich." „Sie wissen, daß das Ungehorsam vor dem

Feinde ist!" „Melden Sie Sr. Exzellenz," erwiderte der alte rauhe Weidmann messerscharf, „daß ich den Angriff nicht mache, weil er Blödsinn ist; d. h. ich mache ihn, aber nur dann, wenn der Generalstabsoffizier der Division neben mir den Angriff mitmacht." Und siehe da, der Angriff wurde nicht gemacht!

Einen ähnlichen Fall erlebte ich an der Somme.

Bei der Ablösung nach erfolgreichem Sturm war ein Grabenstück verloren gegangen. Die neue Stellung hatte eine Lücke, wo kein Graben war. Die Truppe war erschöpft und ausgeschossen. Die Division befahl, den Graben wiederzunehmen und die Lücke zu schließen. Der Bataillonskommandeur in der vordersten Linie brach angesichts dieser Tatsache und infolge der übermäßigen Anstrengung und Aufregung mit den Nerven zusammen. Der Führer des Reserve-Bataillons schickte ihn mit einem Meldegänger nach Hause ins Lazarett und übernahm den Befehl über die beiden Bataillone. Jetzt lastete der Divisionsbefehl auf ihm. Der Angriff war aussichtslos. Sollte er feige erscheinen? Sollte er sinnlos die Truppe opfern? Er wußte sich Rat. Er machte einen Bericht über die Gefechtslage, erklärte sich bereit, den Angriff zu übernehmen, wenn ihm soundsoviel tausend Schuß Artilleriemunition und soundsoviel Kompagnien Unterstützung aus den einzigen noch verfügbaren, aber eben nach schweren Kämpfen herausgezogenen Divisionsreserven zur Verfügung gestellt würden. Denn er wußte: Sechsfach überlegene Franzosen lagen vor ihm, versuchten in wütenden Gegenstößen die Stellung wiederzunehmen.

Dann ging er ans Telefon und rief den Führer des Regiments, das in Reserve lag, an. Dieser, ein Oberstleutnant S., einer der hervorragendsten Infanterie-Kommandeure der Westfront, hörte den Bericht, sah gleichfalls die Unmöglichkeit ein, sein Regiment in vergeblichem Gegenstoß verbluten zu lassen. Seine Autorität siegte bei der Division. Er löste das vorn liegende Regiment ab, und mit der Gewandtheit eines alten Truppenführers ließ er in einer dunklen Nacht die Lücke besetzen. Die Leute schachteten wie die Berserker, beim Morgengrauen gab der flache Graben schon Deckung, und tags darauf war die Verbindung gesichert. Ohne einen Tropfen deutschen Blutes zu verlieren, war die Lücke geschlossen, der eiserne Ring war wieder zusammengeschmiedet. — —

Praktische Erfahrungen über Truppenführung, über neue Kampfmethoden können schließlich nur im Feuer, an Ort und Stelle selbst, jedenfalls nur an der vordersten Front gesammelt werden.

Nach Einnahme einer ausgedehnten Stellung mit erheblichen Sprengtrichtern (Erdlöchern, in die man schließlich mehrere Mietskasernen hätte stecken können) zeigte ich Monate später einem jüngeren in der Front bewährten Herrn vom Stabe eines A.O.K. Lichtbilder dieser Trichter. Er erbat sie sich von mir mit der Begründung, daß die Generalstabsoffiziere des A.O.K. solche Trichter noch nicht gesehen hätten und die Lichtbilder sie sehr interessieren würden. Die Trichter lagen 1000 m hinter der Front, wurden nicht beschossen, waren also ohne Gefahr zu begehen. Das A.O.K. lag nur zirka 30 km entfernt.

Warum haben sich die Herren vom A.O.K. nicht einmal von den Wirkungen und Ausmaßen des Minenkrieges an Ort und Stelle ein Bild gemacht? War so wenig Zeit für solche Zwecke vorhanden?

Jedenfalls war es die Überschätzung der Schreibarbeit, die mangelnde innere Verbindung mit der Fronttruppe, die ungenügende Kenntnis der sich dauernd ändernden Kampfesweise und schließlich die Unkenntnis über den seelischen Kampfwert der Fronttruppe, die es möglich gemacht haben, daß die Widerstandskraft der Fronttruppe nicht richtig beurteilt, teilweise unterschätzt, teils überschätzt wurde. Es soll auch keinesfalls die ungeheure Leistung, der Fleiß und die Tüchtigkeit des Generalstabs und der Generalstabsoffiziere bestritten werden. (Über den Gr. Generalstab ist noch an anderer Stelle zu sprechen.) Es handelt sich an dieser Stelle nur um das gefährliche Abweichen vom kämpferischen Geist, also: vom Soldatischen.

Es müssen aber einmal auch harte Dinge gesagt werden.

Wir können nicht alles gut und schön finden und kritiklos annehmen, nur weil das alte Heer unzweifelhaft gut war. Aber es war Menschenwerk, und viel Unheiliges war an diesem Werke. So wenig Heiliges, daß wir nicht daraus einen Götzen machen können.

Wir müssen unerbittliche Richter sein und von der Krankheit uns freimachen, alles, was übel ist, unter einen fest schließenden Deckel zu setzen, wo es weiter fault.

Ein Arzt kann nicht immer mit Pillen und lauwarmen Umschlägen kurieren, er muß auch einmal zum Messer greifen.

Wir können nicht nur am Alten festhalten, weil es uns an eine glänzende Zeit mahnt.

Der nächste Krieg wird noch grausiger sein als der letzte.

Der nächste Krieg wird eine kämpfende Nation sehen, nicht allein ein kämpfendes Heer. Er wird Formen haben, die mit den gestrigen nichts zu tun haben. Der nächste Krieg, der trotz allem, und gegen unseren Willen kommen wird, wird nicht nur auf dem Exerzierplatz vorbereitet werden.

Der Führer im Sessel, im Schreibstuhl, wird eine große Ausnahme sein müssen, nicht Regel.

Das Bild, das Schlieffen vom Feldherrn der Zukunft prophezeite, eines Führers, der fern vom Schuß am Fernsprecher sitzt, war, ehe es noch recht Wahrheit wurde, bereits überholt. Die Marneschlacht wäre wohl kaum von einer Obersten Heeresleitung verloren worden, wenn das Hauptquartier näher am Feinde gelegen wäre und wenn ein Frontoffizier die Befehle der O.H.L. überbracht hätte. Denn die heutige Kriegstechnik kennt infolge der Fliegerwaffe und der 100-km-Geschütze auch für den Generalstabsoffizier keine stille Schreibstube mehr, in der er von Granateinschlägen nichts merkt. Die moderne Kriegführung wird verlangen, daß selbst die Kinder mit Gasmasken in die Schule gehen.

Wir müssen damit aufräumen, daß der Krieg nur ein „Schachspiel“ ist — oder ein „Kriegsspiel“ — und noch weniger ein Falkenhaynsches „Glücksspiel“. Wir müssen erst Soldaten erziehen und dann Führer aus diesen Soldaten aussuchen. Wir fingen bei der Uniform an und bei der Bildung — und verbildeten Soldaten zu Militärs. Wir müssen beim Soldaten anfangen und beim Charakter. Wir dürfen nicht mit Zahlen rechnen, sondern mit dem Geiste.

Wir dürfen nicht vor Nullen Nummern setzen, sondern Werte.

Wir müssen mit dem „Massen“-Wahnsinn brechen und aufhören, an den Wert irgendwelcher „Menge“ zu glauben.

Wir dürfen nicht mit Personen rechnen, die militärisch gebildet sind und etwas gelernt haben, sondern mit Persönlichkeiten, die geborene Kämpfer sind und etwas können. Vor allem keine gerissenen Karrieristen.

Noch nie hat es einen Feldherrn gegeben, dessen Ideal der Schreibtisch und die Feder war. Der Soldat, also auch erst recht der Führer, muß Blut und Leichen sehen und panischen Schrecken meistern können, aber er muß auch Trommelfeuer kennen, verlauste Quartiere und die Mühen eines 50-km-Gepäckmarsches.

Pulverdampf muß seine Lebensluft sein, und nicht Schreibstubenluft.

Schwert und Feder schließen sich nicht aus. Der Philosoph von Sanssouci schlug Leuthen und Hohenfriedeberg. Jener große Mann, der sich im Sattel und im Sessel wie kein anderer bewährte, entschied sich als Soldat für das Schwert und nicht für die Feder. „Man wird berühmt durch den Degen und nicht durch die Feder!“

Wir hatten Helden des Sattels, die Führer, ja die Gelehrte waren.

Wir hatten Zieten und Seydlitz, Blücher und Wrangel.

Wir hatten Schlieffen.

Wir hatten Bernhardi, den in Ungnade gefallenen.

Wir hatten im Kriege Marwitz und Bredow und Raumer (der zu früh fiel und ein ganz Großer geworden wäre) und viele andere Generalstabsoffiziere, die Schwert und Feder führten.

Nicht Sattel oder Sessel, sondern Sattel und Sessel gehört zu ewigem Führertum.

Aber zuerst der Sattel!

Und eine Klinge, die lose in der Scheide sitzt! Und einen Schuß Landknechtsblut!

Im Herzen aber Huttens Spruch:

> Mich reut die Stunde, die nicht Harnisch trug,
> Mich reut der Tag, der keine Wunde schlug!

7. Kriegsspiel.

Spiel ist der Anfang zur Spielerei.
Erzieher.

Es ist das Wesen der großen Heerführer als „einmaliger“ Menschen, daß sie niemals größere Schüler hinterließen.

Man kann sie nur aus ihrer Zeit verstehen, die sie gebiert, weil sie trächtig ist und sie gebären muß. —

Friedrich der Große hinterließ keinen großen Schüler. — Dem Siebenjährigen Kriege folgten gesegnete Friedensjahre.

Napoleon hinterließ ein erschöpftes Europa, das auf Jahrzehnte hinaus keinen Krieg und keinen Kriegsmann hervorbringen konnte, — und daher keinen Nachfolger. Er empfahl das Studium der Mathematik. Mit ihm begann das Jahrhundert der Bildung und der Überbildung.

Moltke, der auf Clausewitz aufbaute, war durch viele Jahrzehnte das Vorbild für jeden Generalstabsoffizier.

Er, der große Schweiger, war der Erzieher der preußischen Generalstabsoffiziere. Er, der große Könner, war wohl der Schweiger, aber er war nicht der Verschweiger eigener Unfähigkeit, wie so viele seiner Nachäffer, von denen das Wort gilt:

> Mancher hat durch stolzes Schweigen
> Und durch vornehm stille Art
> Das Geheimnis seiner Dummheit
> Bis zu seinem Tod bewahrt.

Jedenfalls schuf Moltke einen neuen Führertyp im preußischen Heer: den Gelehrten in Uniform. Aber als man den Typus Moltke

zu verallgemeinern für richtig hielt, verflachte und verwässerte man ihn. Wir wissen heute, daß Moltke als Feldherr und Generalstabsoffizier etwas einmaliges darstellte, die Zukunft wird wieder Blüchernaturen an die Spitze aller größeren Einheiten setzen und Generalstabsoffiziere als Stabschefs daneben.

Das Zeitalter der Überschätzung der Bildung stellte ein Feldherrnideal auf, in dem das Kämpferische sehr wenig betont wurde. Das Theoretische, das Gebildete wurde in den Vordergrund gestellt. Die Form wurde Hauptsache, sie wurde zur verknöcherten Schale.

Es war daher für die Armee schwer, sich den neuen taktischen Anforderungen des Weltkrieges anzupassen, weil man diese alten Friedensformen zu einem unantastbaren Heiligtum gemacht hatte.

Der Versuch, ein Genie wie Moltke, eine so große, in sich abgeschlossene und einmalige Persönlichkeit, in der Soldat, Gelehrter, Staatsmann und Kämpfer vereint waren, zum Vorbild für irgendeinen Leutnant, irgendeinen pommerschen Unteroffizier oder märkischen Grenadier zu machen, mußte sich als falsch erweisen.

Die kleinen „Moltkes“ mußten sich als allzu klein erweisen. Man hätte aus den subalternen Führern wie Geführten vor allem Kämpfer, nicht aber in erster Linie Löser taktischer Aufgaben, also Theoretiker, machen müssen.

Man machte es genau so mit den Kriegsspielaufgaben und dem Felddienst, und so schuf man Bilder, bei denen systematisch *das* ausgeschaltet wurde, was im Kriege, jede Phantasie verspottend, immer wieder den Führer wie den Soldaten vor blitzschnelle Entschlüsse stellt, *der Zufall*, das *nicht* Vorauszusehende.

Man glaubte, den Zufall durch „Einwürfe“ ersetzen zu können, durch Überraschungen, die man künstlich schuf, aber diese Einwürfe, die anerkennenswerter Weise von der heutigen Reichswehr in neuzeitlichem Sinne angewendet werden, bezogen sich ausschließlich auf Gefechtshandlungen.

Man schuf „Patentlösungen“ und konstruierte „knifflige“ Aufgaben.

Man glaubte, einen Leutnant militärisch vorbilden zu können, wenn man ihm Aufgaben stellte, die für einen Divisionskommandeur bestimmt waren, also für eine Dienststelle, die der junge Offizier wahrscheinlich niemals, bestimmt aber erst 30 Jahre später erreichen wird.

Man machte aus jedem Gefreiten einen Strategen, gab ihm Aufgaben wie einem Hauptmann.

Man vergaß Napoleons Wort „On s'engage et puis on voit“: Man läßt sich mit dem Feinde ein — und dann sieht man zu (nämlich: was daraus wird und — was daraus zu machen ist).

Das ist die Überwindung des nicht Vorgesehenen, des nicht Vorsehbaren.

Unsere Vorstellung von kriegerischen Ereignissen wurde zu einer mathematischen Angelegenheit.

Jede kleine Felddienstaufgabe unterlag diesem Zopf. Man stellte die Uhren, damit ja keine Patrouille vorzeitig auf den Feind stieß. Man gab eine allgemeine und eine besondere Kriegslage und berechnete sorgfältig den Ort des kriegerischen Zusammenstoßes. Man übertrug den Exerzierplatz ins Gelände.

Ich habe in den Jahrzehnten meiner Dienstzeit niemals ein Waldgefecht, niemals ein Gefecht um eine Ortschaft bzw. in einer Ortschaft erlebt*). Ich habe nur *einmal* einen Manövertag erlebt, wo es nicht zum Gefecht kam, und weil es nicht zum Gefecht kam, war es der interessanteste Manövertag, den ich je erlebte. Sonst war an jedem Gefechtstag das gleiche Bild: Vormarsch, Aufmarsch, Gefecht, Verfolgung (oder Rückzug), Abmarsch.

Nur der alte, große Grenzgeneral, der Graf von Häseler, der schon 1864 mitgemacht hatte, warf alles an künstlichen Vorberechnungen übereinander, ließ alle Entschlüsse gelten und besaß die Kunst, alle diese spielerischen, papiernen Künsteleien umzuwerfen. Ab und zu machte es ihm sein Nachfolger, Generaloberst von Prittwitz, nach.

Man fing nie mit dem Gefecht an, man suchte nach „geeignetem“ Gelände (als ob der Krieg nach der Eignung des Kampfplatzes fragte!) und erlebte dann z. B. (Schlacht von Charleroi, 22. 8. 14), daß ein Feldartillerie-Brigadekommandeur krampfhaft nach einem Platz für seine Brigade sucht, weil — er seit Beginn seiner Dienstzeit gewohnt war, daß der veranlagende Generalstabsoffizier im Manöver „bilde“ schon den Platz für eine Brigade „ausgesucht“ hatte.

Noch im Felde erlebte ich einen Bataillonskommandeur, der in der Ruhe hinter der Front jedesmal eine stundenlange, höchst langweilige Offiziersbesprechung über die am nächsten Tage abzuhaltende Bataillonsfelddienstübung abhielt. Statt, wie andere es machten, ohne viel Vorbereitung die Truppe ins Gelände hineinzuwerfen, ihren Führern freie Hand zu lassen und dem Gelände und der Tatkraft der Unterführer zu überlassen, welche Gefechtslagen ein Eingreifen der Leitung notwendig machen würden.

Der Krieg brach mit all der grauen Theorie. Ich habe im Winter 1915/16 im Westen einen erfolgreichen Sturm auf eine Stellung mit

*) Hans v. Angeln schreibt in seinem Buche „Moderne Soldatenerziehung“ (1913), es gibt wie ich schätze, außer Akademikern vielleicht 100 Subalternoffiziere in der gesamten Armee, die jemals eine Ortschaft oder auch nur ein Gehöft selbständig verteidigt haben.

der Anwendung einer Kolonnentaktik gemacht, die mir 2 Jahre vorher bei einer Besichtigung den Kragen gekostet hätte. Der Angriff kostete dem Bataillon nur 2 Mann; hätte ich ihn nach dem Reglement in aufgelöster Ordnung gemacht, er wäre ganz gewiß mißglückt.

Das starre Festhalten an den alten Formen hat uns in den ersten beiden Kriegsjahren unersetzliche Ströme deutschen Blutes und vor allem wertvollstes Führermaterial gekostet. Die Militärs klammerten sich an ihre Reglements, nannten es „altpreußisch", ein wertloses Grabenstück zu halten, und hielten es für richtig, jedem Unterführer dazwischen zu reden. Aufgaben, die im Frieden der verantwortlichen Regelung durch den Unterführer überlassen wurden, wurden im Felde von höheren Vorgesetzten vom grünen Tisch aus befohlen.

Ich hatte einmal an der Somme eine sehr heftige Meinungsverschiedenheit mit meinem ganz ausgezeichneten Divisionsgeneral, der durchaus an einer bestimmten Stelle einer kreidigen Ufersteilwand ein Maschinengewehr eingebaut haben wollte. Es war nicht möglich, und der hohe Herr wollte die Unmöglichkeit nicht begreifen. — Man konnte dort wie gewöhnlich nur nachts schachten. Die Humusdecke war braune Erde, der Untergrund weißer Kreidestein. Ein Abtransportieren des ausgeschachteten Bodens war unmöglich, er mußte aus dem Graben herausgeworfen werden. Jeden Morgen stellte die feindliche Artillerie fest, daß in der Nacht an dieser Stelle geschachtet wurde, und zerstörte durch heftiges Feuer die Arbeiten der vergangenen Nacht. Schließlich kam der Divisionskommandeur selbst hin, natürlich zu einer Zeit, als der Gegner nicht schoß. Es gab eine heftige Auseinandersetzung. Aber schließlich hat mir der Divisionskommandeur die Aufstellung des Maschinengewehrs überlassen. Ich habe dann eine andere Stelle, die ebenso wirksam war, ausgesucht, wo die feindliche Artillerie unsere Schachtarbeiten nicht feststellen konnte.

Wieviel unnötige Reibungen entstanden durch die papiernen Verordnungen der Militärs!

Wozu stellte man im Frieden täglich Aufgaben, die weit über den Rahmen der Dienststellung hinausgingen, wenn man dann im Kriege sich um jede Kleinigkeit kümmerte und jede Selbständigkeit unterdrückte?

Was war aus dem Geiste Preußens geworden, dem Geiste der Freiheit, der Verantwortung, des Kampfes, wie ihn Prinz Friedrich Karl noch 1860 preist! —

Man vergaß, daß es einer Maschine nicht gut tun kann, wenn man etwas dazwischensteckt, da dann Reibungen entstehen. Wer an der Maschine steht, soll vor allem die Ölkanne nicht vergessen.

Typisch war für manche Militärs die Übernahme überlebten Friedensballastes. Man nannte es z. B. militärisch, wenn ein Bataillonskommandeur, wenn er die Stellung begehen wollte, folgenden „Befehl" ausgab:

Bataillonsbefehl.

Ich werde mit meinem Adjutanten morgen früh 5,30 Uhr die Stellung von Abschnitt A. 1 aus besichtigen. Meldegänger X und Y als Mantelträger melden sich 5,25 Uhr an meinem Unterstand. Die Kompagnieführer erwarten mich um 6,00 Uhr am rechten Flügel ihrer Kompagnieabschnitte, die Zugführer auf dem rechten Flügel ihrer Züge. Sämtliche MG.-Führer sind auf ihrem Posten. Ich erwarte, daß tadellose Sauberkeit im Graben herrscht, die Laufroste gefegt sind und keine Zigarettenstummel herumliegen. — Die Kompagnieführer überreichen mir einen schriftlichen Nachweis über die Zahl der Nahkampfmittel.

gez. P.
Major u. Batls.-Kdr.

Derartige Befehle und Besichtigungen sind blühender Blödsinn, einem Militär-Gehirn entsprossen.

Ein Soldat dagegen als Kampftruppen-Kommandeur sagt zu seinem Burschen statt dessen: „Wecken Sie mich um 4 Uhr!" Um 5 Uhr geht er dann zu seinen Meldegängern und fragt: „Wer ist denn von euch am frischesten, ich will nach vorn gehen." Den Adjutanten läßt er schlafen, sofern dies nötig ist (und das war meistens nötig), und dann geht er in die Stellung.

Im Graben beim ersten Posten steigt er neben ihn auf den Auftritt oder kriecht zu ihm ins Horchloch oder in die Sappe oder in den Trichter, und da hört er, was er hören will. Wenn der Gruppenführer kommt und den Kompagnieführer wecken will, stellt er fest, ob es nötig ist, sonst läßt er ihn schlafen. Er kriecht in die Unterstände, die Trichter, die Sappen — still, leise, sieht alles, spricht mit den Leuten, tröstet, ermuntert, tadelt, wo es nötig ist, lobt, wo es möglich ist, läßt sich nie orientieren, sondern orientiert sich selbst; nimmt es nicht übel, wenn ein Posten, ihn verkennend, fragt: „Hast du Zigaretten?" — kurz: stört nicht und geht dann wieder heimwärts.

Und doch geht es dann wie ein Lauffeuer durch den Graben: „Der ‚Alte' war da!" —

Und wenige Stunden später bekommen die Kompagnieführer Befehl, was alles zu machen ist, was geändert, gebessert werden soll, — wenn er nicht bald darauf nochmals hinausgeht in die vorderste Stellung, weil er weiß, daß seine Augen überall sein müssen, und weil seine Leute niemals wissen dürfen, ob er da ist oder ob er nicht da ist.

Schlieffen hatte dem Papier den Kampf angesagt. Er leitete gleichzeitig 3 Kriegsspiele auf der großen Generalstabsreise, ohne ein Stück Papier zu benützen, und verlangte von seinen Vertrauten die genauesten Berichte über Auslandsreisen, verbot aber jede schriftliche Aufzeichnung.

Der Krieg, der den Soldaten vor unvorhergesehene Lagen stellt, die er beherrschen muß, weil er immer bereit sein muß, er ist kein Schachspiel.

Geistig und körperlich jederzeit sprung- und kampfbereit sein, sich jeder Lage behende anpassen, immer nur das Ziel sehen und die Möglichkeiten zum Erfolge abwägen, jene „besonnene Verwegenheit" haben, das ist Vorbedingung, wenn man — gleichviel ob im Frieden oder Kriege — Soldat sein will.

Wir haben im Frieden taktische und strategische Aufgaben gelöst, haben Munitions- und Verpflegungsnachschub, Ruhe, Vormarsch, Aufmarsch, Angriffs-, Verteidigungs- und Rückzugsbefehle geben gelernt. Solange es auf diese Dinge ankam, versagte die Vorbereitung des Friedens für den Krieg nie.

Wir sind an *Aufgaben* gescheitert, die *außerhalb des Kriegsspiels* lagen. Sie sollen nur angedeutet werden, weil sie Aufgaben der Zukunft sind und nicht Vergangenheit.

Diese Dinge liegen außerhalb des Mathematischen und Militärischen, sie liegen im Menschlichen und Soldatischen. Sie liegen im Schöpferischen, Organisatorischen und im Politischen.

Neben der Feldherrnkunst, Truppen zu führen und zu bewegen, fordern wir die Gabe, Situationen und Menschen zu meistern, frei von jedem Schematismus über Dingen und Menschen zu stehen.

Mit diesen Aufgaben müssen sich energisch nunmehr die beschäftigen, die in Deutschland Waffen tragen; denn sie liegen bereits im Aufgaben- und Arbeitskreis derer, bei denen die Zukunft Deutschlands liegt, die Waffen tragen in ihren Hirnen und Herzen, aber noch nicht in ihren Händen, die deshalb heute schon mächtig sind im Geiste.

Diese Aufgaben liegen dort, wo die Gelenke, die Bruchpunkte und damit die Reibungsflächen liegen, dort, wo die Befehle nicht ausgeführt werden wollen oder nicht ausgeführt werden können, wo ein Unmöglich sich steil aufrichtet, wo man aber doch den Weg zum Möglich findet, *wo die Verbindung ist zwischen Führer und Geführtem*, zwischen der vorderen und der rückwärtigen Linie, zwischen Kriegführung und Politik, zwischen Kriegszustand und Friedenszustand, Militärverwaltung und Zivilverwaltung.

Diese Dinge stehen noch in keinem Lehrbuch der Taktik und Strategie, sind noch nicht Lehrfächer von Kriegsakademien. Kein Katheder-

militär dozierte über ihre Formen und ließ sie in Formeln erstarren, schablonisierte sie zu einem Schema.

Für eine Nation, die um ihr *Leben* kämpft, kommen nicht „Militärs" in Frage, die wohlbezahlt und ausgerüstet in Kasernen leben, die belehrt und besichtigt und geprüft werden auf alle Eignungen für den höchst offiziell verkündeten Krieg.

Sondern die gesamte Nation muß von dem Gedanken erfaßt sein, daß es noch immer in Europa Politiker gibt, die unsere Vernichtung wollen, daß ein Kampf nicht mehr das Florettspiel der Kabinettskriege, sondern ein Kampf auf Leben und Sterben sein müßte.

Dazu brauchen wir nicht nur Hirne, sondern Herzen. Nicht Lehrer, sondern Vormacher und Wegweiser und Führer. Wir sprechen mit Hannibal, als er sich anschickte die Alpen zu überwinden:

„Ich werde einen Weg finden — oder einen machen!"

Wir wissen das Ziel.

Wir wissen es seit dem Kriege, wir empfingen die Lehre vom Kriegsgeschehen selbst, von soldatischen Anforderungen und Aufgaben, die die Militärs des Friedens uns in keinem Kriegsspiel hatten geben können.

Und wir werden die Aufgaben lösen.

Weil wir nicht nur die Lehren der Vergangenheit kennen, sondern weil wir den Glauben an die Zukunft haben.

Und wo ein Wille ist — da ist ein Weg.

8. Offizierkorps und Politik.

„Weil der Krieg nur die gewaltsame Form der Politik ist, so entscheidet in ihm niemals das Technische allein, sondern vor allem die Politik, die ihn leitet."

Heinrich v. Treitschke.

Das deutsche Offizierkorps war unpolitisch; das ist einer der tiefsten Gründe, weswegen wir die Schlachten gewannen, aber den Krieg verloren.

Einen Krieg gegen die ganze Welt, welche unsere Überlegenheit fürchtete.

Einen Krieg, von den Gegnern entfesselt, die unseren wirtschaftlichen Aufstieg uns neideten. Einen Krieg, der ermöglicht wurde, weil hinter den Kräften des wirtschaftlichen Aufschwunges eine laute, aber schwächliche Weltpolitik stand, einen Krieg, geführt von einem Volke, das noch keine Nation war.

Einen Krieg, der von einem unpolitischen Volk und einem unpolitischen Offizierkorps geführt wurde.

Das deutsche Offizierkorps faßte wohl, wie Clausewitz gelehrt hatte, den Krieg auf als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

Aber ihm galt Politik selbst als etwas Verabscheuungswürdiges.

Die Offiziere sahen in der Politik nur Parteipolitik.

Sie begriffen nicht, daß diese Parteipolitik Klassenpolitik war.

Sie sahen nicht ein, daß sie selbst zu einer Klasse gehörten — in den Augen des Volkes — und damit zu einer Partei: Nämlich zur Konservativen Partei. Und daß sie damit in den Kampf der Parteien hineingeraten waren. Nicht aktiv, sondern passiv. Die konservative Einstellung in der wilhelminischen Zeit war nicht eine Angelegenheit politischer Überzeugung, sondern eine Vorbedingung, um der sogenannten guten Gesellschaft anzugehören.

Die Spitze dieser sogenannten guten Gesellschaft war der Kaiserliche Hof. Der Kaiser war in seiner Person die Spitze des Staates und des Heeres, aber auch der „Gesellschaft".

Das Offizierkorps verwechselte M o n a r c h i e mit D y n a s t i e.

Mit der gleichfalls gar nicht politisch geschulten „guten Gesellschaft" war es sich über das Wesen der Monarchie durchaus nicht klar.

Es nahm den Zustand, daß Beamtenschaft und Militärs „konservativ" sein m u ß t e n, als etwas Gegebenes an. „Konservativ" eingestellt zu sein, war eine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit, nicht eine Sache politischer Anschauung oder Überzeugung.

Man versteifte sich in dieser Gewohnheit. Der Optimismus dieser Zeit schaltete jede Kritik aus. In der Zeit eines fabelhaften wirtschaftlichen Aufschwungs, eines dauernd wachsenden Wohlstandes glaubten viele, daß der Kriegsherr als kaiserlicher Staatsmann mit seinem Kanzler die kühne, aber irrige Prophezeiung wahr machen würde: „Brandenburger, ich werde euch herrlichen Zeiten entgegenführen!"

Fast alles, was im alten Deutschland Namen, Rang und Stand hatte, was den Staat zusammenhielt, war konservativ, seltener nationalliberal und jedenfalls monarchisch aus Gewöhnung. Dies erschien selbstverständlich und zweckmäßig aus einer völlig selbstsüchtigen Lebensklugheit, sowohl gesellschaftlich wie geschäftlich.

Unter diesen Konservativen gab es eine große Anzahl überzeugter königstreuer Monarchisten. Aber ihre monarchistische Einstellung bezog sich nicht so sehr auf eine zwar ehrenwerte aber blinde Treue zum Herrscherhause. (Die z. B. bei der Welfenpartei zu einem wütenden Preußenhaß führte.) Der Reichsgedanke wurde aber auch von sächsischen und süddeutschen Konservativen vielfach gegenüber dem legitimistischen zurückgestellt. Unter den ehemaligen Offizieren der alten Armee haben wir noch eine sehr starke reaktionäre Strömung, die über Reich und Volk der Idee nachhängt: „Der Kaiser muß wiederkommen."

Es gibt wohl keinen besseren Beweis für den Mangel an politischem Verständnis dieser ehemaligen Offiziere, als daß sie sich noch heute außerhalb der Geschehnisse stellen.

Beschäftigte sich das deutsche Offizierkorps schon reichlich wenig mit dem Studium der Feindstaaten*), so vernachlässigte es allzusehr die politischen Strömungen im Innern des Volkes, über welches seit der Reichsgründung der konservative Mensch mehr und mehr die Macht verlor, weil er zu den sich neu im Volke entwickelnden Schichten der Industriearbeiterschaft in kein inneres Verhältnis kommen konnte.

Aber noch hatte die Monarchie die Macht, die sich auf die Gewalt der Waffen stützte. Alles, was die Militärs an Vorschriften gegen einen Umsturz aufbrachten, war die Vorschrift über das Verhalten bei Unruhen. Auch diese Vorschrift war eine Geheimvorschrift, nur den Stäben zugänglich.

Das Offizierkorps fühlte sich selbst trotz aller meist unberechtigten Angriffe als einen Teil des Volkes, der nicht wegzudenken war. Es hätte nach einem siegreichen Kriege unter einem zielsicheren und starken Herrscher den Grundstock bilden können zu einer Nation. Die Reichswehr, welche die Entwickelung der politischen Dinge Gewehr bei Fuß mit angesehen hat, wird nunmehr ein Glied des totalen Staates und ein politisches Heer mit einer der Staatsregierung gleichgerichteten Weltanschauung werden müssen.

Aber es ist nicht Aufgabe der Wehrmacht, Politik zu treiben, so sehr sie sich auch mit Politik beschäftigen muß.

Es ist gewiß, daß sich ein neues Deutschland nach der Niederlage nur auf dem Gedanken der Wehrhaftigkeit, des Opfermutes und der Disziplin aus einer — die Gesellschaft, die Klassen und Parteien zerschlagenden Volksgemeinschaft zu einer Nation entwickeln kann. Dies politische Endziel kann aber nur aus einer politischen Organisation heraus erfolgen, die so geartet ist, daß sie alle Massen umfassend, die Massen politisch aufklärt, in Zucht hält und damit nationalisiert.

Man hätte das Volk zu einer Not- und Volksgemeinschaft zusammenschweißen können, wenn man fern von jedem Optimismus auf

*) Ausgenommen selbstverständlich die dazu eingerichteten Abteilungen im Großen Generalstab — französische — russische — englische usw. Abteilung.

unsere gefährdete Lage in Europa hingewiesen hätte. Man hätte von Patriotismus zum Nationalsozialismus übergehen müssen.

Man hätte vom Kampf ausgehen müssen, der der Vater aller Dinge ist. Man hätte davon ausgehen müssen, daß es kaum etwas so Wechselvolles gibt wie die Mittel, mit denen Menschen und Völker um ihr Lebensrecht kämpfen.

Aber in diesem peinlich durchorganisierten Obrigkeitsstaate, der als ideal galt und ewig zu sein bestimmt schien, wo Reglement, Vorschrift und „Etikette" alles bis aufs kleinste regelten, kam der Gedanke nicht auf, daß einmal Mächte des Umsturzes auch im Innern mit Gewaltmitteln nach der Macht streben würden. Die Ansicht, daß man mit ein paar Grenadieren den Reichstag auseinander sprengen könne, war Allgemeingut. Aber es kam umgekehrt. Ein paar rote Meuterer zerschlugen die Fürstenthrone und spannten den ganzen konservativen Beamten- und Offiziersapparat vor ihren Karren.

Hauptmann von Köpenick im Großen.

Das Studium der Kriegsgeschichte ging von rein militärischen Interessen aus. Die Geschichte lehrt aber schon den Tertianer, daß alle großen Feldherren auch große Staatsmänner gewesen sind. Auch Moltke ist gar nicht nur der militärische Gelehrte gewesen, zu dem man ihn gern macht, sondern er war ein Soldat mit großer staatsmännischer Begabung.

Goltz Pascha und Tirpitz waren Einzelerscheinungen und Spezialisten. Aber sie waren doch Soldaten und Politiker. Der großen Schöpfung der deutschen Flotte, wohl das gelungenste Werk Wilhelms II. und seines Großadmirals, fehlte der Gegenpol, das der Flotte entsprechende Landheer.

Kein General, kein Kriegsminister fand den Mut und die Kraft, dem Kaiser und dem Reichstag in kalter Rücksichtslosigkeit die Wahrheit zu sagen und zu erklären: „Wenn wir nicht zu Lande stärker sind, wenn nicht (wie es bestenfalls geschah) ein Mindestmaß, sondern ein Höchstmaß der Heeresvermehrung bewilligt wird, dann gehen wir zugrunde — und wenn die Regierung das nicht einsieht, dann lehne ich die Verantwortung ab und reiche meinen Abschied ein.

Konnte ein Kriegsminister wie Heeringen sich durchsetzen? Ein Kriegsminister, der sich vor jungen Leutnants vom Kaiser anfahren ließ, weil er dem Kaiser eine besonders praktische Felduniform empfahl?

Der Einfluß eines anderen soldatisch wie staatsmännisch bedeutenden Generals, Goltz Pascha, führte, da wiederum kein Gegenpol vorhanden war, zu einer Überschätzung der Türkei und des Orients.

Aber wie sollte man Politiker erziehen, wenn man so geflissentlich die Führer des Volkes in Waffen von der Politik fernhielt? — Der Kommandierende General des XVIII. Armeekorps, von Eichhorn, wurde vom Kriegsministerium heftig getadelt*), weil er kurz vor dem Kriege einen Erlaß herausgab, der die Soldaten über den Marxismus belehren sollte.

Das Neupreußentum lächelte über den Gedanken, daß es einmal einen Kriegsminister — wie in Frankreich — geben könne, der Zivilist sei**).

Im neupreußischen Sinne mußte es eben ein Militär sein; es hätte aber eine Soldatennatur sein müssen. Tatsächlich war das Kriegsministerium in erster Linie ein Heeresverwaltungsapparat mit zwei Anhängseln, der politischen Abteilung und dem eigentlich so gar nicht dazugehörenden Militärkabinett. Dazu gesellte sich als Übelstand, daß zwischen den Dienststellen des Großen Generalstabes und des Kriegsministeriums vielfach Spannungen bestanden. Sie entstanden stets von neuem dadurch, daß der Große Generalstab ausreichende Rüstungen verlangte, die dann der Kriegsminister vor dem Reichstag nicht genügend vertrat.

Erst kurz vor dem Kriege entschlossen sich Kriegsministerien und Reichstag zu Heeresvermehrungen.

Aber trotzdem glaubte weder das Volk noch der bei weitem größte Teil der alten Armee an den Ausbruch eines Krieges.

Die Folgen dieses Krieges hat aber im In- und Ausland kein menschliches Gehirn vorausgeahnt.

Wir wußten ja Bescheid — aber der weitaus größte Teil der übrigen Armee ahnte nichts von dem, was sich dort unten vorbereitete. Die Grenzsoldaten wußten, daß die französischen Offiziere sich andauernd in Elsaß-Lothringen herumtrieben, um Spionage zu treiben, aber eine gleich starke Gegenspionage wurde nicht getrieben.

Die Militärs waren der Ansicht, daß man einen Krieg nur auf dem Kasernenhof mit Drill, Griffen und langsamem Schritt, Exerzieren und Schießen vorbereiten könne.

Für diesen Krieg bereit zu sein, dafür gab es nach Ansicht der Militärs nur die intensivste Ausbildung von Offizier, Mann und Waffe

*) Vergl. Demeter: „Das deutsche Offizierkorps in seinen historischen und soziologischen Grundlagen." Reimar Hobbing, Berlin.

**) Durch die ganze Regierungszeit Wilhelms II. geht das Bestreben der Vertrauten um den Kaiser, die Macht des Militärkabinetts zu stärken. So riet Graf Waldersee dem Kaiser Wilhelm II. 1888, den Kriegsminister von Bronsart durch den General Verdy du Vernois zu ersetzen: „Dieser werde einem Versuche, die Machtvollkommenheit des Kriegsministers zu schmälern keinen Widerstand entgegensetzen."

und die durchdachteste Organisation. Mag der Wirtschafts- und Materialkrieg nicht so leicht vorauszuahnen gewesen sein, es gab viele sehr kriegsnotwendige Dinge, die als nebensächlich erachtet wurden, wie z. B. die Kenntnis der Sprachen der Feindmächte.

Freilich, auf Kriegsakademien wurde Russisch und Französisch als Lehrfach gegeben, billig zu erwerbende Zweisprachigkeit wurde in den Grenzgarnisonen aber weder betrieben noch verlangt. Im Gegenteil: es wurde törichterweise als Konzession an Anderssprachige aufgefaßt. Alles, was nicht in den Reglements stand, was nicht „besichtigt“ werden konnte, was außerhalb des rein Militärischen lag, gehörte nicht zu dem Wissen, das vom Offizier verlangt wurde. War aber nicht der Offizier und das Heer ein ganz besonderes Organ des Staates? Stand und fiel nicht dieser Staat mit den Bajonetten?

War Kriegsgeschichte nur Strategie und Taktik? Sind nicht die Formen des Krieges ewig wechselnd? — War nicht Yorks Tat ebenso eine politische Tat wie Blüchers Rheinübergang bei Kaub?!*) —

Ich erinnere mich eines Kriegsspiels, in dem eine Beurteilung der Lage vom Divisionskommandeur gefordert wurde. Die Lage war die, daß eine feindliche Kavalleriedivision gegen die Saar vorstoßen sollte. Zur Beurteilung stand, an welcher Stelle sie über die Saar gehen werde. Nach Erwägung aller taktischen und strategischen Punkte erklärte einer der bearbeitenden Offiziere, alle diese Punkte kämen nicht in Betracht, sondern der einzig maßgebende sei die politische Betrachtung, Saarbrücken müsse man nehmen, die Hauptstadt der Saar und des Kohlengebietes, eine Stadt mit ungeheuren Hilfsquellen und Vorräten und moralisch ein ungeheurer Wert in der Hand des Eroberers. — Der unpolitische Divisionskommandeur meinte aber, das sei eine Frage, die den Soldaten nichts anginge. Das war das Urteil des Militärs, nicht die Lösung des Soldaten.

Konnte man sich wundern, daß diese unpolitischen Generale politisch Fehler über Fehler begingen?

Nirgends war ein Politiker, nachdem Tirpitz gegangen war. Selbst ein so großer Feldherr wie Ludendorff hatte eine unzureichende politische Schulung.

Die Ostpolitik der O.H.L. im Kriege weist erhebliche Fehler auf.

Ein Heer, das vor Saloniki stehen blieb, weil Wilhelm II. das

*) Treitschke schreibt über Blücher (Politik 2. Bd. S. 365): „Blücher war ein politisches Genie, man erstaunt auch immer von neuem darüber. Wie klassisch ist sein Verhalten bei Beginn des Krieges 1815. „Wir werden rasch zu Ende kommen“, schrieb er damals, „die Franzosen habe ich vor mich, den Ruhm hinter mich, bald wird es knallen; denn der Bonaparte hat ja gar nichts.“ — Damals sah es niemand als Blücher.“

Griechenland seiner Schwester schonen wollte, statt von dort aus Englands Indienweg und Italiens Ernährung zu stören, das überall — bis in die Verwaltung Belgiens hinein — politische Ungeschicklichkeiten sich leistete, ging schließlich an Etappen- und Heimatmilitärs zugrunde, wehrlos gegen das marxistische Gift, das man überheblich in den Friedensjahren hatte totschweigen und totverachten wollen. Die unpolitische Oberste Heeresleitung versagte vollkommen als die Aufgabe zu lösen war: „Wie schütze ich Heer und Staat vor dem inneren Zusammenbruch.“

Clémenceau, der im Walde von Compiègne in Zivil, aber mit dem Stahlhelm auf dem Kopf, fast von preußischen Ulanen gefangengenommen wurde, hat 1917 26 Generale eingesperrt, hat Dutzende von Franzosen in Vincennes erschießen lassen, die zu Gunsten Deutschlands Spionage und Landesverrat getrieben haben sollen; er sperrte jeden Defaitisten ein, brachte seine politischen Gegner Caillaux und Malvy ins Gefängnis, ließ 1917 meuternde Russen mit Kanonen und Maschinengewehren in La Courtine zusammenschießen, ließ fast jeden Sonntag Triumphzüge mit deutschen Gefangenen durch das Land spazieren fahren, knebelte die Presse, trieb, hetzte und geißelte mit Skorpionen. Mit Peitsche und Zuckerbrot hielt er das seelisch zusammenbrechende französische Volk hoch. Für ihn gab es nur ein Ziel: den Sieg! Und alle Mittel waren ihm recht, auch die brutalste Gewalt. —

In der alten Armee begnügte man sich damit, Offiziere und Mannschaften von jeder Parteipolitik fernzuhalten, und glaubte, durch Überwachen der Kasernen und Fernhalten marxistischer Schriften und Agitatoren ein übriges getan zu haben. Es ist zuzugeben, daß die marxistische Propaganda der Vorkriegszeit nicht annähernd so stark wie nach 1918 die Jugend erfaßte. Die Jugend trat meist politisch ungeschult in das Heer ein. Wenn aber dann ein Rekrut ausnahmsweise einmal als Sozialdemokrat überwiesen wurde, galt er oft von vornherein als ein räudiges Schaf.

Der Gedanke vollends, daß ein Offizier einmal einer politischen, vielleicht gar einer links gerichteten Versammlung etwa in Zivil beiwohnen könnte, war eine absolute Unmöglichkeit.

Und doch war das Heer die sozialste Einrichtung, die wir hatten. In keinem Berufe kamen einmal die „oberen Zehntausend“ so eng mit dem Volk zusammen. Weder in der Industrie noch selbst in der Landwirtschaft, wo noch patriarchalische Verhältnisse herrschten, berührten sich so stark alle Volksschichten. Zudem gab es aus dem Unteroffiziersstande heraus sehr zahlreiche Möglichkeiten des Aufstiegs.

Wäre der Krieg nach der Marneschlacht verloren und beendet ge-

wesen, so wäre keine Revolte gekommen*). Die Zersetzung konnte erst eintreten, als die Frontsoldaten gefallen waren. Die Organisation des Ersatzes konnte keine Rücksicht auf die politische Einstellung des Einzelnen nehmen.

Die Militärs irrten in ihrer Beurteilung der politischen Einstellung und der Psyche der Masse, und glaubten, mit einem Kaiserlichen Patent könne man Offiziere schaffen, die nur zu befehlen brauchten, um politisch verhetzte, ungediente, alte 45jährige Landsturmmänner so auszubilden, wie man früher in den zwei Dienstjahren des Drills die Zwanzigjährigen ausgebildet hatte.

Man hoffte noch mit einem Heere den Krieg gewinnen zu können für einen Staat mit Soldaten, die diesen Staat zum Teil verneinten, man glaubte, ihn gewinnen zu können mit einem Heer, das nicht mehr das alte Heer war, mit einem Volk, das nicht straff zusammengehalten wurde. Mit einem Volk, in dem selbstsüchtige Schieber und Kriegsgewinnler praßten, während die Masse und viele Idealisten hungerten, wo in der Heimat und im Heere mehr und mehr die Disziplin schwand, und einer schlappen Weichlichkeit Platz machte, wo tausend Helden draußen ihr Blut vergossen, während in der Heimat nicht einer von jenen Verbrechern, Volksverderbern und Aussaugern seine Untaten mit dem Tode büßte. — — —

Wir werden ein Heer bekommen, in dem genau wie in den ersten Tagen des Weltkrieges, alle Soldaten ohne Ausnahme als begeisterte Kämpfer für die Nation heldenhaft das Sterben bejahen und Vaterland, Nation und das neue Reich über alles setzen werden.

Wir werden dieses Heer haben: ein politisches Heer und darum ein nationales Heer, oder — wir werden untergehen!

Aber kein pazifistisches und kein internationalistisches Heer, sondern die gesamte Wehrkraft der Deutschen Nation!

Die Offiziere dieses Heeres werden politisch geschulte Führer sein, deren Geist vom Wesen des Staates und vom Wesen des Volkes erfüllt ist.

Sie werden keine Schicht sein und aus keiner Einzelschicht stammen.

Wir werden Politiker haben müssen, die Soldaten, und Soldaten, die politisch geschult sind, die wissen, daß der Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist und der Friede Anfang und Ende eines Krieges bedeutet, daß es aber grausamste Kriegführung im sogenannten Frieden gibt.

*) Die Abrechnung mit dem Marxismus und dem Judentum, also eine wirkliche Revolution wäre aber doch gekommen. Früher oder später.

Krieg und Frieden: unzertrennliche Glieder einer Kette, die man rückwärtsblickend die Geschichte, also das vieltausendjährige Leben einer Nation nennt.

Immer aber — ob Krieg oder Frieden — ewig bleibt: „Der Kampf!“

9. Garde.

Afflavit deus et dissipati sunt.

Die spanische Armada, die größte und stärkste Flotte der damaligen Welt, zog im Jahre 1588 aus zum Kampf gegen England.

Keine gegnerische Flotte schlug sie:

„Gott blies, und die Armada stob in alle Winde.“

So lautete der Spruch auf den Münzen damaliger Zeit. — —

330 Jahre später, November 1918, stand Deutschland, das Kaiserreich, im Kampf gegen die ganze Welt. Ein Gottesgnadentum, das an sehr menschlichen inneren Schwächen, an unmenschlichen Grausamkeiten der äußeren Gegner zusammenbrach. —

Wo war sie, die festeste Stütze der Monarchie, mit tausend Überlieferungen verbunden mit dem Kaiserhause der Hohenzollern?

Ein Sturm brach Jahrhunderte alte Werte um.

Wo war die granitene Säule des Heeres? Wo blieb die Garde?

Wo blieb diese tapferste, glänzendste Truppe des alten Preußens? Wo blieb es, dieses schneidige, elegante, monarchische, zu jedem Blutopfer bereite Gardeoffizierskorps? Wo blieben sie, die schlanken, blonden Gardeleutnante, die hart aufgezogenen Sprossen des preußischen Land- und Schwertadels, Helden des höfischen Parketts, Löwen der Berliner und Potsdamer Salons?

Diese pflichttreuen Exerziermeister vom Bornstedter und Tempelhofer Feld, die gleißenden, Mensch gewordenen Zierate der Berliner und Potsdamer Lustgarten-Paraden?

Wo war diese Auslese monarchischer, altpreußischer Überlieferungen, als der Hohenzollernthron, als ihr Chef, ihr Kriegsherr, und damit das Kaiserreich zusammenbrach?

Und: Wo blieben jene durchtrainierten, pflichtgetreuen Unteroffiziere der Garde, der Stamm und Grundstock unbestechlichen preußischen Beamtentums?

Wo waren die baumlangen, blonden märkischen, schlesischen, pommerschen und preußischen Grenadiere des Kaisers geblieben?

Wo war dies ganze Gardekorps, als es um Sein oder Nichtsein der Monarchie ging, in jenen Novembertagen 1918? — — —

Was damals noch unter dem Namen des Garde- und Gardereservekorps focht, in jenen grauen Schicksalstagen, zähverbissen, Schulter an Schulter mit den anderen Fronttruppen gegen die vielfach überlegene feindliche Übermacht, das war nicht mehr die alte Garde.

Die alte Garde war gefallen.

Aber es war noch der Geist der Gardesoldaten. Nicht der Geist der Gardemilitärs. Die alte Garde lag tot in den Massengräbern und verschütteten Unterständen zwischen Flandern und Hartmannsweilerkopf, zwischen Baltischem und Schwarzem Meer.

Schon im Herbst 1915, also nach einem Kriegsjahr, vor der Lorettohöhe, traf ich ein Bataillon des 4. Garderegiments. Der kleine Bataillonsadjutant mit seinem todernsten, merkwürdig energischen Kindergesicht, das das Lachen verlernt zu haben schien, war der letzte aktive Offizier des Bataillons.

Wohl kaum ein Armeekorps hat so geblutet wie das Gardekorps. Die Löwen des Parketts hatten sich auch wie Löwen auf dem Schlachtfeld geschlagen. — Es waren mit wenig Ausnahmen Soldaten.

Es war der Geist der Ahnen von Hohenfriedeberg bis Gravelotte. Wie oft hatte der Vater, ja selbst der Großvater beim gleichen Regiment gestanden. Die alles gleich machende Zeit hatte dieses Gardekorps nicht anders verwenden können wie jedes andere Armeekorps.

Als dann die Stunde schlug, wo die Monarchie eine Wache, einen Schutz brauchte, wo dies Heer einen festen monarchischen Kern brauchte, da war die Garde nicht mehr vorhanden.

Was neu geschaffen war, war ein Armeekorps wie jedes andere. —

Sinn und Zweck der Garde war im Frieden nicht erfaßt. Diese Truppe, zum Kämpfen und Paradieren, zum Prunk und zur Schlacht erzogen, war tot. Die prachtvolle deutsche Jugend, die die Toten ersetzte, glühte wohl voll kämpferischen Stolzes, die Garde zu sein, aber daß einmal die Garde Schutz der Staatsform sein müsse, war der alten Garde ebensowenig klar wie der jungen.

Der Sinn und Zweck der Garde war ja in den langen Friedensjahren aus einem soldatisch-politischen in einen militärisch-höfischen verkehrt worden.

Auch nicht der leiseste Vorwurf trifft diese prachtvolle Truppe, daß sie den Zusammenbruch nicht hindern konnte.

Militärs ließen die Garde einen falschen Weg gehen.

Eine auserlesene Leibtruppe wird sich jeder Machthaber schaffen. Sie wird, sofern sie nicht eine Paradetruppe sein soll, die Gewalt darstellen, der sich der Machthaber bedient, um die Macht zu mehren oder um die Macht zu stützen. Der Soldat Friedrich der Große hatte

nur das eine Regiment der „Garde du Corps“. Für ihn waren die besten Regimenter diejenigen, die sich am besten schlugen.

Napoleon I., der Revolutionstruppen befehligt hatte, der Konsul der Republik und Kaiser von Frankreich wurde, schuf sich s e i n e Garde. Er ist der geistige Schöpfer aller Garden, und die übrigen Mächte folgten wie in allen militärischen Dingen seinen Fußstapfen. Als er Belle-Alliance verlor, wurde auch seine Garde geschlagen. Gleichzeitig zerbrachen Thron, Macht und Kriegswerkzeug.

Was hätte Napoleon der Erste, was hätte Friedrich der Einzige an Wilhelms II. Statt im November 1918 getan?

Unmerklich war die Garde in eine falsche Richtung geglitten. Aus dem einen Bataillon Garde aus der Zeit der Befreiungskriege war im Laufe von 100 Jahren ein ganzes Armeekorps geworden. Wilhelm II. hatte das Gardekorps noch um eine Infanterie- und eine Feldartillerie-Brigade vermehrt.

Aber er schuf, um etwas ganz Höfisch-militärisches zu haben, die Leibgendarmerie, die Leibgarde der Kaiserin unter dem Befehl eines Mannes, der, vom Brigade-General zum General der Kavallerie nur in Hofstellungen vorrückend, den Titel eines „Generalkapitäns der Kaiserlichen Haustruppen“ erhielt. Das war der General von S c h o l l. Einmal als bürgerlicher Leutnant Scholl von den hessischen Dragonern im Feldzug 1870 durch eine hervorragende Patrouille bekannt geworden, wurde er Hofmann, und der Typus eines Militärs. So verkalkt war dieser Hof und diese Zeit, daß man für ihn noch eine besondere theaterhafte Uniform machen ließ mit Dreispitz und Allongeperücke, die er im Zeitalter des Autos, des Telefons, der Flugzeuge und der 42-cm-Geschütze gravitätisch trug.

Das alles war des Prunkes nicht genug. Zu der Garde kamen ja noch die Leib- und Königsregimenter, die ihren Namen nur zu höfisch-militärischen Zwecken trugen, teils aus der vorwilhelminischen Zeit stammend, teils neu gegründet. (Allein in Preußen: Leib-Kürassier-Regiment, Kürassier-Regiment Königin, Leib-Husaren-Regimenter 1 und 2, Königs-Husaren-Regiment, Königs-Ulanen-Regiment, Königs-Jäger-Regiment zu Pferde, Königs-Grenadier-Regiment 7, Leib-Grenadier-Regiment 8, Königs-Infanterie-Regiment 145 u. a. m.)

Und alle diese Regimenter, im Frieden von ihrem Chef, dem Kaiser, mit Ehren überhäuft, gingen mit der Monarchie zu Grunde, kapitulierten vor den roten Meuterern und gehorchten den Militärs, weil der Monarch die Stunde der Gefahr nicht erfaßte. Eine ungeheure Tragik liegt für die Garde darin, daß jener Prinz Max von Baden, der den Weg zur Revolution ebnete, lange Jahre als Offi-

zier des hochvornehmen Garde-Kürassier-Regiments im Berliner Hofleben eine große Rolle gespielt hatte.

Der Krieg war stärker als die Militärs. Die harten Notwendigkeiten schafften neue Gebilde.

Es waren nicht mehr Offiziere, die nach Herkunft und Mannschaften, die nach Größe, Wuchs und Aussehen ausgesucht waren.

Es waren die Sturmbataillone und Stoßtrupps der letzten Kriegszeit. Ihr Loblied sang Jünger in seinen „Stahlgewittern" und andere Berufene. Das war das Kämpferischste und Beste, was das ausgeblutete Deutschland noch zu stellen vermochte. Auslese von Mut und Kraft. Vor ihnen stand nicht der Kaiser, vor dem sie im Parademarsch Stechschritt machten, der die Richtung im Vorbeimarsch kontrollierte, vor ihnen stand der Tod, mit ihnen ging die Pflicht, und hinter ihnen, fern und bebend und doch so völlig ahnungslos, die hungernde Heimat.

Diese Sturmbataillone waren, ohne dazu ernannt zu sein, die neue Garde, das Beste, was das Heer aufbieten konnte. —

Die unpolitischen Militärs verstanden nicht, daß die größere Gefahr von Innen drohte, dort wo die so unsichere Verbindungsstelle zwischen Kriegführung und Politik war. War der Sinn der Garde höchstes kämpferisches Soldatentum *und* Schutz des Staates und seines Monarchen im Kampf gegen den äußeren Gegner, so mußte ein besonderer Schutz der Monarchie in Etappe und Heimat gegen die Umsturzbewegung organisiert werden.

Keiner hat daran gedacht. Die Einrichtung königstreuer Wachtruppen, die Ausstattung der stellvertretenden Generalkommandos mit energischen Offizieren und weitestgehenden Vollmachten fehlte.

Es gab noch genug königstreue Männer.

Es gab alte zerschossene Kämpfer, letzte Söhne, die geschont werden sollten, die Manns genug gewesen wären, mit den Meuterern fertig zu werden.

Wo tausende der Besten fielen, zögerte man, politisch organisiertes Verbrechertum anzufassen. Das Schießverbot war der Anfang zur jämmerlichen Parole „Nie wieder Krieg!".

Keine Garde stand da, um Thron und Altar, um die Monarchie zu schützen. Sie war tot, und keine neue war geschaffen.

Ewige Eunuchen prägten das Schlagwort: „Wir können nicht!"

Der Waffenstillstand kam, noch einmal tat die Garde ihre Pflicht. Aus sich heraus. Die Garde-Kavallerie-Schützen-Division wehrte Ärgstes ab. Was übrig blieb an deutscher mannhafter Jugend, focht, (in ihrer Tätigkeit allerdings behindert) im Baltikum, kämpfte an Rhein und Ruhr, stürmte als revolutionäre Freischaren den Annaberg.

Man hörte nichts davon, daß diese vorbildlichen Sturm- und Stoßtruppen von der Reichswehr übernommen worden sind.

Eine neue Zeit trat auf, in schweren Geburtswehen erstand die Nation. In Not und Armut mißachtet das Volk den Prunk. Im Kampf um Deutschlands Dasein werden nur noch Kämpfer von Wert sein.

Die neue Garde Deutschlands ist die gesamte deutsche Jugend. Sie ist die Garde, die Hüterin deutscher Art und damit der Schutz der deutschen Nation vor Verfall und vor Überfall.

Ihr Dienst ist der Dienst am deutschen Volk, der Dienst am deutschen Boden und damit am deutschen Raum.

Deutsche Art: das ist die deutsche Erde und die deutsche Arbeit: ist Ehrenarbeit am deutschen Boden und an allem, was auf diesem deutschen Raume wächst, an Menschen und Tieren, an Strauch, Baum und Feldfrucht.

Die Pflicht zur Arbeit nach innen und zur Wehr nach außen, als Ehrenpflicht an der Nation schuf *die neue Garde des Dritten Reichs*.

10. Traditionen und Dekorationen.

Wir leben, um zu hinterlassen.
Moeller van den Bruck.

Mit keinem Wort ist soviel Mißbrauch getrieben worden wie mit dem Ausdruck „Tradition der Armee".

Er ist zum Schlagwort geworden und wartet nun darauf, von uns totgeschlagen und durch das deutsche „Überlieferung preußischen Soldatengeistes" ersetzt zu werden.

Aber es ist noch da, dieses gallische Fremdwort, wie so viele andere.

Die Militärs hatten sich seiner bemächtigt. Es war die große Mode der Vorkriegszeit.

Als Krieg war und die Militärs nichts zu sagen hatten, hörte man nichts von diesem Wort. Aus den Kriegsbriefen gefallener Studenten entnehme ich eine Stelle, die besagt, „Traditionen sind etwas Schönes, schöner ist, Tradition zu schaffen."

Im Frieden befahl man die „Tradition", so wie man den „Patriotismus" befahl.

Aber wir „konservierten" nicht immer den Geist soldatischer Überlieferung.

Wir vergaßen, daß Überlieferung nichts Vergangenes, nichts Entschwundenes bedeutet, nicht etwas Äußerliches, das wir „konservieren" müssen, sondern einen Geist, dem wir treu bleiben müssen.

In diesem selbstsüchtigen Zeitalter, in dem „Pracht“ vor „Macht“ gesetzt wurde, klammerten wir uns an Uniformen, an Abzeichen, an Säbelgriffe mit Geier-, Panther- und Adlerköpfen, um schließlich als Wichtigstes das Monogramm auf dem Achselstück zu finden.

Wir holten Namen aus der Geschichte heraus, um damit Regimenter zu bezeichnen. Viele dieser Namen kannte das Volk kaum.

So wenig nahmen wir auf den Geist der Überlieferung Rücksicht, daß z. B. keines der beiden Regimenter, die den Todesritt bei Mars-la-Tour (16. 8. 1870) ritten, den Namen des damaligen Führers, des Generals von Bredow, erhielt. Einem dieser Regimenter, Kürassier-Regiment Nr. 7, gab der Kaiser den Namen des Generals von Seydlitz. Aber das Volk nannte trotzdem dies Regiment nach dem größten Staatsmann des 19. Jahrhunderts die „Bismarck-Kürassiere“.

Das, was einst durch soldatische Tugend erkämpfte Auszeichnung gewesen war, eine königliche Auszeichnung und Anerkennung, nicht die Auszeichnung eines einzelnen Mannes, sondern eines ganzen Truppenteils (in der äußeren Gestalt von Armbinden, Namenszügen, Helmbändern, Namensschildern usw.), das wurde unter Kaiser Wilhelm II. im Frieden, aber nicht im Kriege „verliehen“.

Und doch war Preußen einst auf dem Geist des Tabakkollegiums, der eisernen, rauhen Manneszucht eines Friedrich Wilhelms I., eines Alten Dessauers und den daraus möglichen friderizianischen Siegen aufgebaut worden und nicht auf Äußerlichkeiten.

Was ewig bleiben und überliefert werden muß, ist das Soldatentum, der Geist, der hinter Stirnen pommerscher Grenadiere als ewige Mannes- und Soldatentugend saß.

Aber es gibt Überliefertes, mit dem aufgeräumt werden muß.

Noch sind zuviel Bezeichnungen für Truppenverbände und deren Führer französischen Ursprungs.

Wir können nicht die Fülle kaiserlicher Gnadenbeweise verstehen, die sich darin gefiel, eine „Tradition“ zu schaffen, als ob man etwas Geistiges durch einen Befehl einpflanzen könne.

So fruchtbar die wilhelminische Zeit im Frieden in dieser Hinsicht gewesen war, so unfruchtbar war sie im Kriege, als eine Fülle neuen Ruhms aus dem alten Preußengeist aufstieg.

In einer Zeit, wo deutsche Männer am Kemmel, am Hartmannsweilerkopf, am Isonzo stürmten, an der Somme, vor Verdun, in Flandern und in Polen bluteten, gab man kaum einem Truppenteil auch nur ein armseliges Bändchen als Erinnerung mit jenem Namen.

Es erscheint wenig verständlich, daß man im Frieden so viele äußerliche Abzeichen verlieh, denn wir müssen es gestehen, er *hat* uns geschadet, dieser Kult äußerer „Tradition“.

Diese Äußerlichkeiten, die so offen zur Schau getragen wurden, dieser blendende Schein überstrahlte allzu grell das Leben der Pflicht, des harten Dienstes und der Entsagung, das im — größten — Teile des Heeres geführt wurde.

Das Schlagwort des Militarismus entstand wie jede halbe Wahrheit, als eine gefährliche Lüge. Die Volksverderber sahen, daß sie an dieser Stelle dem verhaßten Wehrgedanken zu Leibe und ans Leben gehen konnten.

Zersetzende Satire war dem jüdischen Marxismus ein angeborenes und ererbtes Kampfmittel.

Der Simplizissimus mit seinen Offizierskarikaturen, den man in Pariser Zeitungskiosken ebensogut kaufen konnte wie das Weltblatt des internationalen Judentums, das Berliner Tageblatt, schürte den Mut unserer inneren und äußeren Feinde: „Mit diesen Karikaturen von Offizieren fertigzuwerden, muß als eine Leichtigkeit erscheinen.“

Wie unendlich viel alter Soldaten- und Kämpfergeist hinter jenem Prunk übriggeblieben war, davon konnten dann später in denselben Pariser Zeitungskiosken die französischen Verlustlisten reden.

Man hatte im Frieden über das deutsche Heer gehöhnt, gegen Offiziere und Unteroffiziere gehetzt, über die bunten Uniformen gelacht — und die feldgrauen Soldaten haben dann im Kriege die Antwort gegeben, als die Zeit eines faulen Friedens im Kanonendonner zu Ende ging.

Die Soldaten schufen Überlieferungen, die würdig sind, neben die größten Waffentaten der Weltgeschichte gestellt zu werden, es war der Kämpfergeist, der aus dem deutschen Volk wieder hervorbrach, der Geist der Soldaten, nicht der Militärs, nicht der Rock, die Montur, die Verzierung, sondern die Mannhaftigkeit, die im Volke sich weiter vererben und wachgehalten werden muß.

An erster Stelle sind aber die Träger soldatischer Überlieferungen die *Führer*, die sich noch jederzeit seit Anbeginn der Menschheit als Wertziffer vor die Nullen setzten, um daraus eine Zahl zu machen.

> Daß sich ein großes Werk vollende,
> Genügt ein Geist und tausend Hände!

sagt Goethe.

Wie oft haben wir Frontsoldaten die Wahrheit *dieses* Goetheschen Spruches ebenso erlebt wie den Sinn des *anderen*:

> „Höchstes Glück der Erdenkinder
> Ist doch die Persönlichkeit.“

Der Soldat Friedrich der Große hatte den Wert der Einzelpersönlichkeit erkannt.

Die Chefs, die er seinen Regimentern vorsetzte, waren bewährte Soldaten, weder Militärs noch solche Fürstlichkeiten, auf die Wilhelm II. so gern dynastische Rücksichten nahm. Die tüchtigen Chefs gaben ihren Namen und ihren Geist den Regimentern. So will es heute noch in seiner angeborenen soldatischen Gradheit das Deutsche Volk.

Es nennt heute noch Richthofens Jagdgeschwader nach seinem Führer, es weiß, daß Litzmann der Held von Brzeziny, Otto von Below der Held von Karfreit war.

Es blieb im Kriege wie in den Friedenszeiten, wo die Chefs weder vor noch nach der Ernennung dienstliche, also soldatische Verbindungen von Belang mit der Truppe hatten. Fremde Fürsten, selbst solche, die im Kriege dann auf der Seite unserer Feinde standen, wie der Italiener, der Engländer, der Russe, der Rumäne, waren Chefs deutscher Regimenter gewesen oder ebenso soldatisch belanglose Fürstinnen und Prinzessinnen.

Es wäre im Kriege Zeit gewesen, die Führer mit der Truppe zu verketten.

Das Volk verstand nicht, warum man nach Jahren dynastischer Äußerlichkeiten die bewährte Kampfgemeinschaft zwischen Truppe und Führer nicht auch äußerlich unterstrich. Es verstand nicht, warum im Jahre 1915 an der dünnen, blutenden, verzweifelt gegen die Übermacht an Grabenstücken klebenden Westfront keine höheren Auszeichnungen als das Eiserne Kreuz I. Klasse verteilt wurden. Durch die Militärs in Unkenntnis gehalten, verkannte das Volk diese fabelhafte Leistung so gründlich, daß es in seiner Ahnungslosigkeit damals witzelte:

„Im Osten kämpft ein siegreich Heer —
Im Westen hält die Feuerwehr."

So wenig Dank wurde jenen zusammengeschossenen Truppenteilen zuteil.

Niemals ist es in dieser Zeit geschehen, daß man Truppenteil und Führer mit der so sinnigen Ehrung bedachte, den Führer zum Chef zu ernennen und der Truppe den Namen des Chefs zu geben.

Vielleicht war es eben zu billig, zu prunklos, in einer Zeit, wo die Militärs sich einen Zufallsorden nach dem anderen an die Brust hängten, wie es im Frieden üblich war.

War es nicht gerade ein Bruch mit den Traditionen alter Zeit, daß man im Felde nicht mehr die auszeichnete, die ausgezeichnet waren, nachdem man im Frieden diese Zierate nach Schema F verteilt hatte? War nicht plötzlich alles anders geworden, seitdem der Krieg der Soldatenspielerei der Militärs ein Ende gemacht hatte.

War vor dem Kriege der Gnadenbeweis des Kaisers die Verleihung einer Chefstelle für Chef und Truppe meist Zufälliges gewesen, so hatte es doch das gesellschaftliche Ansehen des Regiments erheblich gestärkt. Fast noch wichtiger war, daß statt der verachteten Nummer auf den Achselstücken ein Namenszug des fürstlichen Chefs prangte. Damit unterschied man sich von der gemeinen Linientruppe, konnte beim zeitgemäßen Drang nach Äußerlichkeiten auf verstärkten Andrang von Mannschaften und Offizieren ins Regiment rechnen und konnte erwarten, daß ein gelinder Ordensregen verdienstlos sich auf den Uniformbrüsten niederließ.

Freilich, das gab es nur bei fürstlichen Chefs.

In feinster Beachtung höfischer „Etikette" waren die Namenszüge auf den Achselstücken bei ausländischen Chefs erhaben, bei deutschen Chefs flach.

Wenn aber nur ein preußischer General Chef wurde, wie Goltz Pascha, dann gab es weder Orden noch Namenszüge.

Kurzum, es war das Verleihen von Chefs und dazugehörendem Zierat eine echt militärische Angelegenheit, und wieder kam der beißende Armeewitz und belegte solche bei Galadiners und an Hoftafeln ergatterte Orden mit dem Namen „Soßenorden".

Diese Ordensjagd war Hochziel der Militärs geworden.

Die Militärs setzten das Spiel im Felde fort.

Der Kaiser übersah es, in der Stunde des Kampfes um Tod und Leben des Volkes den Befehl auszugeben, der nötig gewesen wäre: Friedensauszeichnungen sind während der Kriegshandlungen nicht mehr zu tragen!

Er dachte auch nicht daran, den Unterschied zwischen „Kombattanten" und „Nicht-Kombattanten" als „Tradition" von seinem Großvater Wilhelm I. wiederaufleben zu lassen. Gerade dieses Aufgeben einer „Tradition" war unverständlich. Warum gab er nicht wie sein Großvater den Nicht-Kombattanten das Eiserne Kreuz am weiß-schwarzen Bande? Warum verlieh er nicht, wie bei den Inhabern des Kreuzes von 1870/71, bei weiter erwiesener Tapferkeit das Eichenlaub zum Eisernen Kreuz oder aber wie bei anderen Orden die Schwerter?

Da bei vielen älteren Offizieren zudem vielfach der lächerliche Optimismus festsaß, daß der Krieg unverlierbar sei, hielten sie es oft für richtig, unter Voraussetzung gleicher Verhältnisse nach diesem Kriege planmäßig dafür zu sorgen, daß vor allem die aktiven, aus dem Regiment hervorgegangenen Offiziere dekoriert würden. Man wollte eben

nach dem Kriege mit einer Rangliste aufwarten, die Eindruck machte, und dazu gehörten möglichst viele Orden.

Leider kam es vor, daß für einen schneidigen Patrouillengang nicht der Patrouillenführer dekoriert wurde, sondern daß der Bataillonskommandeur oder der Kompagnieführer, die vielleicht im sicheren Unterstand gesessen hatten, das Kreuz bekam. Das machte natürlich böses Blut.

Der Douaumont-Stürmer Hauptmann von Brandis (fünfmal verwundet, dreimal im Heeresbericht erwähnt) schreibt in seinem prachtvollen Buche „Die von Douaumont" nach einer ungeheuren Blutleistung, nach dem Sturm auf den Houlon Wald, den Militärs ins Stammbuch:

„Hauptmann Haupt wurde zum Eichenlaub für den Orden Pour le mérite eingegeben, Leutnant v. Osterroht zum Pour le mérite. Viele Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften zu entsprechenden Auszeichnungen. Später erhielt Hauptmann Haupt — nichts. Leutnant v. Osterroht wurde zum Oberleutnant befördert und zwar 3 Monate ehe er es ohnehin geworden wäre. 3 Tage später konnte der Rgts.-Kommandeur Eiserne Kreuze austeilen — und zwar 3 Stück für jede Kompagnie, drei ganze Kreuze! Welches die Gründe für eine derartig karge Zumessung waren, bleibt dem Frontsoldaten unbegreiflich. Die ganze Ordenskalamität erscheint hier in ihrem wahren Lichte. Jeder Intendantur- und Kriegsgerichtsrat, jeder Schreiber der kleinsten Ortskommandantur, jeder Benzinfähnrich und Bahnhofskommandantenbursche, jeder Etappenschwan schmückte längst die Heldenbrust mit dem schwarzweißen Bande. An der Front waren Veteranen von 1914 und 1915 noch ohne das Kreuz. Warum wurde die Front in dieser, gelinde gesagt, kurzsichtigen Weise behandelt? Mögen spätere Generationen hieraus eine Lehre ziehen. Entweder gar keine Orden oder aber nur für die kämpfende Front das schwarzweiße Band. Für die Übrigen kann es andere Orden geben, die an Glanz und Prachtentfaltung Siams weißen Elefantenorden übertreffen mögen.

Genau so war es mit den Beförderungen. Jeder Generalstabsoffizier wurde vorpatentiert, auch die Herren im Kriegsministerium. An der kämpfenden Front nur verschiedene Ausnahmen. Dabei lautete die Vorschrift: „Jeder Soldat trägt den Feldmarschallstab im Tornister." Konnte nicht ein Haupt längst ein Regiment, eine Brigade oder eine Division führen? Dann wäre es vielleicht bei manchen Gelegenheiten anders gegangen.

Wer überhaupt das gewisse Etwas in sich trägt, das ihn zum Führer stempelt, der führt, die nötigen Erfahrungen vorausgesetzt, mit 35 Jahren besser als mit 60, wenn schon der gebrechliche Körper die

Schwingen des Geistes mit Blei beschwert. Konnte ein Osterroht kein Bataillon führen? Konnte Feldwebel Sanow nicht längst Leutnant und Komp.-Führer sein? Und viele, viele andere Unteroffiziere ebenso. Hatten sie nicht oft bewiesen, daß sie das Zeug zu guten Truppenführern hatten? — Bildung ist eine schöne Sache. Sie stempelt aber nicht immer zum Führer. Wegen des Abituriums oder der Reifeprüfung zum Einjährigen brauchte nicht jeder auf „Schnell-Kursus" zum Leutnant befördert, mit den Achselstücken des Offiziers geschmückt und aus Mangel an älteren Offizieren zum Komp.-Führer gemacht zu werden, ohne je seine Führereigenschaften irgendwo bewiesen zu haben.

Durch das Niederhalten der mittleren und unteren Truppenführer, welche naturgemäß die meisten Erfahrungen gesammelt hatten, ist die deutsche Armee ohne Zweifel gewaltig geschädigt worden. Engländer und Franzosen haben diese Fehler nicht gemacht und bereuen es wahrlich nicht. Kraft wurde gefesselt, die uns bestimmt über den toten Punkt hinweggeholfen hätte. Verbitterung trat an Stelle von Dienstfreudigkeit. Spaltungen wurden aufgerissen, die durch die ganze Armee, durch ganze Volksschichten liefen, die sich bis auf den heutigen Tag noch nicht geschlossen haben. Eine mächtige Triebfeder wurde ausgeschaltet: Der Ehrgeiz. Der Ehrgeiz ist eine gewaltige Macht auf der Erde. Er ist fast ebenso stark wie der Hunger und die Habgier. Er hat schon Staaten und Erdteile umgeformt. Diese Macht muß derjenige studieren, richtig einschätzen und für sich arbeiten lassen, der Kriege gewinnen will." — — — — —

Soldaten, die wußten, wieviel Todesgefahr, wieviel Opfermut und Hingabe nötig war, um ausgezeichnet zu werden, trat vor die Seele, daß jene tapferen Patrouillengänger zu Hause Eltern oder Frau und Kinder hatten, die in lähmender, angstvoller Ungewißheit über das Schicksal des Ernährers auf Briefe warteten, Briefe, die mit einem frommen „Gott sei Dank, noch lebt er!" entgegengenommen wurden und Grüße brachten von einem, den vielleicht doch schon die Granate zerrissen hatte.

Die Zeit ist endlich da, wo der Führer Deutschlands der deutschen Jugend das Ehrenrecht wiedergegeben hat, eine Waffe tragen zu dürfen. Der alte deutsche Spruch: Was bringt zu Ehren? sich wehren! wird immer Giltigkeit haben.

Und wie der deutsche Bauer den Grenzstein des Nachbarn achtet, so wird auch das neue Deutschland seine Grenzen nicht überschreiten. Aber die Wehr hat der Bauer seit Jahrtausenden in der Hand für den Fall, daß ihm der Wolf in die Herde bricht und der Räuber ihm ins Haus steigt. Darum freuen wir uns über die Verleihung des

Ehrenkreuzes für die, die einmal im Weltkrieg den feldgrauen Rock und die Waffe trugen.

Die Franzosen hatten, als politischere, psychologisch geschultere Nation, behaftet mit jener uns allerdings unverständlichen echt gallischen „Theatralik“ und Eitelkeit, besser als wir verstanden, wie man das Volk in Waffen **gleichzeitig** ehrt und zu höchster Leistung anspornt.

Die Franzosen schufen das Kriegskreuz neu. Denn das rote Bändchen der Ehrenlegion, der Ehrgeiz jedes französischen Spießers, war ihnen allzu friedlich-bürgerlich, hätte nicht soldatischen Kampfgeist entfacht.

Sie verliehen es, das „Croix de Guerre“, mit dem seit Napoleons Tagen traditionellen „Ordre du Jour“, dem Tagesbefehl; sie verliehen es selbst dem Toten, zum Gedächtnis des Gefallenen. Im Tagesbefehl wurde dann der so Ausgezeichnete belobt und der Grund für die Verleihung angegeben, ein Gebrauch, der bei uns nur bei Verleihung des Ordens „Pour le Mérite“ üblich war. Die Franzosen bekamen das „Croix de Guerre“, das „Kriegskreuz“, vom Regiment oder der Division mit Sternen, vom Armeekorps oder dem Armeeoberkommando mit einer silbernen Palme auf dem grünroten Bande. Bei jeder weiteren Waffentat wurde unter erneuter Erwähnung im Tagesbefehl eine weitere Palme auf das grünrote Band des Kriegskreuzes geheftet. Berühmte Flieger hatten so ein Dutzend und mehr Palmen auf dem Ordensband.

Es war also für jeden französischen Bürger selbst aus der Zahl der Sterne oder Palmen ersichtlich, ob er einen Etappenmann oder einen hervorragenden Soldaten auf Urlaub vor sich hatte.

Sehr geschickt hatten die Franzosen außerdem eine Militärmedaille nur für Frontkämpfer geschaffen. Sie war selbst für den höheren Offizier begehrenswert, zeigte sie doch seine Teilnahme an einem Kampf in vorderster Linie. Ergänzt wurde diese Auszeichnung durch die verschiedenen Klassen der Ehrenlegion (Ritterkreuz, Offizierskreuz, Kommandeurkreuz und Großkordon).

Auch in Frankreich wurde über ungerechte Verteilung geklagt, auch in Frankreich gab es Soldaten, die auf keine Dekoration Wert legten. Besonders damals, als 1917 in Frankreich eine ungeheure Kriegsmüdigkeit einsetzte, die wir nicht ausnutzten, sondern mit einer Friedensresolution beantworteten, die den Franzosen neuen Mut gab. Ich fragte damals einen französischen Soldaten, einen Bauern aus der Gegend von Vitry le François, ob er denn nicht das Kriegskreuz habe, worauf er mir ablehnend antwortete: „Cela ne me ferait pas d'honneur!“ („Das würde mir keine Ehre sein!“) —

Der Franzose schuf einen Kult für die Gottheit Frankreichs, „la France“. Seine Offiziere und Soldaten waren die Priester dieses Kultes, die Trikolore wurde zur heiligen Monstranz.

Uns erscheint das Küssen der Trikolore als Theater.

Aber wer es einmal erlebt hat, wie ein einsamer alter Handelsmatrose frühmorgens am Heck eines französischen Handelsdampfers die Trikolore aufzog mit dem wie ein Stoßgebet klingenden Ruf „Vive la France!“, der versteht, daß dieser Nation der Begriff des Vaterlandes ebenso heilig ist wie dessen Sinnbilder.

Ich empfehle allen Internationalisten, sich einmal in Frankreich umzusehen. Ich hoffe, sie werden einmal die heilige Scheu sehen, mit der die Menge vor der Trikolore das Haupt entblößt, auch wenn es nur eine Kriegervereinsfahne ist. Sie werden in jeder Schule, in jedem Staatsgebäude die billige und doch für die Nation so bedeutsame Statue oder den Kopf der Göttin „la France“ sehen, werden verstehen, daß diese Nation einen **Glauben** hat an das, was sie in tiefster Verehrung das göttliche, das **ewige** Frankreich nennen.

Frankreich ehrt seine Helden und seine Vergangenheit. Noch heute, nach 70 Jahren, sind Sousstücke im Umlauf, auf denen Napoleon III. mit dem Lorbeer von Magenta und Solferino geschmückt zu sehen ist.

Straßen heißen dort nach Generalen, bei uns nannte man sie nach Novemberlingen.

Vielleicht müssen wir einen Abstand bekommen von den vergangenen Dingen.

Dann wird man einmal nicht mehr begreifen können, daß dieses Deutsche Volk kämpfte, ohne eine Nation zu sein, daß uns erst die Niederlage zur Nation erziehen mußte, daß uns erst die Wahl zwischen Tod und Leben, zwischen Aufstieg und Untergang, mit harter Notwendigkeit zwang, aus einer Schicksalsgemeinschaft eine Notgemeinschaft und daraus eine Volksgemeinschaft zu werden.

Wir werden den Schaden, den die „Militärs“ angerichtet haben, erst aus zeitlicher Entfernung richtig beurteilen können. Wir werden uns kopfschüttelnd an Ereignisse erinnern, die damals unsere Seelen rührten und die wir nicht enträtseln konnten.

Wir müssen uns über den Wert von Überlieferungen klar sein, sie müssen uns so heilig sein, daß wir sie nicht in Äußerlichkeiten aufgehen lassen. Wir müssen uns auch über das Wesen einer sogenannten „Tradition“ eines Truppenteils im klaren sein.

Die Traditionen der Truppenteile gründen sich nicht darauf, daß eine bestimmte Anzahl Männer, also Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, zu „militärischen“ Zwecken vereinigt ist, vielleicht auch zusammen an Kampfhandlungen teilnimmt, sondern es ist der Geist

des Führers, der die Truppe führt und sie kraft seiner Persönlichkeit zu einer in sich geschlossenen Masse zusammenschweißt.

Eine solche Truppe wird und darf nicht eine aus verschiedenen Stämmen zusammengewürfelte Mannschaft sein.

Die „Tradition" eines Truppenteils beruht nicht so sehr auf seinen äußeren Abzeichen, als auf der Stammes- und Wesensart seines Rekrutierungsbezirks. Also auf Blut und Boden der Garnisonen und damit des Hinterlandes, das seine Jugend in diese Regimenter schickt.

Sobald ein Truppenteil von dem Lande der Väter, der Scholle, auf der er gewachsen war, losgerissen wurde, veränderte er seinen Charakter, seinen Geist, trotz aller ihm anbefohlenen oder mitgenommenen Traditionen.

Am auffälligsten zeigte dies der Werdegang des 11. Ulanen-Regiments.

Es stand bis in die 90er Jahre in Perleberg in der Mark und wurde dann nach Saarburg in Lothringen verlegt. In wenigen Jahren war der Charakter dieses Regiments völlig verändert. Das Offizierkorps, einst Söhne des märkischen Landadels, ergänzte sich nach und nach durch Söhne reicher Industrieller aus dem Westen. Als Mannschaften, einst märkische, freiwillig dienende Bauernjungen, zog man Berliner Großstadtersatz heran, und damit schwanden auch die Kapitulanten.

Märkische Bauern und Edelleute wollten eben ihren Dienst nahe der Heimat tun, fühlten sich im fernen Westen heimatlos.

Der Militär setzte Stamm gleich Stamm. Weil er weder die Einzelperson noch den Stamm individualisierte, die Eigenheiten der Menschen und der Stämme abstritt.

Die Überlieferung des Truppenteils und seiner Taten bleibt mit dem Stamm verbunden; denn sie wurzelt erdverbunden in der Scholle und geistesverbunden in den Taten.

Als wir kurze Zeit beim oberschlesischen Aufstand ein Revolutionsheer hatten, das Soldaten führten und nicht Militärs, nannten sich diese Freikorps nach dem Führer oder nach der Landschaft (z. B. Oberland).

Hatte man nicht im Felde die Armeen sehr richtig nach ihren Führern benannt? Hatten nicht auch die Engländer ihre Regimenter nach deren Rekrutierungsbezirken benannt (Lancashire — Yorkshire)?

Und wenn dieser Truppenteil sich dann mit Auszeichnung schlug, so war sein größter Stolz, wenn im Heeresbericht besonders der Stamm erwähnt wurde, der den Sieg erkämpfte, wenn es hieß „pommersche" oder „bayrische" Regimenter zeichneten sich aus. Dann heißt

es mit berechtigtem Stolz: Wir Bayern fochten am Kemmel, dann erst wird die kriegerische Tat gemeinsames Gut.

Wir haben leider die Pflege der Überlieferungen unseres einst so stolzen Heeres bitter nötig, denn es war in diesem Vaterlande möglich, daß die Ehre unseres ruhmreichen Heeres auf die gemeinste Weise heruntergerissen wurde, daß Blätter schreiben durften:

> „Wir erkennen die Ehre des Vaterlandes nicht an,
> Wir erkennen die Heiligkeit der Fahne nicht an,
> Es gibt nur eine Kriegslüge: die des Vaterlandes!"

Wir wollen die Namen jener Führer der Nachwelt erhalten wissen, die einmal deutsche Männer zum Siege führten.

Das Dritte Reich hat die Forderungen, die hier vor der Machtübernahme in der Marxistenzeit erhoben wurden, erfüllt, der Name, der im Kampf um Deutschland gefallenen SA.-Männer ist die Bezeichnung für die Stürme geworden, die sie führten oder denen sie angehörten. Wieder braust ein Richthofen-Geschwader durch die Luft. Die Namen der Helden aus dem Weltkrieg wie aus den Kämpfen der nationalen Revolution werden erhalten.

Denn:

Diese Namen sind Geschichte geworden. Ruhmesgeschichte deutscher Soldaten.

Die kämpfende Nation wird wieder geehrt werden, wenn man wieder eine Nation von Soldaten erziehen kann.

Wenn man eine sogenannte „Gesellschaft" zerbrochen haben wird, die den Klassenkampf mit Klassenkampf, den Klassenhaß mit überheblichem gesellschaftlichem Dünkel beantwortet und sich so von der übrigen Nation trennt.

Wahre Tradition ist vorgelebtes Soldatentum, von Männern nicht mit der Feder, sondern mit dem Degen geschriebene Geschichte.

Ewigkeitswerte, geschaffen im Lebenskampf eines Volkes.

Von Männern erkämpft, die nicht um ihrer selbst willen leben, sondern die wissen:

Wir leben, um zu hinterlassen!

11. Bildung.

> Besser nichts wissen,
> als vieles halb wissen.
> Nietzsche.

Daß der deutsche Schulmeister die Schlacht von Königgrätz gewonnen habe, ist einer der größten Irrtümer, mit denen der lügnerische Liberalismus das Deutsche Volk beglückte.

Es ist der untrügliche Beweis für die Überschätzung, die man der Schulbildung im 19. Jahrhundert bis auf die heutige Zeit zuteil werden ließ.

Man setzte Schulbildung gleich Bildung.

Und doch ist Schulbildung nur Vorbildung, die weder vor Halbbildung, Verbildung noch Unbildung schützt.

Aber die Betonung der Schulbildung paßte in die wilhelminische Zeit und paßt in unsere heutige Zeit nur ganz langsam, allzu langsam wird die „Wissensbildung“ durch „Charakterbildung“ ersetzt. Aber wie schwer ist es, Charaktere zu finden, die Charaktere bilden können. Sie steigerte die Überheblichkeit der oberen Gesellschaftsklassen und vertiefte die Klassenunterschiede. Und diese Schulbildung vergaß, daß große Männer sehr oft recht schlechte Schüler gewesen waren*). Sie vergaß, daß besonders in Amerika, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, zu einer Zeit, wo Reifeprüfungen auf den deutschen Schulen das A und O jeder Laufbahn waren, große Männer und Erfinder erstanden, die als Stiefelputzer und Zeitungsträger angefangen hatten.

Die Nation war ja noch nicht da. Nur der Staat und das Volk.

Der Staat kontrollierte wohl das Wissen der Lehrer, aber nicht den Wert ihrer Persönlichkeiten, kaum den Wert als Erzieher**). Große Teile der Lehrerschaft standen politisch auf dem Boden des Liberalismus, Wegbereiter für einen marxistischen Kultusminister. Stoff zur Satire gab es genug: „Flachsmann als Erzieher“ ging als Schulmeisterstück über die Bühne.

Daß die Schule nur Kinder und reifere Jugend bildet, aber keine fertigen Menschen machen kann, wurde vielfach vergessen.

Das Heer mit seiner allgemeinen Wehrpflicht bildete nach.

Es war nötig genug.

*) Röse (Beiträge zur Europäischen Rassenkunde) sagt bei der rassischen Betrachtung des Schullebens über nordische Rasse: „Die Langköpfe (also nordische Menschen) sind durchschnittlich am fähigsten, aber zugleich am faulsten. Er glaubt in leichtsinnigster Art auch bei halbem Hinhorchen die Sache schon zu begreifen . . . er denkt in jungen Jahren vielmehr an körperliche Leistungen und kriegerische Spiele . . . Die Angehörigen der nordischen Rasse sind spät reifende Früchte, die in der Regel erst im Mannesalter ihre großen Vorzüge zur Geltung bringen.“ An anderer Stelle schreibt Röse: „Wenn von einem großen Mann berichtet wird, daß er während seiner Schulzeit nur mittelmäßige oder gar schlechte Leistungen vollbracht hat, dann handelt es sich fast regelmäßig um einen Langkopf (also typisch nordische Rasse).“ D. Verf.

**) Höhnend wurde, wie ich vor 45 Jahren die Schulbank drückte, von den Schulmonarchen in der Geschichtskunde verkündet, Friedrich Wilhelm I. der Soldatenkönig, sei so roh und ungebildet gewesen, daß er ehemalige Unteroffiziere zu Dorfschullehrern gemacht habe. Und doch war es in damaliger Zeit das einzig Richtige, um einem Volke Ordnung, Sauberkeit, Ehrlichkeit, Anstand, Benehmen, Treue und Vaterlandsliebe beizubringen.

Denn neben allem militärischen Wissen wurde auf Dinge gehalten, die die Schule wenig kontrollierte oder lehrte: Benehmen, Haltung, Anstand, Ehrgefühl, Pünktlichkeit, Sauberkeit und eine für Männer ungewohnte Angelegenheit, die Instandhaltung der Kleidungsstücke.

Die Schule vergaß und vergißt, daß es nötig wäre, die männliche Jugend technische Kenntnisse der Holz- und Eisenbearbeitung, die weibliche Jugend Fertigkeiten im Haushalt zu lehren.

Nicht einmal das Kadettenkorps lehrte im Zeitalter der Technik Handfertigkeiten.

Man erzog Bücherwürmer und Gedächtniskünstler, lehrte fremde Sprachen ferner Länder, Mathematik, Geschichte und Erdkunde und glaubte, dies dem Volke der Dichter und Denker schuldig zu sein, obwohl das Deutsche Volk viel mehr ein Volk der Soldaten und Bauern gewesen war.

Ein Volk des harten Kampfes und der harten Handarbeit.

Man vergaß, daß die Menschheit sich niemals auf die heutige Höhe erhoben hätte, wenn ihr nicht der Herrgott vor dem Verstand die Hände zum „Begreifen“ gegeben hätte. Man vergißt es noch heute.

Man fiel in das Extrem und schied Kopf- und Handarbeiter.

Man vergaß, daß die moderne Technik, aber schließlich schon das Handwerk dem Künstler und dem Erfinder und Gelehrtentum sehr nahe stand, man vergaß die Vielseitigkeit der großen italienischen Maler, wie man Hans Sachs, den Schuhmacher und Poeten, vergaß. Der nordische Schöpfergedanke mußte der Anbetung des westischen Intellektes weichen.

Und die Schule dünkte sich unendlich wichtig.

Im Massen- und Zahlenzeitalter machte sie aus den Sprachen Grammatiken, aus den Schriftstellern Vokabularien, aus Geschichte Tabellen und aus der Erdkunde Statistiken und Worte.

Dies alles geschah mit einer ungeheuren Wichtigkeit, die nicht im Einklang stand mit der begrenzten Aufnahmefähigkeit, die das jugendliche Alter ganz besonders bei der nordischen Rasse setzt. Es gab ihrer so viele von diesen sogenannten Pädagogen, die nicht verstehen wollten, daß sie keine Gelehrten sein konnten, weil dazu eine Einseitigkeit gehört, die bei den vielen Unterrichtsfächern undurchführbar war. Weil die Forschung Sache der Hochschule ist und die der Schule nur die Vorbereitung.

Man vergaß, daß die Schule nur ein Anfang, die Hochschule nur ein Übergang ist, auf die auch noch eine geistige Gesellenzeit folgt, und daß erst freie Arbeit und freies Lernen und — die Erfahrung den Meister und den fertigen Menschen schafft.

Die Wehrpflicht mußte sich auf anderen Forderungen aufbauen. Es mußte eben in den zwei oder drei Dienstjahren alles das gelernt werden, was zum Soldaten gehört. Es gab kein Sitzenbleiben, jenes billige Mittel für den unabsetzbaren Schulmeister, die Mängel der Schüler zum Versteck eigener Mängel zu benutzen.

Es ist bezeichnend, daß die Novemberlinge Zensuren in Betragen, Aufmerksamkeit und Fleiß nicht mehr geben wollten und so die letzten Ergebnisse der pädagogischen Erziehung zur Persönlichkeit fortfallen ließen.

Diese Zensuren sollten durch „Berichte" ersetzt werden, in einer Zeit, wo Schüler wegen nationaler Gesinnung aus den Schulen entfernt wurden. Wollten doch die Schulmonarchen deutsches Blut zu weichlichem Pazifismus und kosmopolitischem Internationalismus erziehen!

Im Heer aber fing erst mit der Erziehung der Persönlichkeit die Erziehung an. Das ist nordische Weltanschauung, nordische Erziehung. Sie vergessen, heißt im Chaos westischen Weltbürgertums versinken.

Im Soldbuch stand „Führung" als erstes.

Aus der Erziehung wurde im bürgerlichen Leben Schulmeisterei, das übertrugen die Militärs auf das Heer.

Ich habe im Frieden einen Schulmeister erlebt, der uns eine halbe Stunde einen Vortrag hielt über das griechische Wort: „δή".

Ich habe im Felde einen Bataillonskommandeur erlebt, der hinter der Front ebenfalls eine halbe Stunde seine Kompagnieführer instruierte, ob der Entfernungsschätzer rechts oder links vom Kompagnieführer seinen Platz habe.

Ich habe einen Regimentskommandeur erlebt, der als Winterarbeit das Thema gab: „Das Auf- und Absitzen ein Mittel zur Erhaltung der Disziplin."

Einen Bataillonskommandeur im Felde, der Parademarsch übte für Kaisers Geburtstag, obwohl seinem Bataillon für diese Tage ein schweres Dorfgefecht in Aussicht stand.

Ich habe in der Arrasschlacht erlebt, daß die Franzosen durch gefangene Grenadiere plötzlich Bescheid über sämtliche Beobachtungs- und Batteriestellungen wußten. Es wurde zwei Tage darauf durch die Notizen eines gefallenen französischen Offiziers einwandfrei erwiesen.

Wie war das möglich?

Nun — der Bataillonskommandeur hatte befohlen, daß jeder Mann seines Bataillons über diese Dinge, die ihn gar nichts angingen, Bescheid wissen müsse.

Überall eine Überschätzung des Wertes irgendwelcher auswendiggelernter und nutzloser Dinge.

Die Bestrebungen, auf Schulbildung Wert zu legen und die Werte der Erziehung, der Herkunft gering zu schätzen, die geistigen Energien aus den Schulzeugnissen und die körperlichen Fähigkeiten durch einen militärärztlichen Befund prüfen zu lassen, waren nicht ohne Widerspruch alter soldatischer Führer geblieben.

So schrieb das Militärkabinett (Freiherr von Lyncker) 1909 an den Chef des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens*): „Die Offizierslaufbahn verlangt nun wie keine andere, Männer mit praktischer Begabung. Wieviele Persönlichkeiten gibt es, deren Stärke mehr in der Praxis wie in der Theorie liegt, die aber als Soldaten ganz ihren Mann stellen. Gewiß ist erwünscht, daß unser Offiziersersatz möglichst gute Schulkenntnisse erwirbt; wir müssen aber mit den Verhältnissen rechnen und uns damit abfinden, daß man, solange eine erhebliche Zahl unserer Leutnantsstellen unbesetzt ist, nicht die Anforderungen erhöhen kann. Für ein großes Unglück halte ich dies auch nicht, wenn es nur nicht an Charakteren fehlt."

Die Militärs, als Schemelreiter, sahen in der Schulbildung alles, und die Soldaten merkten, daß man Schlachten nur mit bewaffneten Männern schlagen kann und nicht mit bebrillten, hochgelehrten Büromenschen.

Der Sohn eines schwerreichen Geschäftsmannes, der im Überfluß in der Stadt erzogen, im Luxus groß wurde und sein Abiturientenexamen mit „sehr gut" bestand, dessen Körper aber nie eine Anstrengung auszuhalten brauchte, wird als soldatischer Führerersatz nie so wertvoll sein wie ein Landwirtssohn, der auf dem Acker und mit den Pferden groß wurde, der mit sechzehn Jahren seinen ersten Bock mit einem sauberen Kugelschuß auf die Decke legte, der seit seinem sechsten Jahre zu Pferde saß und vielleicht täglich, bei jedem Wind und Wetter, einen stundenweiten Schulweg hatte.

Ein solcher junger Mann ist dann nicht nur geistig, sondern auch körperlich zu arbeiten gewöhnt. Arbeit ist weder durch Turnen noch durch Sport zu ersetzen. Und mit der selbstgeleisteten körperlichen Arbeit kommt die Beurteilung der körperlich möglichen Arbeit, kommt das Vorarbeiten, und aus dem Vorarbeiten: das Befehlen.

Ein so erzogener junger Mann ist für das Heer viel wertvoller, auch wenn er nur die Sekunda- oder Primareife hat.

Der Moltke-Neffe und -Schüler, der den Generalstab unter sich hatte, wünschte damals im Gegensatz zu Lynker vor allem ein „Nebeneinander der Willens- und Verstandesbildung".

*) Reichsarchiv: Mil.-Kab. I. I. 15.

Der Kampf der beiden Richtungen im Heere, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts gegeneinander standen: Hie Bildung! — Hie Charakter und Herkunft endete damit, daß die erste Richtung siegte. Nach Demeter*) war die Zahl derer, die unter Erlaß der Primareife (also mit Sekundareife) ins Heer eintraten, im Jahre 1912 nur 3,7 vom Hundert gewesen; auch diese mußten das Fähnrichsexamen vor der Examinationskommission bestehen, und nur 0,28 vom Hundert wurden durch Allerhöchste Gnade ohne Bestehen der Fähnrichsprüfung zugelassen.

Alle aber mußten das Offiziersexamen bestehen.

Von einer mangelhaften Schulbildung im Offizierkorps kann man demnach nicht sprechen. Ganz besonders nicht in Bayern, wo, soviel mir bekannt, das Bestehen der Reifeprüfung eines Gymnasiums oder einer Oberrealschule für den Offiziersberuf unbedingt gefordert wurde.

Aber als dann in kurzer Zeit im Weltkriege das Offizierkorps ausgeblutet war und man nach Ersatz suchte, verfiel man in den Fehler, zu Offizieren allzuviel junge Menschen zu machen, die die Sekunda- oder Primareife hatten.

Das war das Werk der Militärs: die Überspannung der Auffassung, daß man bestimmte Schulklassen hinter sich haben müsse.

Und nun kamen diese jungen Burschen, oft halbe Kinder, von der Schulbank und wurden in der Heimat zu Offizieren befördert und vor Leute gesetzt, die ihre Väter hätten sein können, vor alte Soldaten, vor alte Unteroffiziere, vor Leute, die im Leben längst schon eine Stellung hatten.

Schulbildung war Trumpf.

Militärische Bildung und Leistung war nichts, und die Auswahl nach Charakteren war aufgehoben.

Es wurde der ungeheure Wert militärischer jahrelanger Erziehung und Weiterbildung vergessen.

Es wurde die ungeheure Kraft- und Nervenprobe, die die Schlacht tausendfältig stellte, von den Militärs mißachtet.

Herkunft und Schulbildung waren die Unterlage zur Führerauslese.

Herkunft hat größten Wert, wenn der Spruch Geltung hat, daß das, was von den Vätern ererbt ist, im Gefecht erworben werden muß zu ewigem Besitz. — Schulbildung *hätte* größten Wert gehabt, wenn gleichzeitig der Charakter erprobt worden wäre. Ich habe meine Unteroffiziere schon im Frieden lediglich nach ihrer absoluten Zuverlässigkeit ausgesucht, also nach dem Charakter, und der Erfolg gab mir recht; im Frieden wie im Kriege.

*) Das deutsche Offizierkorps in seinen historischen und soziologischen Grundlagen. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin.

Aber die Militärs verkannten und mißachteten Wertproben aus kriegerischer Tätigkeit. Es geschah, daß junge Kriegsfreiwillige dieselben Soldaten im Zuge führten, neben denen sie in der Gruppe gestanden, und dabei vielleicht nicht einmal ein Vorbild gegeben, sich vielleicht sogar sehr wenig brav gezeigt hatten.

Das alles löschte die Vorbildung der Schule aus. Das Wort: „Freie Bahn dem Tüchtigen!“, jener Wahlspruch und Wahrspruch der Aristokraten, wurde umgemünzt in „Freie Bahn dem, der sein Examen machte“, der auf der Schule seine Grammatik und seine Geschichtszahlen herleiern konnte.

Es wurde noch einmal — zu lügnerischen Zwecken — von Liberalen und Marxisten nach der Revolution umgefälscht, um aus diesem aristokratischen Grundsatz den Parteigrundsatz zu machen: „Freie Bahn dem Parteitüchtigen!“, um damit ja keine Anforderungen, weder an Schulbildung noch an Bildung noch an Charakter stellen zu müssen.

Aber wer wünschte in wilhelminischer Zeit, wer wünschte selbst im Kriege Persönlichkeiten und Charaktere.

Die Zukunft des Dritten Reiches als Staat — und damit die Zukunft der deutschen Nation — wird davon abhängen, ob diejenigen deutschen Männer, die in irgendeiner leitenden Stelle eingesetzt sind, in der Lage sind, ihre Gefolgschaft zu wirklichen Nachfolgern zu erziehen, und die genug Charakter besitzen, ihre Nachfolger und Mitarbeiter aus den Reihen der ausgesprochenen Persönlichkeiten herauszusuchen. Ein großes Wissen ist noch lange nicht die Gewähr, daß dies Wissen mit einem sauberen Gewissen verbunden ist. Das Wilhelminische Byzantinertum ist noch nicht tot; die Schmeichler, Lobredner, Schuster, Streber sind leider Gottes noch nicht ausgestorben. Wenn wir uns nicht energisch gegen diese Dekadenzerscheinung wenden, werden wir sehr bald eine Schicht von Minderwertigen in einflußreiche Stellen gelangen sehen.

Wir dürfen nicht schulen, sondern müssen erziehen. Man kann die gesamte Literatur der Bewegung auswendig lernen, deswegen ist man noch kein Nationalsozialist.

Es wird Jahrzehnte dauern bis wir das Zeitalter der Schulmeisterei und der Schulmeister überwunden haben.

Der schulmeisterliche Mensch ist wie der händlerisch veranlagte am wenigsten zum Soldaten geeignet. Ein sehr großer Teil der Lehrerschaft vor dem Kriege war liberal und damit Wegebereiter des Marxismus. Nach der Revolte stieg die Zahl der marxistischen Lehrer außerordentlich. Das heißt, daß die deutsche Jugend nach 1918 zum großen Teil im internationalistischen Sinne erzogen und der heldische

Gedanke getötet wurde. Der Studienrat Damman (Demmin) erklärte im Geschichtsunterricht: „Die Liebe zum Militär ist eine Erscheinung der Degeneration. Die Begeisterung von 1914 war nur vorgespiegelt. Es ist das Beste am Versailler Vertrag, daß man uns nur 100 000 Mann ließ."

Und Dr. Kawerau, Mitglied der Prüfungsstelle für Lehrmittel, Berater im Kultusministerium („Tag" v. 31. 7. 29) sagte: „Die deutsche Jugend hat ein Recht darauf, daß aus den Geschichtsbüchern die Lüge von der Unschuld Deutschlands am Kriege verschwindet." Eine Regierung der „nationalen Konzentration" ernannte 1932 den Prof. Cohn in Breslau zum Mitglied der Prüfungskommission für Rechtswissenschaft.

Wir erinnern uns der Worte Florian Geyers, der einmal gesagt hat: „Wißt ihr denn, was ihr getan habt? Den besten Handel, die heiligste Sache, eine Sache die Gott einmal in eure Hand gab, in euren Händen ist sie gewest, wie ein Kleinod im Saustall."

Die Schule des Soldaten ist von der Schule, die von Sexta bis Prima dem werdenden Menschen eine Bildungsquelle sein soll, außerordentlich verschieden. Der Schullehrer muß völlig umlernen, wenn er als Führer vor seinen Zug oder seine Kompagnie tritt.

Schon seine Sprache darf kein Gelehrtendeutsch sein. Er hat keine Kinder unter sich, die infolge des Altersunterschiedes ihn als Autorität anerkennen.

Das wußte der Schullehrer, der im Frieden seiner Dienstpflicht genügte und dann Reserveoffizier wurde.

Der junge, kriegsfreiwillig eintretende Lehrer, den die Verhältnisse oft gar noch in der Heimat zum Kriegsoffizier machten, wußte es leider nicht.

Es sind sehr selten Klagen gekommen seitens der Mannschaften über Schullehrer, die im Frieden Reserveoffiziere geworden waren, aber mancherlei Klagen über die jungen Lehrer, die erst im Kriege eintraten und Offiziere wurden. Und es war ein sehr großer Prozentsatz Lehrer unter den Kriegsoffizieren. In einem Kriegsgefangenenlager zählte ich 50 vom Hundert.

Sie verstanden ihre Aufgabe oft nicht. Die Lehrerschaft hatte im Frieden sehr wenig Wert darauf gelegt, Reserveoffizier zu werden. Der Krieg machte sie dazu. Statt der Kinder, die sie führen, die sie lehren sollten, standen noch nicht einmal junge Rekruten vor ihnen, sondern deutsche Männer bis Ende der vierziger Jahre: Familienväter, Geschäftsleute, Handwerker, Bauern, Werkmeister, Professoren, Ingenieure, mancher mit einer hochgeachteten Stellung in der Heimat. Ein derartiges Menschenmaterial hat eine sehr gemischte Vorbildung,

aber jeder hat seine eigene, vom Standpunkt der Schule kaum zu ermessende Ausbildung und Bildung. Versager über Versager gab es unter diesen neuen Vorgesetzten. Diese Schulmeister, die ungedient ins Heer kamen, hatten vielfach vom Heer und vom Soldatentum nur das Äußere gesehen:

Den gesellschaftlichen Glanz, die klirrenden Sporen, den bunten Rock und den ehernen Klang der militärischen Stimmen bei der Kasernenausbildung.

Zu augenfällig war der äußere Schein im wilhelminischen Zeitalter gewesen.

Zu verborgen blühte die Kameradschaft, die Pflichttreue, der Opfermut, die Selbstlosigkeit unzerstörbaren Altpreußentums.

Die Träger solcher soldatischer Werte lagen tot auf den Schlachtfeldern oder zusammengeschossen in den Lazaretten.

Der deutsche Schulmeister hat seinen Anteil am Weltkriege: seinen guten und schlechten. Er hat ganz gewiß nicht den Feldzug von 1866 und 1870 gewonnen, wie manche behaupten, er hat jedenfalls den Novemberlingen die Herrschaft erleichtert und ebenso gewiß nicht sich am Kampfe um das Dritte Reich beteiligt. (Ausnahmen bestätigen die Regel.)

Der Krieg wurde verloren.

Den nächsten Krieg wird nicht der deutsche Schulmeister, die deutsche Schule und die Schulbildung gewinnen müssen, sondern ein Volk, das zum nationalen Willen und zur Volksgemeinschaft erzogen wurde.

Das Heer als Erzieher muß wiederkommen.

Das Heer, nicht als eine Institution des Broterwerbs, sondern als eine Einrichtung vaterländischer Pflicht, eine Erziehungsanstalt deutscher Jugend.

Einen Jugenderzieher, der nicht Soldat gewesen ist, darf es nicht geben. Die nächste Forderung hat das Dritte Reich nunmehr erfüllt: „Ein Jugenderzieher, der nicht deutscher Rasse ist, darf deutsche Menschen nicht unterrichten." (Das hatte schon Goethe klar erkannt und danach als Minister seine Anordnungen getroffen.)

Ein Jugenderzieher, der sich nicht bewußt ist, daß mit der Jugend die Zukunft der Nation in seine Hände gelegt ist, und daß diese Nation und das Vaterland das Höchste ist, und daß wir noch als Allerhöchstes unsern Herrgott haben, der ist eine Gefahr für die Nation.

Alle Schulbildung ist nutzlos, und alles Wissen ist ohne Sinn, wenn das Wissen nicht von einem Charakter getragen wird.

Nicht das Wissen entscheidet, sondern absolute Zuverlässigkeit.

Nicht die Schulbildung entscheidet, sondern neben dem Verstand das Herz, der Anstand und das Ehrgefühl.

Und das vereint ist: Bildung des Herzens und Charakters.

Dann wird für den Erzieher der Deutschen Nation im Bürgerrock wie im Waffenkleide der Spruch gelten:

„Die Lehrer werden leuchten in des Himmels Glanz.“ Die deutsche Lehrerschaft muß wieder der Jugend vorleben und mit der Jugend erleben! Vorbilder bilden!

Niemals darf wieder die Ablegung eines Examens in der Schule die alleinige Grundlage sein für *den*, der deutsche Männer zum Kampf führt.

Niemals dürfen Liberalismus und Marxismus eine Stätte dort finden, wo es gilt, deutsche Jugend zu Kämpfern zu erziehen.

Niemals darf im Heere selbst Schulmeisterei Trumpf sein.

12. Disziplin.

Überm Gehorsam steht Verantwortung.

Disziplin abhängig von Zeit und Umwelt.

Disziplin ist das Mittel, um den Siegeswillen des Führers auf die Masse zu übertragen.

Der Führer hat die Hand am Steuerhebel der Kriegsmaschine, er regelt den Druck, die „Kompression“, er handhabt damit die Disziplin.

Die Disziplin gründet sich ebenso auf die Macht, wie diese sich wiederum auf die Gewalt gründet.

Man kann die Disziplinargewalt in Disziplinarstrafordnung, Kriegsartikeln oder Militärstrafgesetzbuch paragraphieren und festlegen. Man kann Führern die Gewalt, die Disziplinarstrafgewalt übertragen, man kann Kriegsgerichte und Kriegsgerichtsräte die militärische Gerichtsbarkeit ausüben lassen. Wenn aber der Frieden als das natürliche, der Krieg als das Unnatürliche angesehen wird, so ist festzustellen, daß, wenn die Zeit schon die normale Rechtsprechung des Friedens dauernd ändert, dies in noch ganz anderen Ausmaßen bei dem unnormalen Zustande des Krieges der Fall ist.

Und schon tritt als neuzeitliche Verbindung zwischen Krieg und Frieden *der* Zustand auf, den man als versteckten Krieg nach außen (Oberschlesienaufstand) oder als versteckten Krieg nach innen (den heimlichen Bürgerkrieg) bezeichnen kann.

Wir sehen, wie der Zwiespalt entsteht bei den sogenannten ordentlichen und oft gar nicht ordentlichen Gerichten, wenn sie Gehorsam

und Verantwortung auf dem Boden papierener Paragraphen nicht mehr zu scheiden vermögen:

Dann, wenn der Verantwortliche in einer gesetzlosen Zeit sich selbst Recht verschafft und den Verräter aus den eigenen Reihen auslöscht.

Militärs nennen dies Fememord, die Soldaten Standrecht.

Kriegsform ein Zeitgebilde.

Klarer scheinen die Dinge beim Zustand des wirklichen Krieges zu liegen.

Aber die Wesensart dieses unnormalen Zustandes läßt sich im normalen Zustand des Friedens nur sehr begrenzt vorhersagen.

Kriege sind periodisch wiederkehrende Zeiterscheinungen.

Die Zeit der Kriege der Dynastien, der Kabinette, der Kriege mit geworbenen Söldnern ist vorbei.

Die Zeit der Kriege mit aktiven, Reserve- und Landwehrtruppen — wie 1870 — ist vorbei.

Der Weltkrieg mit seinen Formen ist Geschichte und Vergangenheit.

Er war ein Materialkrieg in technischer und ein Wirtschaftskrieg in politischer Hinsicht.

Er war ein Krieg von Soldaten und Industriearbeitern. Von Bedienern und Verfertigern von Kriegsmaschinen in kämpferischer Hinsicht.

Damit griff er schon hinein in die Reihen der friedlichen Bürger.

Der Materialkrieg begann, die Industriearbeiterschaft, selbst die Frauen für die Herstellung der Kriegsmittel zu mobilisieren. Er begann nur. Aber er disziplinierte das Volk nicht, wie das nötig gewesen wäre.

Es entstand eine Heimatfront in den Fabriken, die Angriffsziele bot. Weit hinter der Front zerschlugen Fliegerbomben friedliche Städte.

Man sperrte Zivilgefangene hinter Eisengitter und Stacheldraht.

Man verhängte eine Hungerblockade über ein Millionenvolk, über Greise und Kinder.

Aus dem Erwürger der Soldaten wurde der Krieg zum Mörder der Säuglinge.

Das war das Werk des völkerzerstörenden Liberalismus, das war die seit 100 Jahren von allen Volksbeglückern gepredigte und doch so verlogene Humanität. —

Die Zukunft.

Die Erkenntnis, „daß Europa für einen Krieg zu klein geworden ist“, ist noch nicht Allgemeingut der Politiker Europas geworden. Ein europäischer Krieg wird für alle beteiligten Nationen die ungeheuerlichsten Folgen haben.

Der nächste Krieg ist der Kampf um Tod und Leben aller Volksgenossen, der gesamten Nation ohne Ausnahme.

Sein Ziel wird nicht mehr Niederwerfung sein, sondern Ausrottung.

Du oder ich — wir oder sie.

Der nächste Krieg gegen Deutschland ist der Krieg gegen ein Volk ohne Raum.

Der nächste Krieg ist das Bevölkerungsproblem Europas.

Clémenceau legte dies Kriegsziel Frankreichs für die Zukunft fest, als er es 1918 nicht erreichte.

„Il y en a vingt millions de trop." („Es sind ihrer zwanzig Millionen zu viel.")

Er hatte nur Gambettas Kriegsziel erreichen können: „Immer daran denken, niemals davon sprechen!" (Elsaß-Lothringen.)

Die Völker rüsten: „Si vis pacem, para bellum." — „Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor!"

Die Rüstungen und Rüstungsformen ändern sich. Die Disziplinierung ändert sich.

Der Kasernenhof und der Truppenübungsplatz sind nicht mehr die alleinige Ausbildungsstätte für den zukünftigen Kämpfer um den Bestand der Nation.

Der Krieg ging verloren, weil man wohl die aktiven und Reservetruppen militarisiert, organisiert und diszipliniert hatte, aber nicht das Volk.

Der Weltkrieg.

Die Weltmächte trafen 1914 zunächst auf eine Nation. Das Deutsche Volk ballte sich unter dem Druck der Feinde zusammen. Druck erzeugt Gegendruck.

Vaterländische Begeisterung gab die zusammenschweißende Flamme.

Soldatischer Heldenmut und Opferwille des Heeres erschienen unüberwindlich.

Der Gehorsam schien fest verankert.

Aber die Verantwortung und die Verantwortungsfreudigkeit schwanden.

Sie waren schon im Frieden gelähmt.

Das Volk schob die Verantwortung für den Ausgang des Krieges auf das Heer und die Heeresleitung ab*). Die Heeresleitung und die Staatsleitung wurden sich *nicht darüber* klar:

*) Schließlich wurde von der republikanischen Regierung niemand zur Verantwortung gezogen, weder der Kriegsherr noch die politischen oder militärischen Führer.

Daß man das Volk mit drakonischen Mitteln zum Mitkämpfen zwingen müsse, daß man auch für das Volk eine eherne Disziplin schaffen müsse.

Daß man aber auch das Heer selbst nicht mit einer Disziplin zusammenhalten könne, deren Ordnungen man in einer Friedenszeit „paragraphiert" hatte.

Denn dieser Krieg war nach Dauer und Gestaltung nicht im Frieden vorhergesehen worden.

Als die Weltmächte erkannten, daß sie den Krieg mit Waffen gegen das disziplinierte deutsche Heer nicht gewinnen könnten, griffen sie zum innerlich wirkenden Gift, impften der Nation, die sich als solche eben zusammengefunden hatte, den Spaltpilz der Zersetzung ein. Damit zerfiel die Nation, das undisziplinierte, verantwortungslose und unpolitische Volk wurde verseucht.

Der Krieg ging verloren; und weil er verloren ging, als die Nation zerbarst, verloren wir auch das, was die Revolte an Verbesserungen hätte bringen können. Tatsächlich brachte sie nichts als den wirtschaftlichen und nationalen Zusammenbruch.

Die technische und militärische Umorganisation.

Wir gingen in den Weltkrieg mit Anschauungen, die sich gründeten auf den Krieg von 1870. Die Erscheinungen des Russisch-Japanischen Krieges wurden wenig gewertet.

Wir versuchten mit dem uns Deutschen eigentümlichen Bienenfleiß und mit deutscher Gründlichkeit in diesen 40 Friedensjahren alle Errungenschaften moderner Kriegstechnik uns nutzbar zu machen.

Wir waren sehr fleißig in diesem Heere.

Wir gingen von der Annahme aus, daß dieser Krieg nur kurze Zeit dauern würde.

Wir bauten vor dem Kriege die 42-cm-Mörser, Flugzeuge und U-Boote, wir stellten uns im Kriege um, schufen den Gaskrieg und bauten weittragende Geschütze.

Aber wir organisierten nicht die Disziplin um.

Wir versagten, als es sich darum handelte, 66 Millionen deutscher Menschen politisch auf den Kampf ums Dasein der Nation einzustellen.

Wir verstanden nicht genügend, 12 Millionen Soldaten so zu disziplinieren, daß auch die widerstrebendsten zur Gefolgschaft gezwungen wurden.

Das verstanden wohl die soldatischen Führer an der Front, das verstanden nicht die Militärs im Felde, in der Etappe und in der Heimat.

Weil ein „Militär“ wohl Gehorsam und Disziplin will, aber nichts verantworten will.

Weil ein Offizier als Truppenführer zu sterben bereit sein muß, um zu siegen. Er kann aber nur siegen, wenn er die Macht, also die Disziplin aufrecht erhält. Auch ihre Aufrechterhaltung verlangt das Einsetzen des eigenen Lebens.

Nur der wirkliche Soldat kannte und beherrschte die Widerstände, die sich schon im Frieden in kleinsten Ansätzen zeigten, und die sich ins Riesenhafte auswachsen mußten, sobald der Krieg menschliche Hemmungen beseitigte.

Der Führer kannte, sofern er ein wirklicher Soldat war, die menschlichen Schwächen, die großen Triebe des Hungers und der Selbsterhaltung. Jene tierischen Instinkte, die Remarque als von ihm gefundene Sensation lächerlich und aufdringlich unterstreicht, an denen Stellrecht in seinem trefflichen Buche „Trotz allem“ zeigt, wie der Schweinehund überwunden — Frontsoldaten geschaffen werden.

Der soldatische Führer wußte, daß er nicht nur Helden führte und brave Mitläufer, sondern auch Nervenschwache und Feiglinge und — Verbrecher. Er kannte das sehr Menschliche wie das Bestienhafte, das in jenen kämpfenden Uniformierten steckte, und wußte, daß man dem Tierischen im Menschen mit der *Energie* eines *Tierbändigers* entgegentreten muß. Er wußte dies genau so, wie das andere, daß zur Wahrung der Disziplin und damit der Gefolgschaft eine *unendliche Güte*, eine treusorgende *Kameradschaft* und ein tiefes *Verstehen* des *Menschlichen* und aller seiner inneren und äußeren Nöte gehört.

Der „Militär“ wußte dies alles nicht. Er verkrampfte sich im Kadavergehorsam. Er versteifte sich auf seine papierenen Gesetze, und er vermied alles, was Reibungen ergeben konnte, und schob jede Verantwortung ab, entweder nach unten oder nach oben. Aber meist nach unten.

Aber der, dem dieser Krieg zum Erlebnis wurde und damit zur Erfahrung, sah klaren Blickes, daß in einem Kriege, der eine so viel größere Anspannung, einen so übermenschlichen Opfermut verlangte, eine ganz *andere* Disziplin gefordert werden mußte als *jemals vorher*. Diese Mannszucht mußte aus dem Wesen dieses Krieges mit seiner neuartigen Kampfart psychologisch entwickelt werden und nicht militär-juristisch. Sie mußte sich genau so ändern, wie die Taktik sich änderte.

Die Dauer des Krieges änderte vor allem das Menschenmaterial. Soldaten kämpften zu Ende des Krieges, dessen Anfang sie als Kinder erlebt hatten. Andere, die im Frieden im Erwerbsleben grau

geworden und niemals militärisch ausgebildet waren, standen neben diesen halben Kindern im Feuer.

Die „Militärs“ verstanden schon von Beginn des Krieges an die Lage nicht, in der sich die soldatischen Führer an der Front befanden. Sie hatten im Frieden auf jene papierenen Machtmittel der Disziplinarstrafordnung und des Militärstrafgesetzes getrumpft, sie verstanden nicht, daß die Zeit selbst ein Königliches Patent zerreißen konnte, sie hatten sich eines paragraphierten Machtmittels bemächtigt und hatten vergessen, daß, so befremdlich es klingt, „Blut fließen muß, um Blutvergießen zu verhindern“.

In ihren verbohrten Schädeln saß wie Zement der Begriff der Humanität. Sie starrten auf die papierenen Kartenpläne, rechneten Mensch gleich Mensch, Soldat gleich Soldat.

Sie gingen bei ihren militärischen Rechenkünsten über die blutigsten Verluste hinweg.

Aber, wenn einer der Führer an der Front etwa gewagt hätte, auch nur das Blut *eines* Feiglings zu opfern, wenn im Feuer der Schlacht die Disziplin wankte, sie hätten, nein, sie haben ihn nach ihren papierenen Gesetzen verurteilt.

Nicht einmal Blut brauchte zu fließen, es genügte, ein rauher, aber herzlicher Rippenstoß, der den Zweck erfüllte, den Ungehorsamen zu erinnern, daß über ihm eine Macht, ja eine Gewalt stand, um den so „inhumanen“ Vorgesetzten vor den Richterstuhl der Militärgerichtsbarkeit zu bringen.

Aber dort wurde mit Tinte geschrieben, und nicht mit Blut.

Dort wurde verhandelt und nicht gehandelt.

So drosselte man die Machtbefugnis ab, statt neue Verordnungen über Waffengebrauch, über Standrecht herauszugeben, statt den Führer verantwortlich zu machen für Erfolg und Mißerfolg, für Gehorsam und Ungehorsam, und ihm Verantwortungsfreudigkeit und Machtmittel zu geben, die der Härte der Stunde angepaßt waren.

Man wurde immer humaner, je grausamer der Krieg wurde, bis die Sozialdemokratie merkte, daß von diesem System kein blutiger Widerstand mehr zu erwarten war, bis dann 1918 das Schießverbot den Meuterern die Gewaltmittel und damit die Macht in die Hände spielte.

Sie ergriffen die Gewalt, und ließen rücksichtslos Blut fließen.

Die Soldaten und ihre Führer kannten das Wesen der Gewalt, denn sie setzten jeden Tag der Waffengewalt des Feindes die eigene Gewalt entgegen und zwangen gleichzeitig die Untergebenen unter ihre Gewalt.

Sie wußten von dem Gebrauch der Gewalt, dem Zweck und Sinn der Waffe.

Sie wußten, daß in den schwersten Krisen immer die Führung, die Partei, die Nation siegen wird, die mit alleräußerster Energie gewillt ist, die Gewalt einzusetzen, um die Macht zu erlangen und — zu behalten.

Aber so gewaltige und gewalttätige Gedanken kreisten nicht mehr in den Hirnen der militärischen und politischen Führer. Die Disziplinarstrafordnung wurde vom Krieg zum Possenspiel gemacht und zum Spiel für die Militärs.

Die Hölle von Verdun war tausendmal grausamer als jede Disziplinarstrafe, als jede Strafe, die ein Menschenverstand im Militärstrafgesetzbuch ersann.

Dort war ja nur Arrest, Gefängnis, Zuchthaus oder schneller Tod.

Aber dieser Krieg war eben — die Hölle, hier war Hunger, Durst, in Todesangst, bis zum Irrsinnigwerden.

Hier war die Aussicht, lebendig verschüttet, verbrannt, zerrissen zu werden. Schlimmer noch, allzu oft war es ein langsamer, grausamer Tod unter fürchterlichen Qualen.

Dies alles auf sich zu nehmen, zu erdulden, forderte und erforderte die Disziplin von dem Mutigen wie dem Feigen, von Kämpfernaturen wie Energielosen, von jungen Gesellen ebenso wie von graubärtigen Familienvätern. Aber auch von denen, denen durch Jahrzehnte der Haß gegen den Kapitalismus, gegen den Militarismus, vor allem gegen die Offiziere eingeimpft worden war.

Man verlangte in diesen entsetzlichen Geschehnissen, daß die Disziplin gehalten und erhalten wurde, aber nach den Mitteln wurde nicht gefragt.

Wie oft waren die Vorgesetzten, die diese ungeheure Leistung forderten, recht wenig mit dem Wesen des Kampfes vertraut.

Sie hatten oft nur die sogenannte ruhige Stellung kennengelernt. Aber sie hatten meist nicht erlebt, wenn diese „ruhige Stellung" für Sekunden, Stunden, Tage in höllischem Kriegslärm aufbrüllte*).

Wer das nicht erlebt hatte, wer nicht verstand, daß man auch einmal einen im Vernichtungsfeuer Besessenen mit der Faust oder der flachen Klinge zur Besinnung bringen mußte, der verurteilte dann den verantwortungsfreudigen tapferen Führer, der die Disziplin erhielt, „wegen unvorschriftsmäßiger Behandlung Untergebener".

Denn unter der Firma „Humanität" war es für alle Pazifisten und Defaitisten leicht, die Energien lahmzulegen, sich auf papierne Gesetze zu versteifen.

*) Es gab Kommandierende Generale, die den Krieg ein Jahr lang mitmachten und nicht einmal im Graben waren.

Man hatte ja schon Jahrzehnte hindurch jede sogenannte Soldatenmißhandlung mit heftigem Pressegeschrei gegen den „fluchwürdigen Militarismus" ausgenutzt, man schwätzte in diesem humanen Zeitalter, „es sei das Spießrutenlaufen und der Korporalstock überlebt".

Aber gerade als die Pazifisten zur Macht kamen, da stützten sie ihre Macht auf Gewalt.

Der Gummiknüppel hing von da an an der Seite der Bewahrer der neuen Macht, der sogenannten neuen Ordnung.

Die Prügelstrafe wurde nunmehr ohne Urteil, auch ohne Veranlassung, verhängt über Greise, Kinder, Frauen, über Schuldige und Unschuldige. Von Bestrafungen wegen „unvorschriftsmäßiger Behandlung der Bürger" hörte man im Zeitalter der Abschaffung der Todesstrafe, im Zeitalter der politischen Morde und der vielen Tausende von Selbstmorden aus Not nichts mehr.

Der Abbau der Disziplin im Frieden.

> Justitia und Viktoria haben
> das Schwert in Händen.

Die Dinge, die zum Untergange führten, haben tiefe Wurzeln.

Dieser Krieg war weder ein Anfang noch ein Ende.

Wir sind weit entfernt von einer völligen Gesundung. Aber wir haben den tiefsten Punkt unseres soldatischen Niederganges überwunden.

Aber der Wille zur Erkenntnis unserer Fehler wächst, seitdem wir wieder in der Kriegsliteratur der Nachkriegszeit dem Volke mit Recht von deutschem Heldentum sprechen konnten. Seitdem dies Heldentum unbestritten ist.

Die Vorkriegszeit läßt sich heute bereits historisch betrachten. Man kann sie kritisieren, weil das viele Gute, das diese Zeit hatte, klar wird. Und auch das Schlechte. — Weil man objektiv sein kann.

Wir müssen den Wurzeln des Übels nachgehen.

Wir fragen:

Welcher schlimme Weg wurde beschritten vom disziplinierten Altpreußentum Prinz Friedrich Karls und Wilhelms I. bis zum Schießverbot Linsingens, wo der Unbotmäßigkeit alle Tore aufgesperrt wurden, jenen Tagen der Schmach, in denen alles Bittere der Niederlage von Jena und Auerstädt wiederauflebte?

Nur gemeiner, gröber, verderblicher wiederholte sich 1918 die Stunde der Schande von 1806, da jener Schulenburgsche Berliner Maueranschlag befahl, daß „Ruhe die erste Bürgerpflicht" sei.

Hörtet ihr's nicht jeden Tag in den Gazetten der Spießer von 1918 bis 1933?

Unser Blick für kämpferische Tätigkeit wurde getrübt.

Da die Praxis des Soldatenhandwerks bis zum Äußersten gesteigert war, versuchten wir, die Theorie zu übersteigern.

Wir Soldaten wußten wohl, daß Krieg Höchstleistung soldatischen Daseins bedeutet, und wir dachten als Idealisten, wir würden auch im Felde die Disziplin steigern.

Wer von den alten Truppenkommandeuren hat etwas von dieser Steigerung gemerkt?

Wie war es denn einst gewesen?

Wenn der Rekrutenoffizier oder der „Alte", der Kompagniechef, vor dem Kriege die Kriegsartikel verlas — was im Kriege bezeichnenderweise selten geschah —, dann kamen sehr viele Paragraphen darin vor, die mit der Strafandrohung für militärische Verbrechen endeten: „— wird mit Zuchthaus oder, wenn die Tat vor dem Feinde begangen ist, mit dem Tode bestraft." — Auf Schlafen auf Posten vor dem Feinde stand schwerste Zuchthausstrafe.

Die Rekruten starrten dann vor sich hin, schaudernd vor der drakonischen Gesetzgebung.

Auch die Vorgesetzten dachten nachdenklich: So hart wird der Krieg sein, so hart die Disziplin!? —

Ein anderes Bild stellt sich auf:

Wenn im Frieden beim Unterricht über den Felddienst, also den Dienst im Kriege instruiert wurde, dann begann der Vortragende gewöhnlich mit der im Kriege so gründlich widerlegten Lehre:

„Die Truppe hat 3 Arten von Tätigkeit im Felde:

‚Ruhen — Marschieren — Fechten.'

Am meisten ruht sie, und am wenigsten kämpft sie." —

In dieser Auffassung von der Disziplin einerseits und der Kampfesweise andererseits für den kommenden Weltkrieg liegt ein schwerer Teil der Tragik unserer Niederlage.

Die Disziplin im Kriege, der so ganz anders verlief, als man gedacht hatte, hätte eine völlige Umorganisation der disziplinaren Verhältnisse verlangt.

Aber man hatte im Frieden die Handhabung der Disziplin verkalken lassen.

Nun zeigte der Krieg ein ganz anderes Gesicht als das so oft geschilderte.

Im Weltkrieg standen die Truppen in langen Fronten einander gegenüber, um dann wieder wochenlang zu kämpfen und abwechselnd zu marschieren.

Ruhe hatte vielleicht die Etappe, — sofern Fliegergeschwader und Ferngeschütze sie nicht störten.

Auch die fechtende Truppe kam zuweilen zur Ruhe, aber die hieß: Sachen putzen, Gewehr reinigen und — Exerzieren.

Der Feldzug 1870/71, auf den man aufgebaut hatte, war im Gegensatz zum Weltkrieg ein militärischer Spaziergang gewesen, trotz aller blutigen Verluste, trotz aller Erfolge. Die geistige Vorbereitung auf den Krieg 1870/71 von 1860 ab, wie man sie aus dem Studium der Arbeiten des Prinz Friedrich Karls aus den Denkwürdigkeiten, Manteuffels, Roons, Bismarcks herauslesen kann und die viel mehr als die Moltkesche Taktik und Strategie uns die Feldzüge 1864, 1866, 1870 gewinnen ließ, ist von den Militärs als belanglos beiseite geschoben worden.

Ich frage meine reaktionären Kritiker, jene Militärs, die vielleicht Befehlshaber, aber nicht Führer waren, ob sie sich mit dieser Zeit und dem damaligen Soldatengeist befaßt haben.

Auf altpreußischer Grundlage war unter Berücksichtigung der letzten Feldzüge die Disziplinarstrafordnung und das Militärstrafgesetzbuch entstanden.

Man kontrollierte im Frieden echt „militärisch" die Handhabung der Disziplinarstrafgewalt vom grünen Tisch aus.

Man forderte die Strafbücher ein.

Aus dem Papier wollte man den Geist der Truppe und die Fähigkeiten des Führers erkennen.

Die Herren Adjutanten ließen ihre Pedanterie an den „Strafbüchern" aus, korrigierten wie Schulmeister Zeichensetzung, Rechtschreibung und Übereinstimmung mit Schema F. Sie schimpften, die Herren Brigade-Adjutanten usw., wenn sie die 12 Strafbücher eines der Regimenter durchsetzen mußten.

Man war deutsch und darum gründlich.

Es mußte z. B. in der Spalte „Höhe der Strafe" heißen: „3 Tage mittleren Arrests" und nicht „3 Tage mittlerer Arrest", und die Worte sauber auf jede dafür bestimmte Zeile verteilt. Sonst war das ein schwerer Fehler.

Die Strafbücher waren eine Fundgrube für die Militärs, um den Frontsoldaten ihre geistige Überlegenheit und ihre Macht zu beweisen. Es durfte kein Punkt fehlen und kein Komma. Wehe Dir, armer Chef, wenn die Division oder das Armeekorps Deine Strafbücher einforderte.

Die Beschwerden der Chefs über unberechtigte Kontrolle und Eingriffe in ihre Strafgewalt waren nicht eben selten. Wohl mit nichts

sind die Chefs vor dem Kriege so gequält worden wie mit den Strafbüchern (und den Schießbüchern!).

Da kam der Krieg.

Mit ihm kam die Trennung zwischen Soldaten und Militärs, da kam das Ende jener Disziplinarstrafgewalt, die die Aufrechterhaltung der Disziplin mit dem üblichen: „3 Tage Mittelarrest!" durchzusetzen sich vermaß.

Denn in diesem Kriege waren 3 Tage Mittel in einer Arrestzelle ohne Läuse, ein Ausschlafendürfen fern vom Schuß, eine Belohnung.

Die Führer, die Soldaten waren, wußten: Das war das Ende des papierenen Strafbuches. Sie wußten:

„Jetzt werden wir zeigen können, daß wir Führer sind.

Jetzt werden wir auf uns, auf unserer Persönlichkeit, auf unserem Herrenmenschentum, auf unserer Kraft — der geistigen, und wenn das nicht hilft, der körperlichen — die Disziplin aufbauen."

Das bedeutete Freiheit, das bedeutete Verantwortung, nach oben und erst recht nach unten.

Führer und Untergebener in einer Person, Richter über die andern, aber auch über sich selbst.

Die Militärs waren ratlos. Sie waren nichts, sie waren ja nur der Schein eines Soldaten, und nun nahm der Krieg ihnen die papierenen Grundlagen ihrer Stellung und ihrer Macht. —

In der Marneschlacht 1914 hörte ich, hinter einem Schutzschild einer feuernden 10,5-cm-Batterie beim Batteriechef stehend, wie dieser neben mir im Gedröhn der um uns einschlagenden 15-cm-Granaten durchs Telefon seinen Richtkanonieren zurief: „Wenn ihr nicht besser richtet, dann lasse ich euch beim nächsten Ruhetag nachexerzieren!"

Diese Leute haben gewiß niemals dafür nachexerziert. —

Beim Vormarsch erhielt ein Kavallerieregiment plötzlich von rückwärts Feuer von eigenen Truppen, das Regiment ging durch, in panischem Schrecken in Richtung auf die feindliche Infanterie. Ein Rittmeister zog blank, hieb mit der flachen Klinge in seine Leute, daß sie zu Verstand kamen, drehte die Schwadron durch Linksum-Kehrt-Schwenkung mit Zügen in die alte Richtung zurück, dorthin, wo das Feuer herkam. Denn dort war ein toter Winkel. Ließ ausrichten und ritt dann in vollster Ordnung im Schritt seinem Regiment nach, das durch die unsinnige Flucht blutige Verluste gehabt hatte.

Das war ganz gewiß nach dem Militärstrafgesetzbuch unvorschriftsmäßige Behandlung Untergebener, aber auch Rettung deutscher Menschenleben.

Ein anderer Fall:

Bei Erstarrung der Front im September 1914 war ein Ortskommandant dicht hinter der Front auf der Suche nach Dieben, die aus einer französischen Fabrik Treibriemen stahlen. Es war unzweifelhaft, daß es deutsche Soldaten waren, die sich daraus Sohlen für ihre Stiefel schnitten. Das Zerschneiden der Riemen verhinderte das Laufen der elektrischen Lichtanlage im Ort. Es waren 5 Lazarette dort. Ein Typhuslazarett mit 500 Mann. Alle Lazarette überfüllt, täglich neuer Zugang von Verwundeten. Man mußte sie nachts operieren, nähen, man brauchte Licht. Der Ortskommandant suchte die französischen Schuhmacher des Dorfes ab, er nahm den französischen Bürgermeister mit. Bei einem Schuhmacher fand er einen Soldaten, der sich dort eben besohlte Stiefel abholen wollte. Er forderte ihn auf, ihm die Stiefel vorzuzeigen. Der Soldat tat es nicht. Er forderte ihn das zweitemal auf, der Soldat gehorchte wieder nicht. Er beschmutzte durch seinen Ungehorsam die deutsche Ehre, den Ruf der deutschen Disziplin vor dem französischen Bürgermeister. Da fuhr dem Ungehorsamen die rechte Faust des Ortskommandanten ins Gesicht, während ihm die linke die Stiefel wegnahm. —

Wer war der Ortskommandant? — Ein kriegsbewährter Truppenoffizier.

Wer war der Soldat? — Landwehr-Traintrompeter von der Sanitätskompagnie, vielfach vorbestraft.

Was erfolgte? — Der Offizier erhielt 8 (acht) Tage Stubenarrest vom Oberkriegsgericht des Armeekorps wegen unvorschriftsmäßiger Behandlung eines Untergebenen. —

Ein weiterer Fall (1915):

Ein Offizier, mit der Polizeigewalt in der Ortsunterkunft betraut, nahm im Felde, im Ruhequartier, einen Soldaten fest, der nicht gehorchte und eine drohende Haltung einnahm. Da er nicht zur Wache folgen wollte, fesselte er ihn und führte ihn ins Wachlokal ab, meldete den Vorfall der Division.

Erfolg: Der Offizier erhielt 48 Stunden Stubenarrest. Im Frieden wird ein Zivilist, der der Polizei nicht gehorcht, sie bedroht und Widerstand leistet, streng bestraft.

Ein weiterer Fall (1915):

Ein Offizier traf im Graben auf einen Posten, der schlief. Vor dem Feinde schlief! Schwerstes Vergehen, mit Zuchthaus zu bestrafen. Nach dem Militärstrafgesetzbuch !— Anschreien konnte er ihn nicht, sonst wäre der Feind aufmerksam geworden. Er schüttelte ihn. Der Posten wachte nicht auf. Er gab dem Mann einen Rippenstoß. — Ein marxistisch verseuchter Soldat stand dabei, meldete es.

Erfolg: Bestrafung des Offiziers.

Ein anderer Fall aus dem Jahre 1914:

Ein Kommandierender General erfuhr zufällig, daß ein Offizier zwei Deserteure gefaßt und bei der Festnahme sehr unsanft angefaßt habe.

Erfolg: Der Offizier erhielt vom Kommandierenden General schärfsten Tadel! —

Tausende und Abertausende solcher Fälle ereigneten sich an der Front.

Wir fragen die alten übriggebliebenen soldatischen Führer, wie oft sie die Gewalt anwenden mußten, um ihre Macht durchzusetzen.

Wir fragen, wie oft sie durch ihr eigenes Beispiel, aber nicht durch die Mittel der Disziplinarstrafordnung sich durchsetzten.

Wir fragen aber auch, wohin wir gekommen sind dadurch, daß wir in Stunden der Gefahr nicht gleichzeitig Führer und Richter sein durften! Genau so Herren über Leib und Leben, über Leben, die wir ja schließlich sinnvoll oder sinnlos, erfolgreich oder erfolglos opferten, um den Sieg zu erringen.

War nicht irgendein Befehl zum Angriff ein Todesurteil für einen großen Teil der Geführten?

War nicht im Frieden, in Hunderten von Manövertagen, in allen Vorschriften immer wieder uns Führern eingehämmert worden:

Blutopfer müssen ertragen werden! —?

Nicht nur in der deutschen Armee —, überall!

Es gab Führer, die berüchtigt oder berühmt waren durch den rücksichtslosen Einsatz von Menschenleben und -leibern, wie der französische General Nivelle, der „buveur du sang“, der „Blutsäufer“, wie die Franzosen ihn nannten.

Ohne Opfer kein Sieg!

Das ist des Krieges ewiges Gesicht.

Es war das Sinnlose, daß Militärs, ohne mit der Wimper zu zucken, einen Angriffsbefehl unterschrieben und gleichzeitig einen Unterführer bestraften, wenn er nach ihrer Ansicht, die immer die theoretische war, scharfe Ordnung hielt.

Sie hatten es im Frieden nicht anders gelernt, und das ewig geduldige Papier, das der Krieg schon immer in Fetzen zu reißen pflegte, war noch immer ihr brüchiges Gesetz.

Was wußten diese Militärs von Meuterern, was von Deserteuren, was von Drückebergern?*)

Was verstanden sie von einem verantwortungsbewußten Ungehorsam eines Prinzen Friedrich Karl? — Sie setzten Ungehorsam gleich Ungehorsam.

*) Die Machthaber des Nachkrieges ließen die tapferen Soldaten, die Verräter in ihren Reihen mit Fug und Recht abschossen, zum Tode verurteilen und in Mörderzellen sperren. Dagegen durfte Landesverrat ungestraft gepriesen werden.

Was wußten sie von Nervenzusammenbrüchen Tapferster? Jener, die plötzlich nicht mehr kämpfen wollten — nein, nicht mehr kämpfen konnten und darum irgend wohin flohen, wo kein Grauen mehr wütete.

Tapferste, die nach kurzer Erholung, vielleicht nur von Stunden, ihre Leute wieder zum Sturmangriff vorführten.

Haben die Militärs sich einmal überlegt, wie wohl solch ein hoher Stab sich benommen hätte im Gas- oder Tankangriff?

Wer da tapfer gewesen wäre, und wer feig?

Wer im schweren Trommelfeuer die kalte Gelassenheit bewahrt haben würde, die fern vom Schuß nicht in Frage kam, jedenfalls unerprobt war?

Und was wußten die Militärs endlich von dem plötzlich aufglimmenden, heimlich geschürten Haß, dem passiven Widerstand, oft gesteigert bis zum offenen Ungehorsam, der da und dort in der Truppe aufkam?

Weil unsere prachtvollen Unterführer die Disziplin aufrechterhielten, weil die Fronttruppe noch immer hielt, glaubten sie, es sei ihr Werk.

Wieder bewahrheiteten sich die Worte des Prinzen Friedrich Karl, die er über die Revolution von 1848 schreibt, als er den Subalternoffizieren höchstes Lob zollt, daß sie die Disziplin aufrechterhielten. Er schreibt 1861:

„Die Compagniechefs und Lieutenants haben das bewirkt, wenn sie, nur *diesen Zweck* (*die Disziplin*; d. Verf.) im Auge, selbst unerlaubte Mittel verwandten und von oben *nicht* unterstützt wurden.“

Die Folgen.

Die Folgen einer Disziplin, die sich weder der Kampfform noch dem Menschenmaterial anpaßte, die man wie ehedem mit Drill — der oft in Schnickerei ausartete — aufrechterhalten wollte und zu deren Aufrechterhaltung man immer noch an der alten Disziplinarstrafordnung klebte, waren von verheerender Wirkung, als die offene Revolte und die Bildung der Soldatenräte einsetzte.

Die Militärs hatten die Last der Aufrechterhaltung der Disziplin auf die unteren Dienstgrade abgewälzt.

Damit hatten sie auch die Verantwortung abgewälzt.

Die Meuterer kamen mit ihren Forderungen, sie kamen mit einem disziplinlosen Benehmen. Sie wollten die Macht, und daher nahmen sie sich Waffen; sie wollten den politischen Widerstand der

monarchischen Führer brechen, deshalb entwaffneten sie die Offiziere und monarchietreuen Soldaten. Deswegen ließen sie den Offizieren die Rangabzeichen abreißen, jene Kennzeichen des Führers und damit die Abzeichen der Träger der Disziplinarstrafgewalt.

Wie war das möglich?

Die Königlichen Offiziere waren tot!

Die Militärs waren keine königlichen Persönlichkeiten. Sie waren weder überzeugte Monarchisten noch Kämpfer.

Sie waren keine deutschen Charaktere, die nach dem Niedersachsenspruch handelten:

„Viereckten Stein, wie er auch fällt,
Sich immer auf eine Seite stellt."

Sie hatten kein Schwert an der Seite, sondern einen Salondegen. Sie waren Opportunisten. Sie, unter deren Befehl vielleicht Tausende geblutet hatten, sie hätten nun einmal selbst ihr Blut einsetzen müssen.

Etliche alte Soldaten taten es.

Aber der Mangel an Verantwortungsfreudigkeit, die überm Gehorsam stehen soll, wirkte sich aus. Damit brach die Disziplin, damit brach das Heer zusammen.

Ihr braven, ihr tapferen Führer, wer lohnte es euch, daß ihr eure Truppenteile in musterhafter Ordnung nach Hause brachtet, als alles zusammenbrach?

Kein Militär hatte Verständnis dafür.

Keiner der neuen Machthaber holte sich diese Führer, die aus ihrer Persönlichkeit heraus die Disziplin erhalten hatten, und stellte sie an die Spitze der Truppen, die nun übrigbleiben sollten, um die Nation vor dem Untergang zu bewahren.

So war die Art des Einrückens der Truppen nach dem Zusammenbruch 1918 der beste Prüfstein für den Führer, der die Disziplin zu halten verstand.

Aber dazu gehört der eherne Wille, sich durchzusetzen, ein Herrenmenschentum, das sich bis zu übermenschlicher Leistung steigern läßt.

Aber dies Herrenmenschentum haben die Militärs nicht.

Ihr Kennzeichen ist: *Die Blutscheu.*

*Blutscheu schafft Blutvergießen**).

Eine Disziplin kann nur dadurch aufrecht erhalten werden, daß hinter der Macht die Gewalt steht.

*) Die Richtigkeit der hier 1930 aufgestellten Ansichten haben die Juni- und Julitage 1934 bewiesen. Es ist als ob dieser Absatz für diese Zeit und nicht vier Jahre vorher geschrieben wäre. Aber er gilt für jeden Führer, für jeden Feldherrn oder Staatsmann und für alle Zeit.

Die „ultima ratio regis" ist: Die Waffe.

Führerfreiheit heißt: „Einem hohen Gedanken Menschen zu opfern, sich selber nicht ausgeschlossen."

Disziplin aufrechterhalten heißt: „Alles verantworten, auch, daß Menschenblut fließt."

Clémenceau hieß nicht umsonst „der Tiger", weil ihm Blutscheu fremd war.

Um die Macht zu erhalten, muß eben jedes Mittel recht sein:

Macht beruht auf Taten!

Hier klafft der Unterschied:

Soldaten handeln — Militärs verhandeln.

Staatsmann oder Feldherr, Heer- oder Truppenführer, er muß wissen, daß das Eisen noch stärker wirkt als die Rede.

Er muß wissen, daß im Kampf der Schwertschlag stärker wirkt als das Wort.

Der Starke schlägt zu, der Schwache redet.

Wilhelm II. soll einmal anläßlich des Besuches eines Lazaretts beim Anblick der vielen Hunderte von zerschossenen deutschen Männern gesagt haben:

„Das habe ich nicht gewollt!"

Von Friedrich dem Großen stammt das Wort, das er seinen Grenadieren zurief:

„Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?!" —

Die alten Römer hatten den Spruch sich erkoren: „Navigare necesse est, vivere non necesse": Es ist nötig, Schiffahrt zu treiben, aber es ist nicht nötig, zu leben!

Wir waren in Deutschland blutscheu, sobald es zum inneren Kampf kam.

Die Waffen nach innen zu gebrauchen, hatten unsere Militärs nicht gelernt.

Im Kampf gegen den inneren Feind muß der Führer selbst Soldat, selbst Kämpfer sein, muß bereit sein, sich selbst zu opfern.

Man erschoß in Deutschland keine Defaitisten, keine Agitatoren, keine Deserteure.

Die Militärs kannten nur die papierene „Korrektur" des Friedens, nicht die Gewalt, die sich rücksichtslos durchsetzt.

Sie waren Kinder eines liberalistischen Zeitalters, das vorgab, „menschlich" zu sein, und das die größte Menschenschlächterei der Weltgeschichte erzeugte.

Die Humanitätsduselei blieb.

Und ihr Erfolg war, daß:

Politische Gegner ermordet, zertrampelt, ersäuft, erschossen wur-

den. Die Mörder gingen frei aus. Jeder Verbrecher wurde zum bemitleidenswerten Mitmenschen gestempelt. —

Schlagt die Nationalisten tot! — Gebt die Mörder frei! — das war das Zeitalter der Humanität. — —

Frankreich, das durch seine Presse in alle Welt schreien ließ, es kämpfe an der Spitze der „civilisation" für die ewigen Menschenrechte, wendete die barbarischsten Strafen an. Ein französischer Wachtposten auf dem Fort La grosse Tour bei Toulon in Südfrankreich zeigte mir 1917 an seinen Handgelenken die tiefeingeschnittenen Wundmale von eisernen Fesseln. Er war desertiert. — Hunderte wurden dort erschossen.

Man erschoß im Felde Deserteure nicht, weil man nicht die psychologische Fähigkeit hatte, zu beurteilen, wer aus Feigheit desertierte, oder wer nur mit den Nerven zusammenbrach.

Man erschoß nicht Lumpen, die sich in der Heimat bereicherten und schlemmten, während das Volk vor Hunger verkam.

Man erschoß nicht Hetzer, die zur Desertion aufforderten, nicht die Miesmacher, nicht die, die zum Munitionsarbeiterstreik aufforderten.

Man hatte Kriegsgesetze und wandte sie nicht an.

Man zieht in all den vielen Schilderungen der Revolte selten die Folgerung: was man hätte tun müssen, um die Macht zu behalten, um mit dieser Macht die Belange der Nation gegen den äußeren Feind durchzusetzen. Die sogenannten Patrioten, die den Zusammenbruch beschreiben und beschrieben haben, denken nicht daran, daß sie selbst schuld sind, daß die Revolte sich in diesen Ausmaßen durchsetzen konnte. Diese Patrioten haben sich ja auch erst die Braunhemden angezogen, als es ungefährlich war, dies Ehrenkleid zu tragen.

In den Oktober- und Novembertagen 1918 handelte es sich längst nicht mehr um die Herrschaft Wilhelms II. Es hätte sich um Monarchie, um Dynastie handeln können, es handelte sich aber unzweifelhaft um die Nation. Aber weder bei den Militärs noch bei den neu auftretenden Machthabern war der Wille zum nationalen Widerstand vorhanden.

Archivrat Volkmann schreibt in seinem Buche „Revolution über Deutschland" in jener kalten Sachlichkeit, die so wenig deutsch und so „professoral" ist, und die jeder Kritik ausweicht, über die Revolte unter anderem folgendes: „Die alten Autoritäten haben die Gewalt über die Massen verloren, sind plötzlich hilflos, kapitulieren ohne Widerstand," und zwar, nachdem er erst ganz richtig schreibt:

„Es ist ein altes Kriegsrecht, daß offene Meuterei vor dem Feinde mit Waffengewalt niedergeschlagen wird." Er schildert aber, ohne Schlüsse zu ziehen, den Aufruhr vor

Schillig-Reede: „Der Aufruhr scheint unterdrückt, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wurde." Aber er prägt den Satz nicht so, wie er hätte heißen müssen: ‚Der Aufruhr wurde nicht endgültig unterdrückt, weil kein Blut vergossen wurde.' — „Blutscheu!" — So folgt Beispiel auf Beispiel, wie ich es hier nachweise:

Seite 33, Kiel: Der Gouverneur sei entschlossen, Blutvergießen zu vermeiden. Seite 34: ... Keine Möglichkeiten, sie (die Bewegung) mit Gewalt zu unterdrücken ... Seite 38: Altona: Stellvertretender Kommandierender General läßt an die Garnisonskommandos seines Bezirkes telefonieren: „Widerstand aufzugeben, kein Blutvergießen." Auf Seite 43 sagt Auer zu Eisner (Kosmanovsky) in München, er sei bereit, um Blutvergießen zu vermeiden, das Innenministerium zu übernehmen. Seite 41 zitiert Volkmann den Kriegsminister von Hellingrath in München: „Man werde gut tun, ernsten Konflikten aus dem Wege zu gehen."

Volkmann berichtet weiter: 7. November. „Der König von Bayern geht am Nachmittag ohne jeden Schutz im Englischen Garten spazieren. Wenige Stunden darauf tobt die Volksmenge vor dem Schloß, verlangt Abdankung der Dynastie. Der König fährt dazwischen: er wolle nicht, daß unter seinen Münchnern ein Blutbad angerichtet werde." — Aber, so meldet Volkmann weiter (ohne die Frage zu stellen und Folgerungen zu ziehen: Was machte die Gegenseite?), am 9. November dekretiert Emil Barth, der Marxist: „Arbeitern, die sich weigern, ihre Fabriken zu verlassen und sich den Demonstrationszügen anzuschließen, solle man den Browning unter die Nase halten. Man dürfe sich nicht scheuen, ein Exempel zu statuieren"! — Volkmann ist weichherzig genug, als er von dem katastrophalen Schießverbot des Generals von Linsingen berichtet, wehleidig zu bemerken, „wie schwer dem alten Offizier dies Verbot gewesen sein müsse". Und doch wäre der Befehl zum Schießen genau so und mehr noch am Platze gewesen, wie ihn der sozialdemokratische preußische Innenminister an die Schutzpolizei ausgegeben hat, wie er in Kiel 1925 seinen Reichsbanner-Kameraden sagte: „Das Reichsbanner wird in einem künftigen Bürgerkrieg tapfer dazwischenschlagen." Jenes „Reichsbanner", das bei den Maiumzügen das Reichsbanner zu Hause ließ und unter roten Fahnen marschierte, jenes „Reichsbanner", von dem ein Mitglied in dem „Freien Wort" Ernst Heilmanns noch 1931 schrieb: „Hinweg mit den Liedern, die die Volksgemeinschaft und den nationalen Staat bedeuten! Hinweg mit dem Deutschlandlied!"

Die größte Schuld an unserm militärischen Zusammenbruch liegt bei den Militärs! In erster Linie bei den Führern der stellvertretenden

Generalkommandos, die sich zur Verantwortungsfreudigkeit nicht durchringen konnten.

Der Verlust des Ostens war die außenpolitische Folge. Der Verlust von Posen und Westpreußen ist Schuld der Militärs.

Innenpolitisch war die Folge des Zusammenbruchs des nationalen Widerstandes und der Blutscheu der Zusammenbruch der Nation, die völlige Auflösung in Parteien.

Aber schon der Wille zur Waffe, zur Gewalt gestaltete oft Erfolge, ohne daß es zum Blutvergießen oder zum Gebrauch der Waffe kam.

Die soldatischen Führer, die ihre Truppe in der Hand hatten, kehrten mit ihren Truppen in voller Manneszucht heim, ohne Soldatenrat und abgerissene Achselstücke.

Wie oft genügte die Geste, genügte der Befehl zum Laden und Sichern, genügte ein Augenblick jener besonnenen Verwegenheit, die deutsches Merkmal ist.

Wer aber verhandelte und nicht handelte, über den brach das Schicksal herein.

So schildert Volkmann den 5. November in Brunsbüttel: „Um das Äußerste zu verhüten, beginnt der Admiral zu verhandeln. Ein paar Stunden später herrscht der Soldatenrat."

Was, frage ich, war denn jenes Äußerste?

Vielleicht einige Tote?

Wie viele deutsche Menschen sind seit jenen Novembertagen in Deutschland erschlagen worden!

Von den Franzosen im Rheinland während der Besatzungszeit allein 640. Wieviel sind im Ruhrkampfe, im Aufstand von Hölz, in Bayern, in Oberschlesien gefallen und wieviel Braunhemden und Stahlhelmer?

Und dazu 20 000 Selbstmorde im Jahr als Erfolg des Wirtschafts- und Hungerkrieges! — —

Das höchste Recht ist immer noch die höchste Ungerechtigkeit gewesen:

Summum ius summa iniuria!

Der Frontoffizier, der mit der Klinge oder der Pistole in der Faust Ordnung und Disziplin schaffte, wurde im Felde bestraft, die Freikorpsführer, die Verräter und Spione abschießen ließen, wanderten ins Zuchthaus.

Das Zeitalter verlogener Humanität und mangelnder Disziplin ist aber nun endgültig vorbei. Das Dritte Reich ist wie das zweite in Blut und Eisen erstanden.

Die Gesetze ewigen nordischen Kämpfertums haben wieder Geltung.

Überm Gehorsam steht Verantwortung.

Es muß Blut vergossen werden, wenn man Blutvergießen vermeiden will.

Dem Soldaten tönt Schillers Lied wie eine Siegesfanfare:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!"

Auch nicht das Leben der Nation.

„Deutschland muß leben,
Auch wenn wir sterben müssen!"

Das gilt für Alle und für alle Ewigkeit.

13. Unteroffiziere.

A. Unteroffizierkorps und Verbeamtung.

.... im Massenzeitalter
Individualist bleiben...
Nietzsche

Der bürgerliche Beamtenberuf war der Abschluß der militärischen Laufbahn der Unteroffiziere. Beamtenschaft und Unteroffizierkorps waren im preußisch-deutschen Staate nicht zu trennen.

Die zwölfjährige Dienstzeit war die überaus scharfe, entsagungsreiche, aber allzuoft stumpfsinnige Vorschule des preußischen Subalternbeamten. Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue waren felsenfest in den langen Dienstjahren verankert worden. In keinem Staate der Welt fand man eine gleichwertige, gleich ehrliche Beamtenschaft. Aber sie war durch und durch unpolitisch.

Der ethische Begriff der Politik ist das uneigennützige Interesse am Staat, Parteipolitik ist das Interesse einzelner selbstsüchtiger Gruppen, die für ihren Eigennutz Macht beanspruchen. Weder die Beamtenschaft noch das Unteroffizierkorps stand zum Staate in einem geistigen und sittlich tiefwurzelnden Verhältnis. Beide arbeiteten völlig mechanisch, der Beamte im Staatsdienst, der Unteroffizier im Truppenverband, beide uneigennützig, aber am staatlichen Geschehen uninteressiert. Man hat die Behauptung aufgestellt, daß die deutsche Beamtenschaft das Deutsche Reich vor dem Untergang bewahrt habe, als die Revolte ausbrach.

Ich kann mich dieser Auffassung nur bedingt anschließen. Die Beamtenschaft war monarchisch aus Gewohnheit, nicht aus politischer Überzeugung. Der Staat war ihr nach Form und Inhalt ein leerer Begriff. Deswegen wurden diese getreuen Monarchisten in wenig Tagen getreue Republikaner. Deswegen beweist heute das von ihnen

getragene Hakenkreuz noch lange nicht ihre politische Zugehörigkeit. Ihr Leben bestand im Diensttun und Gehaltempfangen. Andere Sorgen gab es nicht.

Man muß im Gegensatz dazu das Verhalten des Offizierkorps der alten Armee beim Zusammenbruch als Vergleich heranziehen.

Das königliche alte Offizierkorps lehnte die Republik ab, weil ihre Gründer den schwersten Augenblick im Leben des deutschen Volkes benutzt hatten, um ihre internationalistischen Parteiinteressen vor die Belange der Nation zu setzen. Daran änderte das Auftreten der Groener, Deimling, Schönaich usw. nichts.

Die neuen Machthaber wünschten noch weniger als die Leute des Systems Bethmann, aufrechte Männer.

Im Gegensatz zum alten Offizierkorps wechselten die Subalternbeamten und die Unteroffiziere wenigstens äußerlich die Farbe. Sie blieben subaltern und urteilslos, obwohl sie den Staat und damit die Regierung sehr viel fester in der Hand hatten, als die in der Demobilmachung befindliche todmüde und abgekämpfte Armee.

Die wichtigste Macht im Staat sind die Beamten von Post, Eisenbahn, Telegraph usw. Stirbt der Verkehr, stirbt Staat und Volk. Der Zusammenbruch Rußlands erfolgte durch den Zusammenbruch seiner Verkehrsmittel. Die Eisenbahnbeamten waren sehr wohl in der Lage, die revolutionären Brandherde in Kiel und Wilhelmshaven abzuriegeln. Zu derartigen eigenmächtigen politischen Entschlüssen war die Beamtenschaft nicht fähig. Sie war an Kadavergehorsam gewöhnt, an jenen stumpfsinnigen Unteroffiziergehorsam, der so bequem war, weil er verantwortungslos war. Sie gehorchten den neuen Machthabern, wie sie den preußischen Königen gehorcht, wie sie 1806 den Franzosen Gefolgschaft geleistet hatten.

Man versuchte sie damals durch hohe Gehälter materialistisch zu verseuchen und zu binden, weil man sie nicht geistig beeinflussen konnte. Dieser Versuch ist ohne Erfolg geblieben. Ins Uferlose gesteigerte Beamtengehälter hielt unsere Wirtschaft nicht aus, und was sich nach links biegen läßt, läßt sich auch nach rechts biegen, bleibt also stets unzuverlässig.

Die Zeit hat die Unhaltbarkeit eines Beamtensystems erwiesen, das materialistisch auf hohe Bezüge und Bequemlichkeit im Dienst eingestellt ist, statt idealistisch auf Ehre und Pflicht. Die neue Zeit schafft allmählich Wandel. Ein großer Teil der politisch unzuverlässigen Beamtenschaft ist durch Männer ersetzt, die gewillt sind, das preußische bewährte Beamtentum wieder aufleben zu lassen.

Das Einstellen ungelernter oder sozialdemokratischer Parteibonzen in die höheren Stellen, die ihre Arbeit aus Mangel von Fachkenntnissen auf die subalternen Unterorgane abschoben, erhöhte das Selbstbewußtsein der gelernten Beamtenschaft und schaffte eine Geringschätzung nach oben. Gesinnungsschnüffelei erzeugte Verlogenheit der Gesinnung, nicht Bejahung der Judenrepublik.

Man muß offen zugestehen, daß die subalterne, unpolitische Denkungsart der Beamten in der falschen Erziehung des Unteroffizierkorps gelegen hat. In dem heutigen Reichsheer gewährleistet die Erziehung des Unteroffizierkorps zu Soldaten und nicht zu Militärs einen Beamtennachwuchs im altpreußischen Sinne. Die Gefahr der Verbeamtung, die in einem Heere, das nur aus Berufssoldaten besteht, leicht auftreten kann, ist durch das neue Wehrgesetz gebannt. Man darf den ungeheuren Schaden, der durch die Verbeamtung einer zum Kampf bestimmten Organisation entsteht, nicht unterschätzen. Die Verbeamtung ist der Untergang soldatischen Geistes, sie macht ein Heer zu einer Schar von Stadtsoldaten aus der Biedermeierzeit. Ein Soldat darf nicht als erstrebenswertes Ziel die Stellung eines Beamten haben, sondern muß eine militärische Zukunft vor sich sehen, muß einem soldatischen Ideal nachjagen. Die Schädlichkeit einer Verbeamtung wurde nicht gebührend gewürdigt, selbst bei einzelnen Dienststellen der Offiziere unterschied sich der Dienst wenig von dem eines Beamten. Der Chef der Personalabteilung eines großen Werkes und ein höherer Adjutant haben die gleiche Bürotätigkeit.

Eine völlige Verkennung soldatischer Grundsätze war es, daß man im alten Heer, dem nicht kriegerisch im Truppendienst, sondern nur militärisch am Schreibtisch und im Büro sich betätigenden Militär Rangbezeichnungen gab wie dem Soldaten in der Truppe. Der „Feldwebel" auf dem Bezirkskommando sah niemals etwas vom „Felde" des Kampfes. Ein ungeheurer Troß von beamtetem Militär, bewaffnet wie die zum Kampf bestimmte Truppe, das war die „Etappe" im Frieden, das war militärisches, organisiertes und uniformiertes Spießertum; seine üble Seite zeigte der Krieg und der Zusammenbruch.

In erster Linie war es das Heer der Schreiber bei den höheren Befehlsstellen, deren Tätigkeit durch den Wust des Papierstromes nötig wurde, der von obenher floß. Diese Schreiber-Unteroffiziere machten oft nicht einmal die Herbstübungen mit, waren demnach für den praktischen Dienst unbrauchbar. Reine Beamte waren die Schreiber bei den Bezirkskommandos, die nur ganz notdürftig militärisch ausgebildet waren. Außer der militärischen Ehrenbezeugung und der Uniform hatten sie mit einem Soldaten nichts gemein.

Die Zahl der Schreiber in der Armee ging in die Zehntausende. Von diesen verstanden es viele, sich bei ihrem Ausscheiden die Quali-

fikation zum Feldwebelleutnant geben zu lassen. Der militärische Wert dieser Portepee-Unteroffiziere entsprach weder ihrer Stellung noch ihrem Einkommen. Der ungeheure Schreibbetrieb im Heer machte aber alle diese Leute für den Frontdienst unabkömmlich. Bei dem Überbetrieb war das wichtigste für alle Stäbe, daß die Schreibarbeit tadellos funktionierte. Die Adjutantenkarriere schaffte zudem vielfach Bürokraten reinsten Wassers, durch welche die Verbeamtung noch verstärkt wurde. Ein Kavallerie-Brigade-Adjutant erklärte mir mit sinnlosem Stolz, „er sei der geborene Schreiber“. Er war nicht nordischer Rasse.

Zeitsparende Schreibmaschinen gab es nur bei den obersten Dienststellen.

Es wäre nötig gewesen, die Unteroffiziere nur einige Jahre in den Kommandos als Schreiber zu belassen, um sie dem Frontdienst nicht völlig zu entwöhnen.

Eine weitere sehr große Klasse von Unteroffizieren außerhalb der Front bildete das Musikerkorps, zumal bei der Infanterie. Bei den berittenen Waffen, wo bei sämtlichen Stäben Trompeter beim Exerzieren ritten, besonders bei der Feldartillerie, ging es für diese ohne Truppendienst nicht ab. Es gab Chefs, die bei den Herbstübungen Trompeter Unteroffiziersdienst machen ließen, nicht zum Schaden der Truppe.

Die außerhalb der Front stehenden Unteroffiziere wurden vermehrt durch das Sanitätspersonal, die Zahlmeisteraspiranten und die Kasino-Unteroffiziere. Dazu kamen die Unteroffiziere, die auf längere Zeit dem Truppendienst entzogen wurden, und um deren Tätigkeit in der Front die Chefs oft erbitterte Kämpfe ausfechten mußten. Von den Veterinäroffizieren wurde ständig darauf hingearbeitet, die Fahnenschmiede völlig zu Militärbeamten zu machen und sie aus dem Frontdienst herauszulösen.

Dies Drängen nach Kommandos aus der Front, aus dem rauhen, harten Dienstbetrieb bei Wind und Wetter, hinein in die warmen Schreibstuben auf Druckposten zeitigte auch beim Unteroffizierkorps die Entwertung des Front- und Feldsoldaten. Schreibarbeit galt eben als wertvoller. So wurden verbeamtete Schreibstubenmilitärs zu Idealen und Vorbildern für das Unteroffizierkorps. Und alle diese Unteroffiziere fielen für die Front im Kriege aus. Ihr Sammelplatz war Etappe und Heimat. Ihre soldatische Minderwertigkeit schwächte die seelische Widerstandsfähigkeit hinter der Front.

Der Grund zu dieser Flucht aus dem Frontdienst lag im Fehlen einer militärischen Lebensstellung für die Unteroffiziere.

Der Unteroffizier konnte nicht mehr als Vizefeldwebel (Feldwebel) werden. Es hätte also ein höheres Ziel, eine bevorzugte Stelle für Frontunteroffiziere, die länger als zwölf Jahre dienten, geschaffen werden müssen.

Die alte deutsche Armee hat leider nicht, wie die französische, den Unteroffizieren die Möglichkeit gegeben, Offizier zu werden*). Ich habe eine große Anzahl französischer Offiziere kennen gelernt, die aus dem Unteroffiziersstande hervorgegangen waren. Davon machten viele einen recht guten Eindruck, vor allem die Gendarmerie, die in Frankreich sehr viel militärischer aufgezogen ist als in Deutschland, und in die nur das allerbeste und zuverlässigste Unteroffiziermaterial übernommen wird. Sicher ist, daß Frankreich von diesen ehemaligen Unteroffizieren einen großen Nutzen im Kriege gehabt hat. Doch davon weiter unten.

In der deutschen Armee sind es gesellschaftliche und höfische Gründe gewesen, die von einer Beförderung zum Offizier absehen ließen. Man wußte sich nicht zu helfen. Der Offizier war hoffähig. Sollte man den aus dem Unteroffiziersstande hervorgegangenen Offizier auch hoffähig machen? Die vielgerühmte „Tradition“ hätte nicht dagegen gesprochen. Die Generale des Großen Kurfürsten, Hennigs von Treffenfeld und Derfflinger, stammten aus kleinsten Verhältnissen und saßen doch an des Kurfürsten Tafel. Scharnhorst war Bauernsohn. Eine große Anzahl napoleonischer Generale stammten aus kleinsten Verhältnissen. Peinlicher erschienen die gesellschaftlichen Fragen. Sollten diese ehemaligen Unteroffiziere gesellschaftsfähig sein und nun gar ihre Frauen? Vielleicht hatte der Feldwebel die Köchin von der Frau Oberst geheiratet. Und „das“ sollte nun Frau Leutnant werden? Und war denn dieser Offizier satisfaktionsfähig? Das waren im wilhelminischen Zeitalter Fragen, die gar nicht diskutierbar waren. In unserem jetzigen Heer nationalsozialistischer Weltanschauung ist mit derartig veralteten Auffassungen gebrochen worden.

*) Das wäre durchaus altpreußisch friderizianisch gewesen. Fridericus Rex dekretierte in seinem Reglement: „Wenn ein Unteroffizier, welcher kein Edelmann ist, aber große Meriten und einen offenen Kopf hat, dabei ein gutes Exterieur (also heldisch nordische Rasse. Der Verf.) und wenigstens 12 Jahr gedient hat, in gleicher Weise kein Branntweinsäufer ist, so soll solcher zum Sekundleutnant Sr. Kgl. Majestät vorgeschlagen werden.“ 1778 sagte der König „Unteroffiziere, die sich distinguieren, sollen nicht allein Offizier werden, sondern auch eines Adelsprädikats sich verdient machen“. Einen Unteroffizier, dessen Kühnheit er die Eroberung von Brieg verdankte, machte er zum Kapitän. Der große König setzte also sittliche Kräfte, gutes Benehmen, heldische Rasse, Leistung und Erfahrung vor Stand und Bildung. Das ist Altpreußentum, wie wir es meinen, im friderizianischen, nicht im wilhelminischen Sinne, das ist Überlieferung, wie wir sie der Wehr des Dritten Reichs wünschen.

Das Gesellschaftliche hatte ja das Dienstliche und leider auch das Völkische und Rassische so überwuchert, daß diese Fragen gar nicht erst erwogen wurden.

Die ganze Widersinnigkeit des gesellschaftlichen Lebens der Vorkriegszeit wurde aber klar, sobald Offiziere und Unteroffiziere bei den Herbstübungen zusammen ihren schweren Dienst machten, zusammen hungerten und dursteten, den letzten Schluck, die letzte Zigarre teilten. Da wischte der Dienst im Volksheer alle Standesunterschiede, alle gesellschaftlichen Vorurteile aus. In noch viel stärkerem Maße tat dies der Krieg. Einer der hervorragendsten Großindustriellen Deutschlands schrieb mir nach dem Kriege:

„Mein braver, vortrefflicher Wachtmeister M. ist mir im Kriege nicht nur mein Wachtmeister gewesen, sondern mein treuer Freund geworden.“

Und dieser Besitzer und Leiter eines Riesenunternehmens stellt an sich und seine Untergebenen die außerordentlichsten Ansprüche, ist durchaus nicht konziliant und zudem sehr vorsichtig in seinem Urteil.

Was im Manöver und im Kriege möglich war, wäre im Garnisondienst auch möglich gewesen. Im deutschen Volke gab und gibt es entschieden auch Führermaterial, das sich aus kleinsten Verhältnissen in die Stellung eines Offiziers heraufgearbeitet hätte, wenn man ihm die Gelegenheit dazu gegeben hätte. In dem kommenden Heer des Dritten Reiches wird jedem Soldaten wieder der Feldmarschallstab in den Tornister gelegt und dafür gesorgt werden, daß jeder wehrhafte Deutsche bei entsprechenden Fähigkeiten die Möglichkeit zum Aufstieg in die höchsten Heeresstellen hat. Im alten Heer wäre es durchaus möglich gewesen, den Unteroffizieren nicht nur zu einer Beamtenlaufbahn zu verhelfen, sondern gerade den besten unter ihnen eine rein soldatische Zukunft und ein erstrebenswertes militärisches Lebensziel zu verschaffen. Auf die gesellschaftliche Stellung als Offizier hätte kein Unteroffizier Wert gelegt. Eine solche Stellung war auch durchaus nicht erforderlich. Die Stellung der Musikmeister und Zahlmeister wies den Weg. Man konnte sehr wohl besser besoldete Zugführer und Offizierstellvertreter aus dem Frontunteroffizierkorps schon im Frieden machen. Sie konnten aus den technischen Spezialisten ausgesucht werden.

Bei der Infanterie: Exerziermeister und Maschinengewehrmeister.
Bei der Artillerie: Schießmeister.
Bei der Kavallerie: Stallmeister und Schmiedemeister, d. h. die Fahnenschmiede, die ja ihr Schmiedemeisterexamen gemacht haben mußten und nach Ausscheiden häufig in ihren bürgerlichen Beruf zurückkehrten.

Alle diese Zugführer und Offizierstellvertreter hätten den militärischen Wert der Truppe gesteigert und den soldatischen Kämpfergeist wachgehalten. Diese alten Frontsoldaten fehlten uns im Kriege allerorts, vielleicht nicht so sehr in der Gefechtslinie aktiver Regimenter als bei der Ausbildung der ungedienten Landsturmleute und bei der Aufrechterhaltung der Disziplin in der Etappe und Heimat.

Als dann der Mangel an Unterführern im Felde immer größer wurde, versuchte man, alles, was man von den ehemaligen Unteroffizieren k.v. machen konnte, in die Front zu schieben. Da kamen Feldwebelleutnants an die Front, die im Frieden noch nie eine Gruppe geführt hatten, und die jetzt einen Zug im Feuer führen sollten, Menschen, die vom Soldaten nur die Uniform und den Dienstgrad besaßen und als Führer nichts wert waren, weil sie ihre Dienstzeit wie Militärbeamte in Büros verbracht hatten. Sie verschwanden meist so schnell, wie sie gekommen waren, mehrten die Zahl der Drückeberger, hetzten dann fern vom Schuß gegen alles, was Frontsoldat war, besorgten sich dann in der Heimat den Titel eines Leutnants oder Oberleutnants der Landwehr und gingen nach dem Zusammenbruch in ihren Beamtenberuf zurück, ebenso gedankenlos der Republik anhängend, wie sie stumpfsinnig hinter der Monarchie einhergelaufen waren.

Weil diese subalternen Geister Verdienst und Vorteile aus einem Bekenntnis zum Marxismus erwarteten, weder etwas von Politik verstanden, noch Nackensteifheit besaßen, ließen sie sich im breiigen Schlamm der Charakterlosen mittreiben, ohne zu dem Bewußtsein zu kommen, daß derartige Kreaturen wohl schleimige Mitläufer einer Partei, niemals aber eiserne Stützen eines festen Staatsapparates sein können.

Im Gegensatz zu der s c h n e l l e n Beförderung der Bürounteroffiziere dauerte es fast ein volles Kriegsjahr, ehe man aus den alten aktiven Unteroffizieren Offizierstellvertreter machte. Auch dies erfolgte meist schematisch. Zuerst wurden die Feldwebel dazu ernannt und dann erst die Vizefeldwebel, obwohl der Feldwebel ja kaum Offiziersdienst zu tun hat, sondern mehr verwaltet und organisiert.

Ebenso währte es allzulange, bis man sich entschloß, aus den alten Unteroffizieren Offiziere zu machen, und die einzig maßgebende Vorbedingung — Tapferkeit und Tüchtigkeit vor dem Feind — wurde durchaus nicht immer als Maßstab genommen. Die Sorge, solche ehemalige Unteroffiziere in das aktive Offizierkorps hineinzubekommen, war lediglich in der unantastbaren Gesellschafts- und Hofstellung der Offiziere begründet. Man war ja ängstlich auf die Erhaltung des Offizierklubs, des geschlossenen Offizierkorps des Regiments bedacht, die ja für die Militärs wichtiger war als der Sieg des

deutschen Heeres, die Rettung des Vaterlandes, denn der Sieg war ja den deutschen Optimisten etwas Selbstverständliches.

Es gab noch im letzten Kriegsjahr viel hervorragendes Unteroffiziersmaterial, das kaum angegriffen war, und zwar in den Kavallerie-Regimentern, in denen ältere Unteroffiziere, also solche mit mehr als zwölf Friedensdienstjahren, viel häufiger waren als bei der Infanterie. Man ist viel zu spät und zum Teil gar nicht daran gegangen, diese als Zug- und Kompagnieführer auszubilden. Die Kavallerieregimenter waren sehr wenig ausgeschossen, denn sie hatten oft lange Monate tatenlos in der Etappe gelegen.

In der Kavallerie begann ja ein großer Teil der Mannschaft bereits 1914 sein viertes, 1915 sein fünftes, also 1918 sein achtes Dienstjahr. Diese Leute waren reine Berufssoldaten geworden. Von den Mannschaften hat man dann einen großen Teil als Unteroffiziere zur Infanterie übernommen, aber die alten Kavallerieunteroffiziere hat man nicht zu Infanterieleutnants gemacht. Wenn sich blutjunge Reserveoffiziere der Kavallerie an der Westfront den Hohenzollernschen Hausorden als Kompagnieführer verdienen konnten, so wäre es für einen Vizewachtmeister mit fünfzehn und mehr Dienstjahren um so leichter gewesen, sich ebenso hervorzutun. Zudem macht der Kavalleriedienst die Unteroffiziere viel selbständiger als der Dienst bei einer Fußtruppe. Sie waren durch den Patrouillendienst gewöhnt, selbständige Entschlüsse zu fassen.

Fehlte es also an einem soldatischen Ziel, so fehlte es gleichzeitig vielfach an der Erziehung. Nicht in militärischer Hinsicht. Die technische und taktische Ausbildung des Unteroffizierkorps war unübertrefflich, soweit es die Unteroffiziere der Front anbetraf, nur von den anderen Waffen hatten die Unteroffiziere so gut wie gar keine Ahnung, das ist heute besser geworden, wird aber zum Teil jetzt übertrieben.

Im Gegensatz zur militärischen Ausbildung hat die Erziehung zur selbständigen soldatischen Persönlichkeit vielfach im Argen gelegen. Es gab Vorgesetzte, die ihre Stellung den Unteroffizieren gegenüber mehr als eine Art Vormundschaft auffaßten, die ängstlich bemüht waren, jede Selbständigkeit zu unterdrücken. Sie zogen nicht die Unteroffiziere zu sich herauf, sondern übertrieben den Abstand zwischen Offizier und Unteroffizier.

Ein dienstlicher Abstand zu Ungunsten des Unteroffiziers in Bezug auf militärische Fähigkeiten und Erfahrung war im Vergleich mit dem jungen aktiven Leutnant ja gar nicht vorhanden, im Gegenteil, der alte „Vize“ steckte den frischgebackenen Leutnant glatt in die Tasche.

Freilich, der junge aktive Offizier aus der Vorkriegszeit war sich

seiner Unzulänglichkeit durchaus bewußt, und die jungen Herren wurden von den alten Chefs nicht gerade mit Samthandschuhen angefaßt, sogar meist noch schärfer als die Unteroffiziere herangenommen. Es waren Lehrjahre für die jungen Offiziere, und erst ganz allmählich wurden sie als den älteren Unteroffizieren gleichwertig erachtet.

Dieses scharfe Anfassen der jungen Offiziere hörte im Kriege mit dem Sterben der alten Chefs auf, die Kompagnieführer waren ja selbst meist sehr jung und besaßen oft wenig Autorität. Die Achtung, die der aktive Offizier im Frieden vor dem altgedienten Unteroffizier hatte, diese Anerkennung von Leistung und Pflichttreue, die dem alten Unteroffizier gezollt worden war, die er intensiv fühlte, diese Anerkennung wurde ihm von den Kriegsoffizieren oft nicht genügend gewährt.

Das verstimmte und verärgerte, machte den Unteroffizier verdrossen, um so mehr, als die Aussicht auf Beförderung und Aufstieg fehlte. So konnte selbst im Kriege eine Persönlichkeit aus dem engen Rahmen des Unteroffizierkorps nur selten heraustreten.

Schon im Frieden behinderten einzelne Vorschriften die Erziehung der Unteroffiziere zur Verantwortungsfreudigkeit und Selbständigkeit.

Instruktionsstunden sollten nach Möglichkeit nur von Offizieren erteilt werden. Also gerade in dem Dienstzweige, der eine geistige Arbeit des Lehrers bedingte, wurde der Unteroffizier ausgeschaltet. Das gleiche galt vom Nachexerzieren, auch das wurde ein Reservat der Offiziere. Der Grund dafür war, daß das Nachexerzieren geradezu zum Strafexerzieren wurde. Das ist ein Zeichen des Mißtrauens gegen das Unteroffizierkorps. Gewiß, man wollte die Mannschaft vor Mißhandlungen schützen. Ist es aber nicht vielmehr ein schlechtes Zeichen für die Vorgesetzten, daß sie ihr Unteroffizierkorps so wenig zur Selbständigkeit erzogen, daß man ihm das Nachexerzieren nicht überlassen mochte? Ein aristokratisch erzogener Unteroffizier darf sich nicht zu Quälereien seiner Leute hinreißen lassen. Ein Unteroffizierkorps wird stets das sein, wozu es sein Chef macht: es wird zum Spiegelbild des Chefs, zum Abbild seiner Vorzüge und Fehler.

Die Verbeamtung der Unteroffiziere ist eben gerade gefördert worden durch solche Chefs, die selber nichts als verbeamtete Militärs waren. Diese Verbeamtung war auch in der Fronttruppe im Frieden viel größer als man annimmt, weil selbst sogenannte Musterkompagnien und Musterschwadronen damit verseucht waren. In diesen Truppenteilen klappte anscheinend alles, und doch fehlte ihnen der soldatische, kämpferische Geist.

Sobald der Führer fehlte oder sobald eine selbständige, kühne oder gar verwegene Leistung verlangt wurde, versagten sie.

Während die militärische Literatur sich in Taktik und Strategie erschöpfte, fand man kaum ein Werk, das die Erziehung des Unteroffiziers und des Mannes zum selbständigen Kämpfer behandelte.

Die Franzosen haben diesen Mangel unserer deutschen Armee stets gefühlt, sie haben in ihrer Überheblichkeit immer behauptet, der deutsche Soldat tauge gar nichts. Dies ist natürlich nicht richtig. Richtig ist, daß der französische Soldat selbständiger erzogen wurde als der deutsche Soldat. Dafür aber war der deutsche Offizier besser als der französische. So wurde dieser Mangel an Selbständigkeit der Mannschaft, also auch der Unteroffiziere, durch die bessere Qualität des deutschen Offiziers ausgeglichen, so daß das gesamte deutsche Heer das bessere war.

Es war typisch für die alte Armee, daß es wohl eine Kriegsakademie gab, wo die Offiziere Kriegswissenschaften lernten, daß es aber keine Unterrichtskurse oder Schulen für angehende Chefs gab.

Auch hier eine grundlose Überschätzung der Taktik und Technik, eine Ausbildung von Militärs, nicht von soldatischen Führern. Es gab unzählige Reglements und Dienstvorschriften, aber es gab keine Dienstanweisung für den inneren Dienst in der Truppe, keine Vorschrift mit praktischen Beispielen, wie man ein Unteroffizierkorps erzieht, wie man auf den soldatischen Geist der Truppe einwirkt.

Man kann einwenden, daß im Frieden der Beförderung zum Chef fünfzehn bis siebzehn Leutnantsjahre vorausgingen, in denen genug Zeit war, dienstliche Erfahrungen zu sammeln, wie man ein Unteroffizierkorps erzieht. Aber was und wieviel der junge Offizier in dieser Hinsicht lernte, das war dem Zufall überlassen. Denn tatsächlich war ja viel mehr der innere als der äußere Dienst maßgebend für die Erziehung des Unteroffiziers zur Persönlichkeit. Nicht allein auf dem Exerzierplatz und dem Schießstand, sondern in der Kaserne und überall da, wo der Zwang des Kommandos und die Aufsicht der Chefs fehlte, dort wurden die größten Ansprüche an Charakter und Persönlichkeit gestellt, dort, wo die eigene Verantwortung anfing. Das Heranziehen des jungen Offiziers zum inneren Dienst war nötig, um dem jungen Offizier schon in jungen Jahren begreiflich zu machen, daß die Führung der Truppe nicht allein darin besteht, eine Truppe technisch und taktisch auszubilden und einzuexerzieren, sondern der junge Offizier mußte wissen, was Korporalschafts-, Geschütz- oder Berittführer sein heißt. Dies Heranziehen zum inneren Dienst überließ man dem Gutdünken des Chefs und begnügte sich allzu oft mit der Tatsache, daß die jungen Offiziere ja bereits in

ihrer Fähnrichszeit den inneren Dienst als Unteroffizier gelernt haben sollten. Aber diese Kenntnisse waren völlig unzureichend und mußten ergänzt werden. Es gab gewiß interessantere Dinge, als Röcke fünfter Garnitur nachzusehen oder Kammerbestände zu zählen. Es waren aber nicht die vielen Appelle, aus denen man lernen konnte, sondern es mußte Verständnis für die Arbeit der Unteroffiziere erweckt werden, für jede Kleinarbeit, die nötig war, um vom Knopf zum Kragen, von der Kasernenstube bis zur Kammer den ganzen Betrieb im Truppenteil in Ordnung zu haben und zu halten. Die Reserveoffiziere gar hatten meistens nicht die leiseste Ahnung von der Bedeutung des inneren Dienstes. Das hat sich im Felde oft genug übel ausgewirkt. Den Korporalschaften wurde im Ruhequartier oft nicht Zeit gelassen, ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Die Leute hätten vor allen Dingen ausschlafen und dann ihre Sachen in Ordnung bringen sollen. Man mußte eben schon im Frieden gelernt haben, wie mühselig der Unteroffizierdienst ist, und mußte bei seiner Überwachung Milde und Strenge richtig zu verteilen verstehen.

Je mehr sich der Chef und die Leutnants um die Unteroffiziere und um den inneren Dienst bekümmerten, desto besser war die Truppe, desto fester das Band der Gemeinschaft.

Es gab genug Mittel, den soldatischen Geist des Unteroffizierkorps zu heben, wie es falsche Wege gab, die diesen Geist in den Sumpf führten. Die schlimmsten Folgen hatte für die Unteroffiziere die im Wilhelminischen Zeitalter so beliebte Beschäftigungstheorie. Wenn der Dienstzettel von oben bis unten angefüllt war, so galt dies bei manchen Vorgesetzten als Zeichen großen Fleißes. Man verwechselte aber dieses Strohdreschen mit jener soldatischen Aktivität, die Napoleon seinen Generalen empfahl.

Es gab Chefs, die den ganz richtigen Gedanken hatten: Du mußt Dich ständig um den Dienst bekümmern. Aber sie fanden niemals das Ende. Ihre eigene Unfähigkeit trieb sie dazu, Unteroffiziere und Mannschaften andauernd beliebigen Dienst tun zu lassen, statt sich bestimmte begrenzte soldatische Ziele zu stecken. Diese Beschäftigungstheorie war das Steckenpferd verbeamteter Offiziere, es führte zur Verdummung der Untergebenen und zu gedankenlosem Stumpfsinn. Jedes Temperament erstickte in solchem Betriebe. „Nur nicht mehr machen als nötig ist," dachte das Unteroffizierkorps, „denn wenn der Dienst vorbei ist, steht neuer geisttötender Dienst bevor."

Wer das Unglück hatte, seine Dienstzeit unter solchen Vorgesetzten zu verbringen, der war glücklich, die Kaserne nach zwölfjähriger Tretmühle verlassen zu können und Beamter zu werden. Der hatte das Gift in sich eingesogen, diesen Geist der eng begrenzten Pflicht-

treue, den Grundsatz: „Stets beschäftigt scheinen und ja nicht unangenehm auffallen!“ Man floh aus dem Beruf, und wer das Sich-Drücken im Frieden gelernt hatte, der machte es auch im Kriege. Wie falsch war doch diese Erziehung! — —

Man spricht vom Soldatenhandwerk. Der Handwerker ist aber kein Fabrikarbeiter, der am laufenden Band steht und pflichtgetreu, aber gedankenlos seine vorgeschriebene Zahl Nieten einschlägt oder Schrauben anzieht. Das Soldatenhandwerk ist das Fundament der Kriegskunst, wie jedes handwerksmäßige Können für den Künstler Vorbedingung ist.

Die Grenzen zwischen Handwerk und Kunst sind kaum zu ziehen, so sehr sind beide ineinander verwachsen. Es ist doch das Geistige, was das Handwerk zur Kunst macht, und Soldatenhandwerk muß vom Geiste höchsten Soldatentums erfüllt sein.

Dem Unteroffizier, der Geselle in diesem Handwerk war, durfte nicht der Weg zur Meisterschaft verschlossen werden. Wie konnte man einen soldatischen Idealismus, eine glühende Begeisterung in einen handwerklichen Beruf tragen, der, zeitlich begrenzt, nach zwölf Jahren in einem durchaus unkriegerischen Beamtenberufe versanden mußte, in dem das erlernte Handwerk gar nicht einmal gebraucht wurde! Alle Technik war umsonst erlernt, alles kriegerische Draufgängertum fand dort ein stilles Ende. Die Fäuste, die dem Gewehr die eiserne Unterlage gegeben hatten, um die todbringende Kugel mit der Regelmäßigkeit einer Maschine ins Ziel zu senden, die den schneidigsten Bajonettstoß den Rekruten vorgemacht hatten, sie sollten nun die Feder führen. Und die durchtrainierten Körper, die unter feldmarschmäßigem Gepäck fünfzig und mehr Kilometer Tagesmarsch spielend geleistet hatten, sie sollten fortan in stumpfer Ruhe auf den Schreibstuhl gebannt bleiben. Wo blieb da die Möglichkeit, eine Begeisterung zu entfachen, wo sich kein letzter Aufstieg bot, um zur Meisterung des Handwerks zu gelangen und bis zur Kriegskunst vorzudringen?

Es ist bewundernswert, daß die deutsche Pflichttreue, jenes „seine Pflicht um ihrer selbst willen tun“, es ermöglichte, ein so ausgezeichnetes Unteroffizierkorps, wie wir es hatten, zu schaffen.

So groß war der kriegerische Geist im Volke, so groß die in Jahrhunderten geschmiedete Überlieferung soldatischer Pflicht, daß immer noch trotz eines fehlenden Ideals ein Unteroffizierkorps vorhanden war, das im großen Kampf der Deutschen gegen die ganze Welt sich bewähren konnte.

Und wie falsch war es, die Leitung, die Ausbildung und die Einwirkung auf das Unteroffizierkorps dem Feldwebel zu überlassen! Der

war ja auch nur Geselle und kein Meister, war meist auch derjenige unter diesen Gesellen, der als erster den Beruf, die Fahne, verließ, um den Rest seines Lebens als Beamter zu verbringen.

Haben jene allzu bequemen, vom Zeitalter der Zweckmäßigkeit ergriffenen Chefs einmal versucht, sich in die Psyche dieses Stellvertreters, des Feldwebels, zu versetzen? Konnte dieser Mann, dem man soldatischen Aufstieg wie allen anderen versagte, sein Soldatenhandwerk von einem anderen Standpunkt als dem der reinen Zweckmäßigkeit betreiben? Konnte er seine Unteroffiziere zu etwas anderem erziehen als zu zweckmäßigen Untergebenen?

Hatte Kühnheit, Kameradschaft, Opfergeist, Hingabe, Begeisterung, Soldatenehre einen „Zweck“? Sah man diese geistigen Vorzüge bei den Besichtigungen? Wenn die Besichtigungen klappten, die Kammer und die Kassen in Ordnung waren und man im Strafbuch die geringsten Strafen aufwies, wollte man da mehr? War es nicht so weit in der Armee gekommen, daß die B e s i c h t i g u n g e n das Wichtigste waren, jene Beherrschung der äußeren Form, die doch so hohl sein konnte und so ganz und gar nicht mit soldatischem Geiste erfüllt zu sein brauchte? Wenn ich einen Helm aus Pappe dick lackiere, sieht er just nicht anders aus wie ein Stahlhelm. Überwog nicht der äußere Schein den Inhalt?

In diesem Zeitalter des Optimismus, des äußeren Gepränges, des überblähten Selbstbewußtseins mußte die Sucht auftreten, sich mit dem äußeren blendenden Schein zu begnügen, mehr noch, der Versuch mußte lohnend erscheinen, sich und den Vorgesetzten einzureden und weiszumachen, es sei alles wunderschön.

Begann nicht schon lange vor dem Kriege das Zeitalter der Schönredner und Schönfärber? War es ein Wunder, daß diese satte Selbstgefälligkeit an vielen Stellen das Unteroffizierskorps ergriff? Stillstand ist doch Rückschritt! Was fertig ist, wird morgen überlebt sein, nur was wächst, was besser, größer und tiefer wird, nur das, an dem weitergebaut wird, nicht das Gute, sondern das Bessere, nur der täglich neu erworbene, erkämpfte und verbesserte Besitz hat bleibenden Wert.

Ich habe einmal eine solche Truppe übernommen, in der Unteroffizierkorps und Mannschaft dazu erzogen waren, alles „wunderschön“ zu finden, vor allem dem Chef gegenüber. Der Wachtmeister, glatt, verbindlich, ewig freundlich lächelnd, versuchte mir vorzureden, wie schön alles in der neu übernommenen Truppe bestellt sei. Die Unteroffiziere lauter „prächtige“ Menschen, Pferde, Kammerbestände, Exerzieren, Reiterei, alles „tadellos“.

Das erste Pferd, der erste Mann, der mir vor Augen kam, ebenso der erste Unteroffizier, der mir mit behender Lakaienhaftigkeit den Mantel abnahm und sich „lieb Kind" zu machen versuchte, alles war nur — Schein, nur ein dünner Lack.

Es war ein großes Reinemachen, das daraufhin anhob, ein Wind, der hart und scharf in diese elenden Gewächse hineinfuhr, daß sich diese militärischen Treibhauspflanzen eine andere Luft aussuchten. Fast alle älteren Unteroffiziere gingen, machten, daß sie in die ersehnten Beamtenstellen kamen.

Dann aber hieß es neu aufbauen.

Freude am Dienst erwecken, die Unteroffiziere zu Soldaten erziehen, und aus ihren Fähigkeiten das Beste herausholen, um sie auf den richtigen Posten stellen zu können, das war mein Ziel.

Dazu mußte man aber eine Zeitlang sein eigener Wachtmeister sein und sich im Außendienst und erst recht im Innendienst um jede Kleinigkeit bekümmern. Da hieß es, jeden Morgen sehr, sehr früh heraus. Der Stalldienst fing ja schon um 4 oder halb 5 Uhr an, und abends wurde es oft sehr spät, ehe man mit seinem selbstgewählten Dienst fertig wurde. Die Unteroffiziere hatten dadurch sehr viel mehr Dienst, aber ich war ja den ganzen Tag da, um zu helfen, nicht um den Dienst zu erschweren. Das Augendienern hörte sehr bald auf. Die Unteroffiziere sah ich ja den ganzen Tag, und damit sah ich auch, was ich an Persönlichkeiten besaß. Korrekturen, Rügen, Eingriffe wurden so sparsam wie möglich angewendet.

Für den harten Dienst mußte ich einen Ausgleich schaffen, damit das Unteroffizierkorps nicht stumpf und müde wurde; ich habe daher Urlaub gegeben, soviel es der Dienst vertrug, und mich nur durch häufige nächtliche Revisionen und sehr frühes In-den-Dienst-gehen vergewissert, daß diese Freiheit nicht mißbraucht wurde.

Ich hatte zufällig gerade die Küche unter mir und verbesserte das Essen der Unteroffiziere dadurch, daß ich einen gelernten Koch einstellte. Ich richtete Bier- und Kegelabende für die Unteroffiziere ein, zu denen auch mein vortrefflicher Kommandeur erschien. Dann saß man als Chef und Meister kameradschaftlich zwischen seinen Leuten, lernte sie außerdienstlich kennen, man hörte Näheres über Familienverhältnisse und Zukunftspläne und wurde dadurch im besten Sinne Kamerad.

Auch ein großer Garten mit Beeten für die Verheirateten wurde gepachtet. Ein Kleinkaliberschießstand wurde eingerichtet. Dort wurden allmonatlich Preisschießen abgehalten mit dem Erfolg, daß die Schießpreise beim Preisschießen der Unteroffiziere innerhalb des Regiments an meine Leute fielen, weil sie diesen für die Kavallerie so

wichtigen Dienstzweig als einen schönen Sport auffaßten und trieben. Großes Erstaunen im Regiment erregte es, daß ich, als eine unbekannte Neuerung, an dienstfreien Sommernachmittagen mit meinen Unteroffizieren auf Remonten ritt; das war in der Kavallerie sonst nicht üblich, gab aber einen Ausgleich für die Schärfe im Dienst. Eine den Kavalleriedienst außerordentlich belebende Neuerung vor dem Kriege war die Einführung des Reitsports innerhalb des Unteroffizierkorps. Dazu mußte man freilich nicht nur Rittmeister und Eskadronchef, sondern auch Sportlehrer sein. Der Sport weckte den Ehrgeiz, den Wagemut und die Rücksichtslosigkeit gegen die eigene Person. Verbeamtete Militärs klagten darüber, weil diese Neuerung Zeit kostete und die Pferde mager wurden. Aber ich habe durch Erziehung zur Selbständigkeit und durch Aussuchen geeigneten Pferdematerials*), durch sachgemäßes Training es erreichen können, daß während der Zeit, wo ich die Eskadron hatte, meine Unteroffiziere sämtliche Unteroffizierrennen, Preisreiten, Preisspringen innerhalb des Regiments gewinnen konnten, ja selbst das Preisschießen der Unteroffiziere. Diese Erfolge steigerten das Selbstbewußtsein des Unteroffizierkorps und schufen eine Leidenschaft zur Reiterei und zum Soldatenhandwerk, die sich später im Kriege bezahlt machte.

Die innere Geschlossenheit des Unteroffizierkorps habe ich dadurch verstärkt, daß ich nicht eher einen Gefreiten zum Unteroffizier beförderte, ehe nicht das gesamte Unteroffizierkorps mit der Aufnahme dieser Persönlichkeit in ihre Reihen einverstanden war. Es sollte eine Ehre sein für die Kapitulanten, in das Unteroffizierkorps einzutreten, und ich habe dadurch erreicht, daß die Unteroffiziere auf den künftigen Ersatz achtgaben und auf Ordnung und Anstand in ihren eigenen Reihen hielten.

Die patriarchalische Stellung eines Hausvaters, der nicht nur zum Befehlen und Strafen, sondern auch zum Vormachen und Helfen da sein muß, ist Vorbedingung für den Chef, der treue und kühne Soldaten als Unterführer heranziehen und zu sich heraufziehen will. Der Abstand, der zwischen Offizier und Unteroffizier, zwischen Vorgesetztem und Untergebenem bleiben muß, m u ß von selbst entstehen, wenn der Chef, wie es seine Pflicht ist, mehr arbeitet, mehr leistet, als Persönlichkeit eben „mehr ist" als der Unteroffizier. Wer es aber nötig hat, seine Unteroffiziere den Abstand merken zu lassen, der gibt damit die eigene Unfähigkeit zu.

Alle diese Anforderungen im Unteroffizierkorps durchzusetzen, ist für einen wirklichen Soldaten nicht schwer. Die schwerste Aufgabe

*) Ich habe selbst vier Chargenpferde besessen, die auf öffentlichen Rennplätzen Rennen gewannen, eine Spitzenleistung, die wohl nicht überboten werden wird.

wird immer die sein, im Unteroffizierkorps eine wahre Soldatenehre zu erziehen, ihm eine vornehme Gesinnung einzupflanzen. Denn ein Stand, der sich oft aus den untersten Volksschichten rekrutiert, in den auch hier und da das Untermenschentum eindringt, bringt häufig einen Ersatz mit völligem Mangel an häuslicher Erziehung. Wenn auch militärische Disziplin diese Leute in Schranken hielt, so brechen doch immer wieder Hemmungslosigkeiten hervor.

Der Krieg, der uns keine verschärfte Disziplin bescherte, vernichtete oft den dünnen Firnis militärischer Anständigkeit. Heller Zorn hat mich einmal gepackt, als ich sah, wie ein alter Unteroffizier versuchte, einem gefangenen Franzosen sein Kriegskreuz wegzunehmen. Als ich dann fragte, was er wohl dazu sagen würde, wenn ihm die Franzosen sein Eisernes Kreuz abnehmen würden, schämte er sich gewaltig. Die Franzosen selbst hatten für aristokratische Kriegführung kein Gefühl. Sie nahmen den Gefangenen Geld, Uhren, Mützen, Orden, Gamaschen, selbst Ringe*).

Diese Soldatenehre des Unteroffiziers, als des Mannes, der vom einfachen Soldaten emporstieg, ist nur anzuerziehen und einzupflanzen, wenn die peinlichste Auswahl sauberster Charaktere erfolgt. Wenn dies Ehrgefühl in selbstverständlichster Schlichtheit vom Chef selbst in langen Dienstjahren vorgelebt wird. Sie schließt alle soldatischen Tugenden in sich ein: Fleiß, Pflichttreue, Zuverlässigkeit, Hingabe und jene stille Tapferkeit, die das Leben im Friedensdienst und den Tod im Granatfeuer meistert.

Wenn wir daher das bessere Unteroffizierkorps vorbereiten wollen, nachdem das gute auf den Schlachtfeldern blieb, müssen wir Kämpfer erziehen, die sich nicht mit der seichten Flachheit uniformierten Militärbeamtentums begnügen, und wir müssen als erstrebenswertes Ziel eine soldatische Laufbahn geben, damit der Berufene auch in seinem Berufe bleiben kann, bis ihn der Frieden oder der Krieg zur Ehre des Vaterlandes verbraucht.

B. Unteroffizierkorps und Landsknechtstum.

Die harte Strenge soldatischer Erziehungsweise ist nordischem Geiste entsprossen.

Soldatenerzieher dürfen weder zu Glätte noch zu Weichheit neigen.

Härte und eine herzliche Rauheit hämmert jenen gestählten Soldaten zurecht, der die Überlegenheit im Kampfe gewährleistet.

*) Die Akten des Reichsarchivs geben in dieser Hinsicht Aufschlüsse, die viel zu wenig bekannt sind.

Es ist billig genug, daß jeder Antimilitarist, jeder Pazifist, jeder Schwächling, jeder Weichling und jeder Feigling, vor allem aber die ganze Horde keifender und kneifender Asiaten, den Unteroffizierstand zu begeifern sich verpflichtet fühlte und rauhes Soldatendeutsch mit Unteroffizier- oder Kasernenhofton bezeichnete.

Es paßte in das Zeitalter der verlogenen Humanität, daß man die harten Erzieher einer wehrhaften Jugend herunterriß. Es ist der gleiche Geist, der die ritterlichen Mensuren, die unsere akademische Jugend ausfocht, bekämpfte und zu bestrafen wünschte. Das Dritte Reich hat mit dieser falschen Gefühlszimperlichkeit gebrochen. Wehleidige sind aber höchst interessierte Zuschauer bei Boxkämpfen, wo Hiebe klatschen, Blut fließt und Kinnhaken den Gegner bewußtlos zu Boden schmettern. Jene neuzeitlichen Gladiatoren, die für Geld sich schlagen, werden gefeiert. Der selbstlose Erzieher deutscher Jugend, der Unteroffizier, der bei kargem Sold, auf kahlem Kasernenhofe, bei jedem Wetter, nur der Pflicht dient und lebt, ist kein Sensationsstück für die Menge. Er ist das Gegenteil von der dekadenten Forderung „panem et circenses“: Brot und Spiele! oder wie man prägen konnte: Stempelgeld und Kino!

In einer Zeit, wo marxistische Zeitungen die Hundepeitsche empfahlen, damit ein Arbeiter den andern damit ins Gesicht schlage*), war jede soldatische Rauheit verpönt.

Und so vergemeinerten und verallgemeinerten die jüdischen Literaten jeden gewiß nicht zu billigenden Übergriff, der einmal auf dem Kasernenhof vorkam. Für diese Leute war das Kapitel Soldatenmißhandlungen unerschöpflich. Es half, die Angst aller Feigen vor harter Zucht zu verstärken.

Remarque.

Ein Buch, von einem Zusammengebrochenen, einem ewigen Gymnasiasten geschrieben, wurde in über einer Million Exemplaren von einem jüdischen Verleger und seinem politischen Anhang ins Volk geschleudert. (Das Dritte Reich hat es verboten und eingezogen.)

Besonders „mondänen“ Weibern imponierte seine Hemmungslosigkeit. Es ist ein trauriger Ruhm Deutschlands, daß jenes Machwerk „Im Westen nichts Neues“ von dort ausging. Dem Soldaten war es nichts Neues, aber der Spießer verschlang es mit all seinen Gemeinheiten. Ein ewig Unfertiger schrieb es. Er konnte, um alle Sensationen zusammenzuschleifen, auch nicht umhin, dem Unteroffizierkorps einen Stoß zu versetzen, und so schilderte er den sadistischen Unteroffizier Himmelstoß. Remarque, ein Haltloser, der sich selbst

*) Volksstimme (Bergwacht Waldenburg Nr. 180/1930) Jahrgang 11.

nicht bezwingen konnte, der das Tier in sich nie meisterte, konnte nicht verstehen, daß man das Animalische in sich bezwingen muß, wenn man das Tier im andern bändigen will. Wie er das Viehische im Kriege schilderte, so schilderte er auch den viehischen Unteroffizier. Weil er selbst kein Kämpfer war und daher keinen Sinn haben konnte weder für den Kampf im Leben des Einzelnen noch für den Krieg zwischen den Nationen, weil er nur den Schmutz sah, nicht die Reinheit, nur den Schatten, nie das Licht, deswegen suchte er aus der Ausnahme die Regel zu gestalten.

Ein blutiger Anfänger im soldatischen Leben, rechnete er auf eine Sensation bei allen denen, die so gerne sich als Märtyrer hinstellen, die es schon heldenhaft finden, wenn sie sich einmal die Stiefel selbst putzen, und spartanisch, wenn sie einmal ihr Mittagessen verpassen, die sich so gerne von alten Weibern in Röcken wie in Hosen bemitleiden lassen, und denen es zuckersüß eingeht, wenn am Kaffeetisch dann von alten Tanten ein „Ach, der arme Junge!" geflötet wird.

Der Junge, der weiter nichts wie ein jämmerlicher Waschlappen war und sich in dieser windelweichen Rolle wohlfühlte und der nunmehr im Dritten Reich den Spaten im Arbeitsdienst führen muß.

Jeder, den mal ein Unteroffizier schnickte, dessen schlappen Gruß ein Vorgesetzter tadelte, den ein Offizier einmal schneidend anließ, propagierte das Buch, vergemeinerte und verallgemeinerte.

Mit dieser jüdisch-pazifistischen Volksvergiftung, die ich noch 1930 anprangern mußte, hat das Dritte Reich aufgeräumt. Die Presse und die gesamte Literatur kann nicht mehr zügellos gegen Volk und Staat hetzen.

Dieses jedes nordischen Geistes bare Thersitesgeschlecht verkroch sich in den pazifistischen Parteien und fühlte sich in der orientalischen Geistesrichtung wohl.

Diese November-Parteien wehklagten damals, daß ein Femerichter einen der Ihren hingerichtet hatte, den Mord an Horst Wessel und ähnliche kommunistische Gewalttaten aber nannten sie duldsam proletarische Abreibung.

Tatsache ist aber, daß man überall dort, wo man auf keine geistige Einsicht rechnen kann, wo man mit geistig armen Muskelmenschen zu tun hat, zu der Feststellung kommt, daß dem Untermenschentum schließlich nur eines imponiert: die rohe Kraft. Es ist der kindhafte Standpunkt des geistig Minderen: Der da ist stärker als ich, dagegen kann ich nicht aufkommen. Es wäre für manchen Unteroffizier, aber auch für manchen Offizier, recht gut gewesen, wenn er Faust und blanke Waffe besser zu gebrauchen gewohnt gewesen wäre.

Dem geistig Höherstehenden imponiert die rohe Kraft gar nicht. Er ersetzt sie durch Energie des Geistes und des Willens.

Es war keine geistige Leistung Remarques, auf die Sensationslust der Masse, auf die pazifistische Einstellung einer ausgebluteten Nation hin sich eine hohe Auflagenzahl zu erschreiben.

Sein Leserkreis war der gleiche, der stets dafür eintrat, daß man den Unteroffizieren die Möglichkeit gab, Offizier zu werden. Wozu also erst diese Forderung neben der Feststellung, daß es auch unter den Unteroffizieren Sadisten gab, wenn man es doch als eine Ausnahmeerscheinung hinstellt?

Ob sich diese begeisterten Anhänger Remarques einmal klar gemacht haben, daß in Frankreich die Unteroffiziere Strafgewalt haben? mit Arrest bestrafen können? (Diese Strafen können von jedem andern Vorgesetzten für das gleiche Verschulden erhöht werden.)

Daß die Strafen in Frankreich geradezu barbarisch sind gegen unsere Strafen? —

Himmelstoß wurde nur beschrieben, weil er in tendenziöser Weise gegen das alte Heer ausgewertet werden sollte.

Schaudernd las der Spießer und seine orientalischen Freunde von den Untaten des Unteroffizierkorps (von den Quälereien an unseren Kriegsgefangenen wurde nichts gesagt) und seufzte mit frommem Augenaufschlag: „Gott sei Dank, daß die Revolution von 1918 diesem „Militarismus" ein Ende gemacht hat."

Der Unteroffizier als Leuteschinder ist allerdings das Produkt des Militärs. Er ist ein Teil des Militarismus, ein Auswuchs.

Die Verantwortung.

Auf welchem Boden und unter welchen Verhältnissen eine solche Pflanze gedeiht, das ist aber nicht geschildert.

Denn es handelt sich nicht um die Fälle, wo ein jähzorniger Mensch einmal mit der Faust dazwischen schlägt. Das ist nichts Besonderes und nichts Schlimmes. Es kommt doch wohl jeden Tag vor, daß einem im bürgerlichen Leben stehenden deutschen Menschen die Galle überläuft, daß er eine Ohrfeige oder einen Faustschlag austeilt. Es geschieht wohl auch oft genug, daß sich jüngere oder ältere Männer einmal raufen. Es gibt Ohrfeigen, die auch bei älteren Menschen höchst erzieherisch wirken können.

Aber der Marxismus wollte doch nicht dem Militarismus, den Auswüchsen des Militärs zu Leibe gehen, sondern der Wehrhaftigkeit, dem Wehrgedanken und der Wehrmacht.

Er fälschte das Wort Militarismus um, das den Mißbrauch des Militärs bedeutet, und log, jedes Soldatentum sei Militarismus.

Er machte das Thema „Soldatenmißhandlungen“ zu seinem Steckenpferd.

Als der Marxismus gegen die Wehrmacht unter dem Schlagwort „Soldatenmißhandlungen“ agitierte, war er die Veranlassung, daß aus dem Rauh ein Gemein, aus dem Herzlich ein Hinterhältig wurde.

Es gab nicht mehr einen Puff, sondern es wurde gezwiebelt. Da konnten Übergriffe vorkommen, die kaum zu fassen waren. Betten zehnmal umgeworfen, Stuben künstlich verschmutzt, geschrubbt, wieder verschmutzt, und so konnte es Schikanen geben.

Wenn es einem alten Sergeanten gefiel, mit seinen eisernen, durchtrainierten Armen selbst mit Gewehr zu strecken, oder aber selbst mit Kniebeugen zu machen, dann konnte dieses Vorüben des Vorgesetzten für den weniger Athletischen eine schwere Anstrengung werden. —

Alle diese Übergriffe der Unteroffiziere, die als unvorschriftsmäßige Behandlung Untergebener schon schwer genug bestraft wurden, sind nur möglich, wenn der **Führer** der Truppe, der Disziplinarvorgesetzte, kein Soldat, sondern ein Militär ist.

Ein Soldat kennt seine Truppe, kennt seine Unteroffiziere und ist eben immer „da“. Ein Militär tut seinen Dienst und geht dann nach Hause, dort ist er Spießer.

Ein Soldat ist immer im Dienst, auch wenn kein Dienst ist.

Ein soldatischer Führer ist überall und nirgends, gleichviel ob es Frieden oder Krieg ist. Ob es Kaserne ist oder Exerzierplatz, ob es im Graben ist oder im Ruhequartier im Felde. Und der Soldat lebt mit seinen Soldaten und ist der Vertrauensmann seiner Leute.

Er ist der ewige Soldat, der ewige Kämpfer. Es ist das nordische Herz, das erst aufhört zu kämpfen, wenn es seinen letzten Schlag tut. Es ist der nordische Geist jenes Grafen von Mansfeld, der sich sterbend noch die Rüstung anschnallen läßt, um in Waffen zu sterben.

Der Vorgesetzte hat Schuld, wenn systematische Schikanierereien durch seine Untergebenen stattfinden. Wer in seinem Befehlsbereich seine Pflicht tut, dem können Mißhandlungen nicht entgehen. Der **Vorgesetzte** hat Schuld, wenn seine Mannschaften kein Vertrauen zu ihm haben, und der **Untergebene** hat Schuld, wenn ihm die Zivilcourage fehlt, seinem Chef pflichtmäßig zu melden, daß er mißhandelt wird.

Ein solcher Vorgesetzter, der in seiner Truppe nicht Bescheid weiß, sich um seine Leute nicht bekümmert, für seine Leute nicht sorgt, und zu dem seine Leute nicht ein blindes Vertrauen haben, der nicht „Vater — Führer — Kamerad“ ist, der ist der Züchter jener Himmelstoßnaturen, der ist aber auch Militär und nicht Soldat, der wird nicht von seinen Leuten als Führer verehrt.

Es ist für uns nicht Himmelstoß, der am Pranger steht, sondern der Militär als Vorgesetzter, der ihn duldete oder nicht erkannte, und die höheren Vorgesetzten, die diesen Militär nicht entfernten.

Wir werden immer Untermenschen haben. Aber wir müssen soldatische Führer haben, die mit einer Kompagnie von Zuhältern, Zuchthäuslern und Verbrechern ebensogut fertig werden wie mit einer Kompagnie von Kandidaten der Theologie, oder aber — mit einer Mischung beider Kategorien.

Herrenmenschen müssen uns führen, die über sich selbst Herr sind, Pflichtmenschen, die die Pflicht um ihrer selbst willen tun. Rauhe Krieger mit einem goldenen Herzen.

Wir alten Soldaten bedauern, daß der landsknechthafte Typus des sogenannten Spießes, des Vizefeldwebels (bzw. Vizewachtmeisters) nicht besser bezahlt und auch nicht nach Rang und Verantwortung höher gestellt wurde. Er war der Wertvollste im Unteroffizierkorps. Er war der Soldat. Der Kämpfer.

Wer das Heer der Zukunft bauen will, wird dafür sorgen müssen, daß die Zahl dieser Art von Unterführern so hoch wie irgend möglich ist. Dieser Dienstgrad hat im Weltkriege die schwersten Verluste gehabt.

Der alte „Vize“ ist tot. Die Nation hat neue zu schaffen.

Es gibt noch junge Männer in Deutschland, die ihn ersetzen können.

Es gibt noch Landsknechtsnaturen. Sie sind die Träger der neuen Fahnen — die Träger soldatischer Wiedergeburt, des Sieges — und der Freiheit.

14. Führer.

> Solange Sie dies Offizierkorps haben, können Sie sich freilich alles erlauben; sollte es aber nicht mehr sein, so ist es etwas ganz anderes.
>
> **Bismarck zu Wilhelm II.**

Ersatz und Herkunft.

Es war in der wilhelminischen Zeit gegeben, daß das Offizierkorps der alten Armee auf die breite Masse der gebildeten Stände zurückgriff. (Heute sind alle Schichten der Bevölkerung in die Lage versetzt, im neuen deutschen Volksheer in Führerstellen aufzurücken. Damit ist jedem deutschen Soldaten wieder der Feldmarschallstab in den Tornister gelegt worden und die Jugendorganisationen der Partei gewährleisten die erste Auslese.)

Es war daher durchaus richtig, daß man das Offiziers- bzw. Abiturientenexamen als Grundlage für die jungen Deutschen ansah, die, über das Soldaten-Handwerk hinausstrebend, die Kriegskunst erlernen und das deutsche Volk in Waffen führen sollten. Der Reserveoffizier aber mußte mindestens das Zeugnis zum Einjährig-Freiwilligendienst besitzen. Die Grundlage einer guten häuslichen Erziehung wurde dadurch gewährleistet, daß der Regimentskommandeur die Auswahl traf und den Ersatz nach Möglichkeit aus den gebildeten Bevölkerungsschichten auswählte, die in leitender oder führender Stellung waren. Es war klar, daß der Schwertadel, die höhere Beamtenschaft und die mit der Scholle verbundene Landwirtschaft, die seit Geschlechtern zum Gehorsam und Befehlen erzogen waren, den besten Führerersatz abgeben mußten.

Aus diesen Kreisen hatte sich das Offizierkorps schon zu Wilhelms I. Zeiten ergänzt.

Aber diese Bevölkerungsschichten reichten später nicht aus, um den Bedarf zu decken.

Das wilhelminische Zeitalter überspannte im allgemeinen die Wertung gesellschaftlicher Verhältnisse so stark, daß die gesellschaftliche Stellung der Familie des künftigen Offiziers für die Einstellung als Fahnenjunker ausschlaggebend wurde.

In diesem materialistischen Zeitalter gab es nur einen Ersatz für gesellschaftliche Stellung, das war der Reichtum, auch wenn er noch so frisch erworben und unkultiviert war. Der Reichtum ersetzte Erziehung und Familienüberlieferung, zum Schaden der Führerauslese. Reichtum verbürgt keine Führereigenschaften. Die Veranlagung zum Gelderwerb, so nützlich sie für den Geschäftsmann sein kann, ist eine drückende Last für den Soldaten. Eigensüchtiges Denken ist der Tod des Führergedankens.

Was aus diesem so völlig verschiedenartigen Ersatz Führereigenschaften entwickeln würde, das war bei seiner Einstellung ins Heer noch nicht abzusehen. Zum soldatischen Führertum gehört eine ausgesprochene Begabung.

Aus diesen jungen Menschen verschiedenster Herkunft sollten nun Führer ausgesucht und geschaffen werden. Die Nation erwartete, daß die Führerschaft des bewaffneten deutschen Volkes jenen großen Führern gleich blieb, die man die Paladine Wilhelms I. zu nennen pflegte, den Führern, die Düppel, Königgrätz, Gravelotte und Sedan schlugen.

Das wilhelminische Zeitalter wollte wohl Führer schaffen, die man „Vorgesetzte“ nannte, aber es schuf nur „Untergebene“. Es schuf den „Ergebenen“, den „ganz Ergebenen“, den „sehr Ergebenen“. Es schuf eine ganze Fülle von Ergebenheit, obwohl das Wort „sich ergeben“ nicht im Wortschatz eines Soldaten stehen dürfte*). Es schuf die Liebedienerei und das Byzantinertum, nicht Führer, sondern „Untergebene“ aller Grade, über denen das Gottesgnadentum des Kriegsherrn schwebte. Selbst Bismarck galt doch nur als „Handlanger“.

Man fand allzu viele Führer, die in leblosester Starrheit diszipliniert und bürokratisiert und derart in Sachlichkeit verhärtet waren, daß es ihnen in ihrer Maschinenmäßigkeit wohl gelang, in den Schlachten zu siegen und sich und ihre Truppen heldenhaft totschlagen zu lassen, aber einen Weltkrieg politisch gewinnen, dazu waren sie nicht imstande.

Es ist bezeichnend, daß seiner Zeit der Reichswehrminister Groener auf den so völlig fehlerhaften und unpreußischen blinden Gehorsam zurückgegriffen hat**).

Der Geist der Armee, der seit Friedrich dem Großen in seinem Offizierkorps steckt, hätte anders entwickelt werden müssen.

Werdegang und Führerwerte.

Wie war denn der Werdegang des Führers in wilhelminischer Zeit?

Erst die ersten Dienstjahre als Offizier gaben einen gewissen Anhalt für die spätere Eignung.

Denn der Begriff Führer und Offizier konnte sich zunächst nicht decken.

Die militärische Vorbildung schuf ja kaum einen wirklichen Soldaten. 6 Monate Front und 9 Monate Kriegsschule waren als Ausbildung völlig ungenügend. Man schuf damit nur den „Leutnant“, den „Militär“, aber nicht den „Soldaten“. Den „Vorgesetzten“, aber nicht den „Führer“. — Wir waren uns vor 40 Jahren dieser Unzulänglichkeit wohl bewußt, als wir auf der Kriegsschule das Fähnrichslied sangen:

„Auf Kriegsschul' hier erlernt man tolle Sachen,
Auf Kriegsschul' hier wird viel uns einfiltriert. —
Was man gelernt, was will man damit machen,
Wenn man, Offizier vorm Zuge, kommandiert?“

*) Tirpitz schreibt in seinen Erinnerungen von der „fast religiösen Ergebenheit, die dem Kaiser gezollt wurde“.

**) Wir werden den reaktionären Wehrzeitschriften und ihren Schriftleitern nicht vergessen, daß sie für Herrn Groener in den Kampfzeiten des Dritten Reiches völlig servil und urteilslos als echte rechte und verkalkte Militärs eingetreten sind.

Das war kritisch gedacht und richtig gedacht. Man war als angehender Offizier mit theoretischen Kenntnissen vollgepfropft und hatte von der Praxis wenig Ahnung. Diese liberalistische Auffassung des verstandesmäßigen Wissens vor alles andere zu setzen, sitzt als schwerer Krebsschaden noch überall, trotz der Zeitenwende. Sie muß mit allen Mitteln ausgemerzt werden. Man konnte dann als junger Leutnant so gut wie nichts, aber man war etwas, man war „Offizier", man war „Leutnant", aber doch eben nur „Militär", „Soldat" nur durch die Uniform, „Führer" nur durch Königliches Patent. Nur eines, die gesellschaftliche Stellung des Offiziers, sie besaß man wirklich und beherrschte sie auch.

Es war dies die Folge der Auslese aus einer bestimmten Gesellschaftsklasse, sie hätte aus Blut und Charakter erfolgen müssen. Diese militärische Stellung mußte nun nachträglich und schleunigst durch fachmännische Kenntnisse ergänzt werden. Die militärische Unzulänglichkeit schadete ihm zunächst nicht, wohl aber die gesellschaftliche. Die sogenannte, gute Gesellschaft selbst war vom ersten Tage der Offizierslaufbahn an ein unerbittlicher Richter. Jeder leiseste Verstoß gegen ihre Grundsätze wurde arg gerügt, kostete vielleicht den Kragen. Diese überstrengen gesellschaftlichen Auffassungen erscheinen uns heute vielfach übertrieben, weil sie oft jedem soldatischen Sinn widersprachen. So erzählt z. B. Rumpelstilzchen, der Verfasser des Mussolini-Buches, daß ein Oberleutnant v. Loeper vom Garde-Grenadier-Regiment Alexander*) seiner Zeit bestraft worden sei und fast den Abschied bekommen habe, weil er bei einer Ruderregatta als Schlagmann mitgerudert hatte; in einem Klub, bei dem die Mitglieder meist Kaufleute waren. Damit sein Name nun nicht an die gefürchtete gesellschaftliche Öffentlichkeit kam, hatte er offiziell unter einem anderen Namen gerudert. — —

Aber es genügte auch, daß man gegen irgendeinen „Prominenten" der Gesellschaft, der gar nicht Soldat zu sein brauchte, wider den Stachel löckte, dann konnte man leicht seinen Rock verlieren.

Die Auslese.

Erst sehr allmählich konnte mit fortschreitender Beherrschung des Kriegshandwerks an eine wirkliche Führerauslese gedacht werden. Aber diese Führerauslese erfolgte mehr nach militärischen, theoretischen, und weniger nach soldatischen, praktischen Gesichtspunkten. —

Im Frieden für den Kriegsfall soldatische Führer zu erziehen, ist gewiß eine sehr schwierige Aufgabe. Ein Kolonialreich wird auch im Frieden in seinen Kolonialtruppen Führer für den Kriegsfall ausbilden können. Wir hatten als junger Kolonialstaat den Wert der Kolonialtruppen als Kampf- und Erziehungsmittel nicht begriffen. So mußte der deutsche Offizier sich im Frieden Führereigenschaften in der Heimat erwerben. Der deutsche Spießer, der immer von Deutschlands Weltgeltung und Weltstellung erzählte, lehnte aber Summen zur Vergrößerung des Kolonialheeres in politischer Blindheit ab und begriff nicht, daß gerade in den Kolonien ganze Männer gebraucht und erzogen werden. Der General v. Lettow-Vorbeck, ein Kolonialsoldat im Besitz aller Führertugenden, hat der ganzen Welt ein unvergängliches Beispiel soldatischen Führertums dargeboten.

*) Auch er ist auf dem Felde der Ehre geblieben.

Das Wesen des Führertums.

Aber keine vorgesetzte Stelle hielt es für nötig, das Studium des Wesens soldatischen Führertums dem Nachwuchs anzubefehlen. So entwickelte sich das Führertum ohne besonderes Studium lediglich aus dem Geist der Reglements. Der Geist dieser Reglements in der deutschen Armee war der rücksichtslose Angriff.

Die Angriffstaktik verlangte opferbereites Einsetzen der Person, verlangte das „Vorleben" und das „Vorsterben".

Dieser Angriffsgeist hat unsere Heere siegreich in die feindlichen Länder geführt. Und doch war dieser Führergeist durch allzu enge Begrenzung und Einengung angekränkelt. Man hatte durch Jahrzehnte das Herz und das Hirn jedes Offiziers, der in eine höhere Stellung kommen sollte, derartig mit Wissenschaften blockiert, hatte ihn gleichzeitig so stark in die gesellschaftliche Zwangsjacke gesteckt, daß er nicht mehr souveräner Herr über die Kriegskunst war, sondern daß er selbst von den starren Formen der Taktik beherrscht wurde. So wurde er nicht Krieger und Führer, sondern Taktiker und Gesellschaftsmensch. Es war vergessen worden, daß die Kriegswissenschaften an die Zeit gebunden sind, daß die Formen der Taktik bedingt sind von der Waffenwirkung und der Technik und daß sie nur so lange zu verwenden sind, bis der Genius des Soldatentums neue, bessere Formen findet, um das einzige, ewige Ziel jedes Kampfes, jedes Krieges zu erreichen: Die Vernichtung des Gegners.

Freiheit.

Zu diesem Führertum bedarf es aber einer inneren Freiheit, welche sich nicht in starre Formen fesseln läßt. Es ist jene Freiheit, die Nietzsche wie folgt festlegt:

„Was ist Freiheit?"

„Daß man den Willen zur Selbstverantwortlichkeit hat."

„Daß man die ‚Distanz', die uns abtrennt, festhält."

„Daß man gegen Mühsal, Härte, Entbehrungen, selbst gegen das Leben gleichgültig wird.“

„Daß man bereit ist, seiner Sache Menschen zu opfern, sich selber nicht abgerechnet.“

„Freiheit bedeutet, daß die männlichen, die kriegs- und siegesfrohen Instinkte die Herrschaft haben über andere Instinkte, zum Beispiel über die des Glücks.“ *) —

Kann man die Freiheit des Führers klassischer festlegen?

Und hatten unsere Führer diese Freiheit?

Die soldatischen Führer — ganz gewiß.

Die Militärs — kaum.

Diese Freiheit mußte dem Führer, der durch die Friedensverhältnisse beengt war, mindestens in dem Augenblick gegeben werden, als „Mars die Stunde regierte“, in jenem Augenblicke, wo die Macht die Waffe ergriff und damit zu der Gewalt wurde, die über das Recht geht.

Der Beginn der Feindseligkeiten mußte den Führer von den Banden des Friedens freimachen. Die deutsche Heerführung hätte wissen müssen, daß mit Beginn der Gewalttätigkeiten die äußere Grundlage des Führertums: „das Königliche Offizierspatent“ sich ebenso von selbst ausschaltete wie die Machtmittel des Friedens: *Die Disziplinarstrafordnung und das Militärstrafgesetzbuch.*

Im Granatfeuer half keine Disziplinarstrafordnung, da half nur männlicher, unbeugsamer Führerwille.

Habt ihr Führer, die ihr den Vormarsch in Belgien und Frankreich mitmachtet, vielleicht einen eurer Leute mit Arrest bestraft? Will jemand behaupten, es seien in diesem Millionenheere, in jener Zeit, keine Verstöße gegen die Disziplinarstrafordnung vorgekommen? Womit ist denn in diesen Wochen die Disziplin aufrechterhalten worden?

Glaubt ihr, die Fälle seien so selten gewesen, wo die Führer die im Hagel feindlicher Maschinengewehre weichenden Truppen mit dem Revolver zum Halten brachten?

Etwa nur im deutschen Heer?

Gewiß, es gab Militärs, die derartig verkalkt waren, daß sie selbst im Kriege noch nicht begriffen hatten, daß man das Offizierspatent,

*) Der auf Oesel gefallene Frontkämpfer und Dichter Walter Flex schreibt für uns, das junge Deutschland, prophetisch: „Nur wer beherzt und bescheiden die ganze Not und Armseligkeit der vielen, ihre Freuden und Gefahren mitträgt, Hunger und Durst, Frost und Schlaflosigkeit, Schmutz und Ungeziefer, Gefahr und Krankheit leidet, nur dem erschließt das Volk seine heimlichen Kammern, seine Rumpelkammern und Schatzkammern. Wer mit hellen und gütigen Augen durch diese Kammern hindurchgegangen ist, der ist wohl berufen, unter die Führer des Volkes zu treten.“

das man nicht auf Grund kriegerischer, sondern auf Grund wissenschaftlicher Friedensleistungen und gesellschaftlicher Stellung erhalten hatte, sich erst aufs neue im Kampfe erwerben mußte.

Eine andere neue Gewalt mußte vorhanden sein, mußte durch den Krieg ausgelöst werden, die suggestive Kraft, durch welche die Masse gepackt wird, und schließlich, wenn es sein mußte, selbst die physische Gewalt, die die Waffe verleiht, als „ultima ratio“, dann, wenn der Schrecken des Krieges den Gehorsam und die Disziplin in der Truppe zu lockern drohte.

Erst dann, wenn der Kampf die Disziplinarstrafordnung und das Militärstrafgesetzbuch zu einem Fetzen Papiers gemacht hat, dann erst zeigt sich der wahre Führer.

Gewiß reichte besonders in den ersten Kriegsjahren die Autorität des Offiziers, der Drill und die Disziplin aus, um die Truppe zum Siegen oder zum Sterben zu führen. Das Kriegsende zeigte aber, daß die Verhältnisse sich auch so gestalten können, daß diese äußerliche Führerbegabung nicht immer ausreicht. Dann mußten die Persönlichkeitswerte im Führer alles Äußere ersetzen.

Auch die Truppenführer aus dem Weltkriege werden sich darüber klar sein müssen, daß die immerhin seltenen, aber kritischen Fälle, wo die Autorität des Patentes nicht mehr durchdrang, die schwierigsten Augenblicke für den Führer gewesen sind. Es waren jene Gelegenheiten, wo man nicht nur der Offizier, sondern der erste Soldat war, der „primus inter pares“, der Erste unter seinesgleichen, wo man Führer war, ohne eines Königlichen Patentes zu bedürfen. Ich meine also nicht, daß man als Führer seine Leute vorwärtsführte zum Sturm und mit ihnen festhielt in der Abwehr; — denn dazu konnte man auch ein tapferer Militär sein, das hätte vielleicht jeder andere auch gemacht. Ich meine vielmehr jene Lagen, *wo man als führender Mensch aus der Menschenmasse herausspringen mußte, ohne auf Grund eines Befehls oder einer Stellung dazu befugt zu sein, also ohne Machtmittel hinter sich zu haben**).

Ich erinnere mich eines Falles aus der Schlacht von Charleroi, wo in einem schweren Waldgefecht ein junger Rekrut eines Reiterregiments, dem das Pferd abgeschossen war, in die stürmende Infanterie hineinkam. Er stürmte mit, übernahm das Kommando des gefallenen Gruppenführers und machte den Sturm als Gruppenführer bis zu Ende mit. Das Infanterieregiment wollte ihn gern behalten, aber

*) Diese Auffassung von höchstem Führertum hat sich wohl durch das Auftreten der Männer, die das Dritte Reich in den Jahren vor 1933 schufen, als richtig erwiesen.

das wäre natürlich gegen die Vorschriften gewesen. Es konnte nicht „verantwortet" werden.

Wenn ich mich selbst frage, wo und wann ich Führer war, ohne daß eine Gewalt hinter mir stand, so sind es keine Erinnerungen aus den Kämpfen an der Westfront, als K.T.K., weder von der Somme- noch von der Arrasschlacht, in denen man doch genug erlebt hat; sondern es sind einige anscheinend völlig belanglose Begebenheiten.

Das eine Mal, als ich einen Offizier, dem ich versucht hatte etwas von meiner soldatischen Auffassung einzupflanzen, nach dem Kriege als Generalstabsoffizier wiedersah. Er hatte schon vor dem Kriege meine Truppe verlassen. Sieben Jahre waren seit unserem letzten gemeinsamen Dienst dahingegangen.

„Wissen Sie auch," fragte er mich, „daß ich mein Eisernes Kreuz Erster Klasse Ihnen verdanke? Sie wundern sich, weil ich ja nicht unter Ihnen gefochten habe. Aber doch ist es so. Jedesmal, wenn ich auf Patrouille war, habe ich mich gefragt: Wie würde das wohl mein alter Chef gemacht haben? Wie würde er wohl die Sache angefaßt und durchgeführt haben? Und ich habe es jedesmal so gemacht, wie ich es unter Ihrer Führung gelernt, und jedesmal war es richtig, und jedesmal hatte ich Erfolg, und ich bekam für meine Ritte das Eiserne Kreuz Erster Klasse."

So wußte ich denn, daß, wie ich's gewollt und wie ich's erstrebt hatte, im Herzen meines jungen Freundes noch nach Jahr und Tag ein Stück von meinem eigenen „Ich" mitgeritten war, und daß ich ihn geführt hatte, lange nachdem er meine Truppe verlassen hatte.

Das andere Mal, da war der Krieg zu Ende, man schrieb das Jahr 1920. Noch immer saßen wir deutschen Gefangenen hinter den eisernen Gittern der welschen Gefangenenlager. Der größte Teil der Offiziere unter schwerster Gefangenenpsychose leidend. Jede Disziplin, jede Abstufung nach Dienstgraden, jede Achtung vor dem Vorgesetzten war erloschen. Verkappte Offiziersräte hatten sich gebildet und heischten, daß ihr Wille durchgesetzt würde. Ich hatte als Lagerältester mehrfach auf Grund dieser Verhältnisse mein Amt niedergelegt und überließ es Jüngeren, Gefügigeren, die Geschicke der Gefangenen zu lenken. Aber je näher der Tag der Heimfahrt kam, desto hemmungsloser wurde die Anarchie, kein Machtmittel war da, die aufgeregten Scharen der Offiziere zu bändigen. Es war nahe daran, daß wenige Tage vor der Heimkehr die Faust regieren sollte. Da kamen die Offiziere noch einmal zu mir und baten mich, Ruhe und Ordnung zu schaffen. Offiziere, die mir den Gehorsam in irrer Verzweiflung einer langjährigen Gefangenschaft aufgesagt hatten. Da habe ich noch ein-

mal die Führung in die Hand genommen, ohne Befehlsgewalt, ohne Machtmittel, gleichzeitig unsere Interessen bei den Franzosen vertretend.

Es wurde Ordnung, es wurde Ruhe, ich konnte mich durchsetzen — und dann auf der Heimfahrt herrschte die beste Disziplin: es war wieder altpreußische Ordnung, es waren wieder deutsche disziplinierte Offiziere, und es hat sich keiner der Männertränen geschämt, die wir alle vergossen haben, als jenseits der Vogesen das Münster aus dem Grau des düsteren Februartages über den Häusern Straßburgs erschien. Schließlich muß ich jener Zeiten gedenken, die hinter uns liegen, jener nervenzermürbenden fünfzehn Kampfjahre von 1918 bis 1933, in denen man gezwungen war, zu vergessen, daß man einmal etwas „gewesen war", wo man alles verlor und nichts blieb als das Herz und das Hirn, wo man untertauchte in der braunen Armee, um sich dann mit Rede und Feder einzusetzen als Musketier des Dritten Reiches.

Noch einen letzten Fall eines einfachen Mannes will ich berichten, und ich weiß, daß die Soldaten, die dies lesen werden, sich noch genug ähnlicher Fälle aus dem Kriege erinnern werden.

Da bekam ein kleiner, schwächlicher Infanterist den Auftrag, drei Leute in die vorderste Stellung zu bringen. Den Dreien hatte das große Grauen der Kämpfe im Westen die Nerven zerschlagen, nun waren sie, wie der Soldat sagt, „getürmt", wie der Militär naserümpfend sagt, „desertiert". Der kleine Schwächliche hatte den Befehl, er sollte schießen, wenn sie „türmen" wollten. Drei Gewehre gegen eins. Das Schießeisen auch nur zu heben, hätte keinen Zweck gehabt. Die Viere setzen sich in Marsch, vor ihnen die rauchende, zuckende Sperrfeuerwand. Einer von den Dreien, der schon bis an die deutsche Grenze ausgerückt war, wollte auch bald nicht mehr mit: „Heinrich," sogte er, „ich kenne das, ich mach' nicht mehr mit!" Aber der Schwächliche ließ nicht locker, er redete und redete gut zu, und schließlich waren sie durchs Sperrfeuer durchgestolpert. Keuchend standen sie im Graben. Eine halbe Stunde später war Sturm und Angriff, und derselbe Ausreißer mit seinen vertrommelten Nerven, dieser Deserteur, war der Erste aus dem Graben und eroberte ein feindliches Maschinengewehr. — Jener kleine Schwächliche ist im Kriege noch nicht einmal Gefreiter geworden, aber ein Führer war er doch.

Verantwortungsfreudigkeit.

Führertum kann man nicht lernen; es ist eine Gabe, die man wohl ausbilden, aber nicht einpflanzen kann.

Eine solche Führerpersönlichkeit ist aber undenkbar ohne die Verantwortungsfreudigkeit, die von der inneren Freiheit beseelt dem Füh-

rer die Größe gibt, das Kühne, Soldatische: „Ich hab's gewagt!" Dies mutige Überspringen aller Hindernisse, dies Zerbrechen aller Hemmungen, das ist der Geist von Yorck. Dieser Geist der Verantwortung war im wilhelminischen Heere selten geworden. Die Redensart: „Ich kann die Verantwortung nicht übernehmen!" sie war häufig, billig und schlecht.

Hat nicht Wilhelm II. selbst am 9. November die Verantwortung für den Bürgerkrieg abgelehnt? So abgelehnt, daß wir ihn 14 Jahre erdulden mußten.

Aber zum Wesen der wahren Verantwortungsfreudigkeit gehört Selbstkritik, gehört innere Disziplin, wenn diese Tugend nicht entarten soll.

Ich habe schon lange Jahre vor dem Kriege die Ansicht vertreten, man solle bei den Besichtigungen den Führer des Truppenteils, der besichtigt wurde, zunächst sich selbst und seine Truppe kritisieren lassen.

Wie alle Dinge, die von unten heraufdrängen, abgelehnt wurden, so war es ausgeschlossen, daß dieser Gedanke Wurzel faßte. Aber ich halte ihn für den einzig richtigen. Der höhere Vorgesetzte wird beim Anhören der Selbstkritik des Untergebenen genau merken: „Was will, was sieht, was kann der Besichtigte?" Jeder Schönfärber hätte sich unsterblich blamieren müssen, jede Überheblichkeit wäre lächerlich zutage getreten. Aber auch jeder Entschluß hätte seine Begründung erhalten und — wer die eigenen Fehler und die seiner Leute sieht, wird die Fehler auch abstellen. Denn Fehler sind nur dann wirklich Fehler, wenn sie nicht erkannt und nicht abgestellt werden. Wer sich selbst so kritisieren darf, kritisieren muß, wird wissen, was er verantworten kann. Wie war es nun mit der Verantwortungs*möglichkeit* im Felde? Sobald der Kampf abflaute, ging der Hagel von schriftlichen Befehlen wieder los, der bürokratische Papierstrom, der von irgendeiner granatsicheren Stelle aus über die blutigen, opferreichen Meldegängerwege den Weg nach vorn fand. Diese allzu vielen Befehle hatte man sich im Frieden angewöhnt, so daß man es im Felde nicht ließ.

Wenn dann gar nichts mehr von oben zu befehlen war, dann wurde an jeder Kleinigkeit herumgenörgelt, bis auf den (man lache nicht!) Zigarettenstummel, der auf den sauber gefegten Holzrosten des Grabens liegen geblieben war. Dann wurden, statt der Truppe und dem Führer Ruhe zu gönnen, über die Stellung irgendeines Maschinengewehrs Bogen verschrieben und Stunden verredet, die zu besseren Dingen hätten gebraucht werden können.

Wie weit wir von dem alten verantwortungsfreudigen Führergeist entfernt waren, mag eine Stelle aus Prinz Friedrich Karls von Preußen 1860 erschienenen Heften beweisen. Denn der dort geschilderte Geist war in der wilhelminischen Armee kaum noch vorhanden. Damals konnte der Prinz noch schreiben: „Überhaupt scheint mir auch in dem preußischen Offizierkorps ein ungewöhnlicher Sinn nach Unabhängigkeit von oben und ein Aufsichnehmen der Verantwortungsfreudigkeit wie in keiner anderen Armee sich herangebildet zu haben ... kann es einen *glänzenderen* Beweis dafür geben als das *völlig ungehorsame Verhalten* des Kommandierenden Generals von Schack ...."

„Die preußischen Offiziere vertragen nicht die Einengung durch Regeln und Schema" .... „Wir lassen dem Ingenium des Einzelnen freieren Lauf, treiben die Kunst laxer und unterstützen jeden Erfolg selbständig, selbst da, wo es gegen die Absichten eines Feldherrn wie Wellington gewesen sein würde, der da verlangte, daß er jeder Zeit über jede Truppe freie Disposition haben müßte. Das kann man aber nicht, wo die Unterbefehlshaber ohne Wissen und Willen des Oberen sich in Unternehmungen, in eigene Händel einlassen, wie bei uns, und alle Vorteile ausbeuten." —

Zehn Jahre, nachdem Prinz Friedrich Karl dies schrieb, schlug Moltke mit jenem Geist der Verantwortung und der Freiheit die „Leutnantsschlachten" des Krieges 1870/71 (z. B. Spichern 2. August, Colombey und Nouilly 14. August 1870). Diese Leutnantsschlachten waren es, wo irgendein kämpferischer Leutnant den vor ihm auftauchenden Gegner ohne Befehl anpackte, und wo dann Bataillone, Regimenter und Divisionen in die aufzuckende Flamme der Schlacht gerissen wurden. — Vor dem Weltkriege kam es vor, daß der Führer des markierenden Feindes im Korpsmanöver den Abschied bekam, weil er seine markierenden Truppen gegen den Willen der Manöverleitung und damit zum Erfolg über das vom Kommandierenden General geführte Armeekorps geführt hatte. So hatte man in der Vorkriegszeit, wo Mannesmut weder vor Königsthronen noch vor roten Generalshosen etwas galt, die Verantwortungsfreudigkeit gründlich abgewürgt.

Man nannte es altpreußische Tradition, wenn man starr und steif wie diese Militärs an jedem wertlosen Grabenstück klebte, und hielt ebenso krampfhaft die Truppe fest, wenn sie endlich einmal im Stellungskriege aus dem Gefängnis des Grabens vorwärtsstürmen und die feindliche Front aufreißen durfte. Dann war in irgendeinem Stabsquartier auf der meist unzulänglichen Karte das engbegrenzte Ziel schon festgelegt, gleichviel ob Aussicht war, den Erfolg des Sturmes zu verzehnfachen.

Konnten diese Militärs, die nach unten jede Verantwortungsfreudigkeit unterbanden, etwas von dieser Tugend selbst besitzen? War

nicht vielmehr die leidige Folge, daß sie selbst auch nur das taten, was ihnen von oben her befohlen wurde?

Und als dann der Zusammenbruch kam, als Hindenburg, Heye und Groener dem Kriegsherrn rieten zu gehen, da brach alles zusammen, da war kein Führer mehr da, der gelernt hatte, etwas zu verantworten.

Hatte man nicht durch Jahrzehnte von Tradition geschwätzt? Von „altpreußischen" Überlieferungen? Wer hat sich in jenen Tagen des Generals von Courbière, des Kommandanten von Graudenz, aus dem Jahre 1806 erinnert, dem die Franzosen, die die Festung belagerten, sagen ließen, er solle sich ergeben, es gebe keinen König von Preußen mehr. Dieser alte Preuße hatte die Verantwortungsfreudigkeit zu sagen: „Wenn es keinen König von Preußen mehr gibt, so werde ich König von Graudenz sein!" Und er ergab sich nicht. —

Man sagt, Admiral v. Schröder habe bei den Nachrichten von den Unruhen in Hamburg und Kiel schon einige Züge mit regierungstreuen Soldaten zur Abfahrt nach Hamburg bereit gehabt. Zu seiner Entschuldigung wird gesagt, daß der Prinz Max v. Baden als Reichskanzler ihm verboten habe, mit seinen Truppen dorthin aufzubrechen und deswegen habe Admiral v. Schröder seine Absicht nicht durchgeführt.

Was hätte General v. Courbière wohl an seiner Stelle getan?

Keiner der höheren Führer hat diesem General aus dem Unglücksjahre 1806 nachgeeifert. Sie standen alle auf dem Standpunkt jenes Kommandanten von Berlin, der nach der Schlacht von Jena und Auerstädt befahl: „Der König hat eine Bataille verloren, nun ist Ruhe die erste Bürgerpflicht."

Wer muß bei diesem inneren militärischen Zusammenbruch 1918 nicht an die Schilderung des Prinzen Friedrich Karl über die Verhältnisse von 1848 denken, der später darüber schrieb: „Königlicher als der König und als ihre Vorgesetzten handelten die Subalternoffiziere im Jahre der Auflösung 1848, als sie, von den meisten höheren Vorgesetzten nicht unterstützt, ja deshalb gewarnt und gemißbilligt, die Disziplin und die Treue der Armee erhielten und förderten. Die Kompagniechefs und Leutnants haben das bewirkt, wenn sie, nur diesen Zweck in Auge, selbst unerlaubte Mittel verwendeten und von oben nicht unterstützt wurden. *Unsere Kommandeure und Generale hatten den Kopf verloren und verheimlichten alles; nicht bloß politisch gefährliche Kundgebungen einzelner Soldaten, sondern auch gewöhnliche Disziplinarvergehen.*"

Erinnert man sich nicht der gleichen Verhältnisse 1918, wie die Etappe zusammenbrach und die Fronttruppe gegen ihren Willen Soldatenräte bilden mußte? Es ist festgestellt, daß der Chef der Nachrichtenabteilung ähnliche Nachrichten über „politisch gefährliche Kundgebungen" an der Front nicht zur Kenntnis des Generals Ludendorff, sondern zu den Akten gegeben hat.

Es ist gewiß 1918 schwerer gewesen als 70 Jahre zuvor, denn die aktiven Infanterieoffiziere der alten Armee, soweit es Leutnants und Hauptleute waren, waren gefallen. Aber ebenso wie unsere Subalternoffiziere die Schlachten des Weltkrieges gewannen, wie schon 1914 der Großadmiral von Tirpitz schrieb: „Es sind unsere Leutnants, die es machen," so waren auch sie es, die dafür sorgten, daß das Heer im November 1918 sich nicht völlig auflöste. Wie damals verloren die Generale den Kopf, und die Frontsoldaten und Truppenführer hielten die Ordnung aufrecht. Der gleiche altpreußische Geist flackerte noch einmal nach dem Kriege auf: in Posen, Oberschlesien und an der Ruhr, wo die Freikorps unter jungen Führern retteten, was zu retten war; bis die unsoldatischen Befehls- und Machthaber ihnen aus der Sicherheit ihrer Büros in den Rücken fielen und die Hände banden.

Eine solche Verantwortungsfreudigkeit ist nur denkbar mit einer inneren Disziplin, mit einer Einordnung und Unterordnung, die nicht jene billige russische Starrheit hat: „Was befohlen wird, wird gemacht." Denn dies ist Disziplin für Analphabeten, nicht für deutsche Männer. Es ist aber diese innere Disziplin auch verbunden mit einer Verantwortungsfreudigkeit, die, wenn es notwendig ist, in wirren Zeiten den Meuterer, den Verräter, den Spion kurzer Hand über den Haufen schießen läßt.

Alle diese Tugenden sind für den soldatischen Führer Bedingung, der Militär verzichtet auf sie, er gehorcht gedankenlos und überläßt Kritik und Verantwortung dem Vorgesetzten.

Die „Distanz".

Der Aristokrat und Herrenmensch Nietzsche fordert: „daß man die „Distanz", die uns abtrennt, festhält."

Der Abstand war leider im alten Heere das einzige an der Stellung des Führers, das übertrieben wurde; man schien vielfach zu glauben, daß man nur von der Masse abzurücken braucht, um „Führer" zu sein. Ludwig Clauß sagt in seinem Buche: „Die Nordische Seele"*):

„Der Norde kann so wenig ohne den äußeren und inneren Abstand leben, wie der Fisch ohne Wasser." Das deutsche Führertum, weitaus nordisch, trug diesen Abstand in sich als etwas Angeborenes,

*) L. F. Clauß, „Die Nordische Seele". J. F. Lehmanns Verlag 1932.

Ureigenes und dazu in den Gesamtrahmen seines Wesens sich zwanglos Einfügendes. Aber im Massenheere der liberalen westischen Gleichheit meinten die nicht nordischen Menschen, sie müßten diesen Abstand halten, um etwa „Besseres" zu sein. Sie meinten mit hochgestochener Unnahbarkeit könnten sie sich selbst herausheben. Es war liberaler Schein, nicht nordisches Führersein. Das ist nun einmal angeboren. „Den Abstand betont nur, wer für ihn bangen muß, der artfeste nordische Mensch aber fühlt ihn gewiß", sagt L. F. Clauß an anderer Stelle. Gewiß, Horaz sagt: „Odi profanum vulgus et arceo." Aber gemeint ist doch mit diesem Abstand, daß man Herr bleiben soll, nicht, wie der Franzose sagt, „frère et cochon" (d. h. zusammen im Rinnstein liegt). Es ist dies das Abrücken vom Untermenschentum, von dem „Pack", von dem das Sprichwort sagt: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich." Aber aus dem erhabenen Standpunkt des Führers wurde vielfach ein Standpunkt des Hochmutes und des Dünkels. Es war das Seltsame, daß dieser Abstand zwischen Offizier und Untergebenen vielfach für das Wesentliche gehalten wurde. So wurde die äußere Stellung, die den Offizier in den sich neu schichtenden Kreisen des jungen Deutschlands über die Masse heraushob, von allen denen begehrt, die mit aller Macht nach oben drängten und dann, nach oben gekommen, als „Parvenüs" zeigen wollten, daß sie den unteren Schichten nicht mehr angehörten. Vor allem bot das Reserveoffizierkorps in dieser Beziehung Angriffspunkte, und die Übertreibung des „Distanzhaltens" schuf es, daß selbst oft innerhalb der Regimenter sich aktives und Reserveoffizierkorps in scharfer Weise trennten. Auch dann, als im Kriege ein großer Teil der Reserveoffiziere als Kriegsoffiziere gar keinen anderen Beruf hatte als den eines Soldaten. Dieser Abstand wurde in gänzlicher Verkennung des Wesens des Führertums durch solche Offiziere verstärkt, die überhaupt den Offiziersberuf nur als eine standesgemäße Beschäftigung, als einen beschäftigten Müßiggang auffaßten, die eine Zeitlang als Offiziere die Uniform eines bevorzugten Regimentes tragen wollten, die, mit großen Einkünften ausgestattet, nur leben und genießen wollten. Gab es doch Luxus-Regimenter, wo die Offiziere für ihre Uniformen mehr ausgaben, als die Zulage eines Durchschnitts-Infanterie-Leutnants betrug. Wo waren für diese Militärs die Zeiten hin, wo es noch vom preußischen Offizier hieß:

„La vie au roi,
l'honneur pour soi,
sacrificiant son bien,
chicané pour un rien;
voilà l'officier prussien!"

Und doch gab es noch solche altpreußischen Offiziere in der wilhelminischen Armee! Wie hätte sonst das deutsche Heer siegreich in alle feindlichen Länder vorstoßen können! Aber das waren die Offiziere der armen Regimenter, die es bei allen Waffengattungen, selbst bei den sonst meist wohlhabenden Kavallerieregimentern gab. Aber es gab kaum ein bevorzugtes Regiment außer den Garde-Infanterie-Regimentern, das nicht an sein Offizierkorps erhöhte, leider oft allzu hohe finanzielle Ansprüche gestellt hätte. In den armen, oft sehr vornehmen Regimentern war aber für Hochmut und Dünkel kein Platz, ebenso wie jeder reiche Emporkömmling sich dort von selbst ausschaltete. Dort war die Führerdistanz auf der höheren soldatischen Leistung, dem größeren Pflichtgefühl aufgebaut, nicht auf dem Geldbeutel, nicht auf dem Namen, nicht auf dem Dünkel.

Der Abstand zwischen Führern und Untergebenen muß etwas organisch Gewachsenes, nicht Künstliches sein. Er ergibt sich aus dem Führer-Vorbilde und vor allem daraus, daß der Führer vorleben und vorsterben muß. Man darf aber das Letzte und Schwerste nicht vergessen, das Vorleiden.

Vorleben, vorsterben, vorleiden.

Das Vorbild des deutschen Führers im Kriege war bedingt durch die deutsche Führer-Auffassung, die von der französischen völlig verschieden ist. Der Franzose fühlt sich in jedem Augenblick seines Daseins auf der Bühne des Lebens stehend, auch dann, wenn er allein ist, spielt er die Rolle, die ihm sein Schicksal zuweist, ganz ehrlich bis zum letzten, auch bis zum blutigsten Schluß. Es ist die große Geste, die der Franzose als „schön" empfindet, die er nicht missen will. Dem Deutschen ist diese Auffassung unverständlich.

Der deutsche Führer will Vorbild sein, ohne Theater. In tiefer Ehrfurcht müssen wir das Vorleben und Vorsterben unserer deutschen Truppenführer in deutschester Pflichterfüllung preisen. Es war jene stille Tapferkeit, jene „besonnene Verwegenheit", die mit gallischer Ruhmsucht und Tollkühnheit nichts zu tun hat. Alle unsere Siege, alle unsere Erfolge sind die Früchte dieser vorbildlichen, soldatischen, deutschen Führerschaft. Dieses Sterben deutschen Führertums wird wie ein Heldenlied noch nach Jahrtausenden erklingen.

Aber wenn wir mit Nietzsche fragen: Sind unsere Militärs immer gegen Mühsal, Härte, Entbehrungen, selbst gegen das Leben gleichgültig gewesen, haben die kriegs- und siegesfrohen Instinkte die Herrschaft gehabt über andere Instinkte, z. B. die des Glückes? Dann finden wir mit zorniger Trauer im Kriege bald nach den ersten Schlachten eine Kluft, die auch bei der Führerschaft Soldaten

und Militärs trennt. Wir müssen bekennen, daß ein großer Teil der Offiziere, ja ein Teil des ganzen Heeres durchaus nicht gegen Entbehrungen, Härte und Mühsal gleichgültig war. Daß dort, wo keine Todesnot mehr an den Nerven riß, oft nur wenige Kilometer hinter der Front, Tausende, vom Zeitgeist des Genießens erfaßt, schon vergessen hatten, daß man vorleben und vorleiden muß, wenn man Führer, ja selbst wenn man Soldat sein will. Diese Militärs erschienen dem Frontsoldaten verächtlich. Das Leben in der Etappe, selbst das einzelner Stäbe, wurde manchmal als geradezu peinlich empfunden. Bei den altgedienten Mannschaften der Front war die Disziplin stärker als die Sucht, Kritik zu üben. Aber diese alten Soldaten schwanden dahin, und damit stieg in der Truppe die Kritik bis zur Unbotmäßigkeit. Selbst soldatische Führer in höheren Stellen waren nicht in der Lage, eine soldatische Lebensauffassung bei Gleichgestellten oder Untergeordneten durchzusetzen. Die Zahl der Führer, die von dem Ingenium deutschen Führergeistes besessen waren, schwand immer mehr dahin, die Militärs blieben.

Während an der Front die furchtbarsten Kämpfe tobten, wurde eine neue, halbe Wahrheit als hetzerische Lüge dem kämpfenden Heere aufgetischt. Ein jüdisch-marxistischer Brandpfeil, der die niedrigen Instinkte in dieser leiblichen Not des Hungers und der Entbehrung aufflammen ließ; es war jener Hetzspruch: „Gleiche Löhnung, gleiches Essen — wär' der Krieg schon halb vergessen!"

Es entsprach dem Gefühl der Masse, daß irgend etwas in diesem Offizierkorps nicht stimme. Es war das instinktive Gefühl, daß viele Militärs im Kriege auf unberechtigt großem Fuße lebten.

Die Truppenführer, die mit den Mannschaften in den hungrigen letzten Kriegsjahren von dem Essen aus der Feldküche lebten, und alle leiblichen Nöte teilten, haben keine Ursache dazu gegeben, aber eine andere Handlungsweise ist auf das allerschärfste zu verurteilen.

Die Masse ist dumm. Die Masse hat nur die Instinkte des Tieres, keinen Verstand, nur Vernunft, sie versteht nur, was sie sieht, und — sie verallgemeinert. Und so übertrug sie ihren aus Hunger und Leiden geborenen und demagogisch aufgepeitschten Haß auf alle Offiziere; machte am ehesten Halt vor den eigenen Führern, mit denen sie täglich alle Gefahren teilte. Der Frontsoldat und der wahre Truppenführer verstanden sich. Dies Band hielt die Front aufrecht, während Heimat und Etappe zerbrachen. Von dem Vorleiden sah nur die Fronttruppe etwas, von diesem Vorleiden wurde in soldatischer Bescheidenheit nicht gesprochen, und es gab auch Fälle, wo der Führer in aller Stille aus selbstgewähltem Pflicht- und Ehrgefühl schwerste

Opfer für andere auf sich nahm, und diese Fälle erklären das Unfaßbare, wie trotz aller verbeamteten Militärs die Fronttruppe zum soldatischen Führer hielt und durchhielt. Von solchen Begebenheiten nur ein kleines Beispiel.

Einem Hauptmann war es in französischer Gefangenschaft gelungen, trotz allerschärfster Zensur ständig Nachrichten an das Kriegsministerium und an das Reichsmarineamt in Berlin zu senden. Es gelang ihm, durchzusetzen, daß eine Reihe von schwerkranken Gefangenen nach der Schweiz ausgetauscht wurden, und daß infolge der deutschen Repressalien sich die Verhältnisse in verschiedenen französischen Gefangenenlagern erheblich besserten und grausame französische Kommandanten entfernt wurden. Diese für den Hauptmann außerordentlich gefährliche Tätigkeit veranlaßte seine Verwandten in der Heimat, durch das Kriegsministerium zu versuchen, seinen Austausch nach der Schweiz durchzusetzen.

Jener für alle Gefangenen aufregende Tag kam, wo die neutrale Schweizer Ärzte-Kommission ins Lager kam, um die am schwersten leidenden Kriegsgefangenen auszusuchen. Denn nur eine begrenzte Zahl durfte nach der Schweiz. Der schwerkriegsbeschädigte Hauptmann wurde auch vor die Kommission gerufen: „Sie sind krank?", sagte der Schweizer Arzt zu ihm, „uns ist darüber berichtet worden." Worauf der Hauptmann, sich selbst die baldige, heißersehnte und so leicht erreichbare Heimkehr aus den französischen Gefängnissen verschließend, sagte: „Herr Doktor, ich bin gesund; ich kenne die Verhältnisse unter den Gefangenen, es gibt sehr viele, die sehr viel kränker sind als ich. Ich wünsche nicht, einem dieser Unglücklichen einen Platz in der Schweiz wegzunehmen." Und blieb noch zwei weitere lange Jahre gefangen. Es hat sich selbstverständlich für diesen Mann in der Republik als Belohnung für seine aufopfernde Tätigkeit kein Platz gefunden. Er war eben nur Soldat, und die Militärs hatten rechtzeitig dafür gesorgt, daß die erreichbaren Stellen von ihnen besetzt wurden. —

Von diesem Vorleiden wird allzu selten gesprochen, ebensowenig wie von dem Vorsterben, denn auch die Blutzeugen, die diese deutschen Männer sterben sahen, sind zum großen Teile selbst draußen geblieben. In so mancher Kompagnie war es zu Kriegsende vielleicht ein einziger, meist keiner mehr, der den Krieg von Anfang an bis zu Ende miterlebt hatte. So wurde das große Sterben der deutschen Führer und Soldaten vergessen. Aus dem falschen Benehmen der Militärs entstand der Haß, der demagogisch aufgepeitscht wurde und der sich auf alle Offiziere erstreckte, und der Haß gegen den sogenannten Militarismus, — und die Pazifisten sorgten dafür, daß dieser

Haß blieb. Es schien oft, als wenn das Volk seine Führer und seine Toten vergessen hätte.

Als wenn niemals ein 2. August 1914 gewesen wäre, wo Volk, Heer und Führer eins und einig waren.

Denn die Toten reden nicht.

Aber ihre Auferstehung ist nun 20 Jahre später gekommen.

Am 2. August 1934 steht das gleiche Deutschland an der Totenbahre des Reichspräsidenten eines geeinten Deutschlands.

Die Toten sind nicht umsonst gefallen.

Die deutsche Jugend hat das Erbe angetreten.

Es ist der deutsche Zorn, der „furor teutonicus“, der wie die ersten Stöße eines Erdbebens die heutige Zeit erschüttert. Die toten Führer stehen wieder auf. Sie predigen mit tausend unsichtbaren Zungen ein neues Pfingsten, eine neue Auferstehung deutschen Geistes. Predigen den Geist opferwilligen, entsagungsreichen, geistigen Führertums. Sie sprechen wieder vom „Vorleben“, vom „Vorsterben“, von Verantwortungsfreudigkeit und Führer-Freiheit, von der Abkehr vom Eigennutz.

Das Blut, das in „Blut und Eisen“ neue Reiche schaffen wird, fließt bereits.

Und das Eisen?

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“

Deutsche Männer wehren sich gegen Knechtschaft und Untergang.

Die Soldaten des Dritten Reiches marschieren.

In der neuen Zukunft wird es keine Militärs mehr geben, sondern nur noch Soldaten.

Wir zieh'n! Die Trommel schlägt, die Fahne weht,
Nicht weiß ich, welchen Weg die Heerfahrt geht.
Genug, daß ihn der Herr des Krieges weiß —
Sein: Plan und Losung, Unser: Kampf und Schweiß!

* * *

Nachwort:

Im ersten Schulungslager des Arbeitsdienstes der NSDAP. in Tzschetzschnow bei Frankfurt a. d. O. schrieb ich 1931 ein Schlußkapitel für die damalige erste Auflage. Die ersten Arbeitsmänner der Partei, als Soldaten des Friedens und der Arbeit waren die ersten Hörer und Leser der Gedanken, die hier festgelegt sind. Ich fragte

Deutschland in diesem Schlußkapitel: „Wer siegt?“ Ich wies auf unsern Führer, jenen namenlosen Soldaten des Weltkrieges hin, dem wir uns auf Gedeih und Verderb verschworen hatten. Ich nannte nicht den Namen dieses Mannes, der da siegen mußte. — Aber so irr waren damals die Gedankengänge sogenannter Patrioten, daß mir mehrfach gesagt und geschrieben wurde: Wenn etwa damit Adolf Hitler gemeint sei, so sei dies eine schwere politische Entgleisung*). — Zwei Jahre später war der Sieg sein. —

Mir war immer klar gewesen, daß dann auch wehrpolitisch eine neue Zeit anbrechen würde. — Mir war ebenso klar, daß in diesem ersten Bande, der mehr kritisch aufgebaut war, nicht annähernd alles das gesagt werden konnte, was zum positiven Aufbau einer neuen Wehrmacht in unserm Geiste nötig war.

Nun hat der Führer der Nation die Wehrhoheit wiedergegeben. Damit legte er den Grundstein zu einer nationalsozialistischen Wehr.

Der militärische Fachmann mag sich mit dem Aufbau und Ausbau der Ausbildung, Bewaffnung, Organisation beschäftigen, die Aufgabe des zweiten Bandes wird sein, die Wehrkraft und Wehrmacht des Volkes psychologisch zu untersuchen und geistige Richtlinien zu geben, die auch soldatisch dem Umbruch der Zeit Rechnung tragen.

Denn die geistigen Auswirkungen des Fronterlebnisses im Weltkrieg und des Fronterlebnisses in der nationalen Revolution sind noch lange nicht abgeebbt.

Dem Etappenhengst des Krieges folgte der Etappenhengst der Revolution. Die „Köpfe“ ohne Herz, die Leisetreter und Schleicher, die Lebensklugen und Gerissenen sind noch nicht ausgestorben.

Ein Heer ist soviel wert wie der Geist seiner Soldaten wert ist.

Wichtiger als Ausrüstung, Ausbildung, Organisation ist der Geist der Führer wie der Geführten: vor allem der Waffengattungen selbst. — —

Und schließlich weist uns all das Geistige auf das Letzte und Höchste, auf den Gott der Schlachten hin, den Soldatengott, der den Soldaten leben, kämpfen, siegen und sterben hilft. — — — —

Das alles wird im zweiten Bande**) behandelt werden.

---

*) Die Schlesische Tagespost beendete ihre Kritik über das Buch mit den Worten:

„Der echte Frontsoldat wird v. Volkmann dankbar sein, daß er das Buch schrieb, wenn der Verfasser auch am Schlusse der Entwicklung der Geschichte vorausgreift und dadurch ungerecht gegenüber der großen Masse echter Frontsoldaten wird, die z. B. im Stahlhelm stehen!“

**) Bruchstücke daraus sind schon in Presse und Rundfunk herausgekommen.

* * *

Um verschiedenen Rückfragen zu begegnen, folgen Daten aus dem Leben des Verfassers.

A. Militärdienstzeitbescheinigung.

1. Dienstverhältnisse:
   a) vor dem Kriege:
      11. 11. 1894 Fahnenjunker beim Ulanen-Regiment 16,
      24. 11. 1905 zum Dragoner-Regiment 13,
      17. 5. 1910 zur 34. Kavallerie-Brigade als Adjutant,
      20. 2. 1912 zum Dragoner-Regiment 7 unter Beförderung zum Eskadronchef,
      13. 5. 1914 zum Ulanen-Regiment 2.
   b) nach Eintritt der Mobilmachung:
      2. 8. 1914 mit Ulanen-Regiment 2 ins Feld,
      16. 9. 1915 zum Infanterie-Regiment 62 versetzt, mit der Stellung eines Bataillonskommandeurs beliehen und mit der Führung des III./J.R. 62 beauftragt,
      26. 10. 1915 zum Grenadier-Regiment 11,
      27. 10. 1915 mit der Führung des II. Bataillons / Grenadier-Regiment 11 als Bataillonskommandeur beauftragt,
      1. 7. 1916 in französische Gefangenschaft geraten (Sommeschlacht),
      30. 1. 1920 Rückkehr aus der Gefangenschaft, zur Abwicklungsstelle Ulanen-Regiment 2.
   Entlassen: 9. April 1920.
2. Gefechtshandlungen bzw. Aufenthalt im Kriegsgebiet:
   1914—1916: Kämpfe an der Westfront.
3. Beförderungen:
   18. 9. 1895 Fähnrich; 18. 4. 1896 Leutnant; 14. 6. 1906 Oberleutnant; 13. 9. 1911 Rittmeister; 31. 3. 1920 Major mit Patent vom 27. 1. 1918.
4. Orden:
   Erinnerungsmedaille 22. 3. 1897,
   Eisernes Kreuz zweiter Klasse 10. 9. 1914,
   Eisernes Kreuz erster Klasse 10. 2. 1916.

B. Schriftstellerische bzw. politische Tätigkeit.

Ab 1902 schriftstellerische Beiträge für „Sport im Bild", „Deutscher Sport" und „Sportwelt".

Ab 1910—1914 politische Beiträge für die „Tägliche Rundschau", „Rheinisch-Westfälische Zeitung", — Gedichte —.
Ab 1916 Berichte an das Kriegsministerium.
März 1920 Pressechef bei der Nationalen Vereinigung (General Ludendorff).
1924—1925 Völkische Freiheitspartei.
1929 Eintritt in die SA. und in die NSDAP., Pressewart, Mitarbeiter an der nationalsozialistischen Presse Schlesiens.
1929—1931 Bearbeitung des vorliegenden Buches.
1931 Drucklegung.
1930—1933 Gauredner der NSDAP. im Gau Schlesien.
1931 Mitglied der Gauleitung, Organisation des nationalsozialistischen Arbeitsdienstes für Schlesien.
1932 zur besonderen Verfügung des Reichsarbeitsführers Hierl.
1933 Mitarbeiter an der Zeitschrift „Deutsche Wehr" in Berlin.
April 1933—1. 1. 1934 Schriftleiter der nationalsozialistischen „Schlesischen Monatshefte".
1933 7. 6. Landrats-Amtsverwalter des Kreises Görlitz.
1934 5. 1. zum Sturmführer z. b. V. SA.-Standarte 19 ernannt.
1934 zum Landrat des Kreises Görlitz ernannt.
1934 11. 11. 40jähriges Militärdienstjubiläum.

This document was provided by Charles Talin

And dedicated to the memory of Adolf Hitler



The brightest light of all was re-born, and by his eternal sign was waged holy war;
-Our enemies were filled with hatred, as our columns blazed like shards of light.

Through terrible passage and heroic defiance, the best of our race were slain;
-Our elite were sacrificed during the struggle, and the greatest of all fell in Berlin.

Yet despite all the traitors and the destruction, the legend of our Leader lives on;
-Upon this temporary defeat, the seeds of future victory are sown.

With invincible faith we wait and prepare for final battle...

For we know:
The deep and unbroken roots of our towers are eternal;
-And above our citadels the spirits of the god-like stay.

One day a golden dawn will rise,
-then the dark tide will recede.
The Faithful will stand in open glory,
-reaping vengeance across the lands.
Until the reborn behold a new vista:
-the great noon-tide will be at hand.

An Aryan World,
-and the march towards the stars!

<Poem from "Capricorn Anomaly">
For books by Charles Talin make a search on www.stormfront.org or www.thiazi.net :
"Transcendent Breeding" ... "Capricorn Anomaly" ... "Folkish Dictionary" ... "National Socialist Communities" ... "Folkish Risk"
Or email directly: Charles.Talin88@googlemail.com